3 1761 06353753 4

164

Unser Jahrhundert.

Oder

Darstellung

der

interessantesten

Merkwürdigkeiten und Begebenheiten

und

der größten Männer desselben.

Ein

Handbuch der neuern Geschichte

von

J. H. Stöver,

Doktor der Philosophie und Rektor zu Burtehude.

Dritter Theil.

Zweyte Auflage.

Altona, 1799.

Bei Johann Friedrich Hammerich.

LIBRARY
MAR 25 1976
UNIVERSITY OF TORONTO

brief
D
0041967
v.3

Sr. Hochwohlgebornen

dem

Herrn Regierungsrathe

Claus von der Decken,

in Stade,

ehrfurchtsvoll und ergebenst

gewidmet.

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/unserjahrhundert03st

Hochwohlgeborner,

Gnädiger,

Höchstverehrtester Herr Regierungs-Rath!

Mein Vaterland verehrt in Ewr. Hochwohlgebornen nicht nur den verdienstvollen, sondern auch den seltnern Staatsmann, der mit der Erhabenheit seines politischen Charakters und Berufs den höchsten Adel der Seele vereinigt. Männer solcher Art gehören in die erste Classe der Merkwürdigkeiten unsers Jahrhunderts.

Und mit welcher Freude zeichnet der Historiker, und mit ihm jeder Philanthrop ihre Namen auf.

Dies frohe Gefühl und jene innigste Ueberzeugung mögen mich rechtfertigen, daß ich es wage, dieser Schrift den Namen Ew. Hochwohlgebornen vorzusezzen. Ich hätte ihr keine größere Empfehlung mitgeben können, als eben diese.

Mit tiefster Verehrung bin ich unaufhörlich

Ew. Hochwohlgebornen

Buxtehude, den 20. Sept. 1794.

gehorsamster und unterthänigster Diener

J. H. Stöver.

Vorrede.

Bey der Herausgabe dieses dritten Bandes muß ich mich zuförderst bey demjenigen Theile des Publikums, der sich für dieses Werk so gütig interessirt, wegen der spätern Erscheinung desselben, entschuldigen. Unabänderliche Hindernisse, deren Wegräumung nicht von mir abhing, machten eine frühere Herauskunft desselben unmöglich. Die folgenden Bände, von denen ein ansehnlicher Theil schon bearbeitet ist, werden indeß ohne ähnlichen Aufschub, und promter hervortreten können.

Da der Plan dieser Schrift übrigens ohne Ausnahme gebilliget worden, so bin ich auch in diesem Bande demselben sorgfältig treu geblieben. Gern hätte ich als großes Seitenstück zu den Regierungsrevolutionen in Schweden diesem Theile noch ein Gemälde der polnischen Thronrevolutionen in diesem Jahrhunderte beygefügt. Allein der Raum gestattete es nicht. Ich mußte mich also darauf einschränken, hier nur einzelne Stücke als Parallelen zu den denkwürdigen Auftritten in Schweden zu geben. Die erste Theilung von Polen, und der Entwurf und Erfolg der schwedischen Expedition in Finnland bieten nicht nur Gelegenheit zu sehr interessanten Vergleichungen dar, sondern sie liefern auch eine reiche Ausbeute von sehr wichtigen Resultaten. Eben so die Schicksale Adolph

Friedrichs, Gustavs und Stanislaus Augusts.

Es bedarf übrigens keiner besondern Anführung, daß derjenige Zeitpunkt der schwedischen Geschichte, mit dem sich dieser Theil vorzüglich beschäftigt, reich an den sonderbarsten, auffallendsten, und, wenn man im Vergleich mit dem übrigen Europa auf die Zeit ihrer Ereigniß sieht, zum Theil fast unglaublichen Begebenheiten ist. Die bloße historische Neugierde hat hier reiche Nahrung. Eine wichtige Begebenheit, ein sonderbarer Auftritt drängt den andern. Aber desto mühsamer ist für eben diesen Zeitpunkt das Amt des Referenten, wenn er sich strenge und unbefangene Unpartheylichkeit zum Gesetze gemacht hat.

Dies letztere that ich, und die Akten, welche Büsching, von Lynar, Sheridan, Bonde u. s. w. drucken ließen; ein großer Theil der Schriften und Pamphlets, in denen die Royalisten und Antiroyalisten, Aristokraten und Civisten, Mützen und Hüte sich öffentlich bekämpften, konnten mich einigermaßen in Stand setzen, meine Urtheile zu begründen, und unpartheyische Darstellungen zu liefern.

In wie fern mir dies gelungen, muß ich von dem Ausspruche des Publikums erwarten.

Der Verfasser.

Inhalt.

I. Tragisches Schicksal des schwedischen Staatsministers Georg Heinrichs, Freyherrn von Schlitz, genannt von Görz. Geschichte der Revolutions-Begebenheiten und Regierungs-Veränderungen in Schweden in diesem Jahrhundert. . . . Seite 1

II. Große Revolution in Schweden am 19ten August 1772. 432

III. Länder-Einnahme ohne Krieg und Blutvergießen, so wie sie noch kein Jahrhundert sah. Erste Theilung von Polen. . . 527

Inhalt.

IV. Mörderisches Unternehmen gegen den jetzigen König von Polen; wundergleiche Erhaltung desselben in der Nacht vom 3ten November 1771. . . . . Seite 550

Tragisches Schicksal des schwedischen Staatsministers, Georg Heinrichs, Freyherrn von Schlitz, genannt von Görz, und Geschichte der Revolutionsbegebenheiten und Regierungsveränderungen in Schweden in diesem Jahrhunderte.

Keine Classe von Personen ist der Untreue des Glücks mehr unterworfen, als die der Staatsmänner. Ihre Lage, Unternehmungen und Verhältnisse machen dies zu einem fast eigenthümlichen Uebel ihres Standes. Kabalen und Intriguen sind das Element ihrer Sphäre. Je glänzender die Rollen gespielt werden, desto abstechender und tragischer ist sehr oft der Ausgang. Fast jeder Zeitraum der neuern Geschichte ist fruchtbar an Beyspielen,

daß Staatsmänner die Opfer ihrer persönlichen Absichten und Fehltritte, und noch öfterer — ihrer Verdienste, ihrer Treue und patriotischen Grundsätze und Unternehmungen geworden sind. Wie stark würde allein das Namensverzeichniß der Minister seyn, die bloß in diesem Jahrhunderte an den größern und kleinern Höfen in Europa in Gnaden und Ungnaden entlassen worden! Die größten Veränderungen des Schicksals erfuhren mit Teutsche, die durch ein beneidetes, aber trauriges Glück zu Ministern an Nordischen Höfen erhoben waren. Eine der tragischsten und unwürdigsten Scenen der Art stellte im Jahre 1719 Schweden dar; eine Scene, eine Handlung, die erst unter der Regierung Gustavs des Dritten in ihrem wahren Lichte dargestellt, und mit dem verdienten Namen belegt worden, die auf immer eine schwarze Episode in der Schwedischen Geschichte, ein ausgezeichnetes Denkmahl der Ungerechtigkeit, und ein trauriges Beyspiel des Elends und der Gefahren bleibt, in welche die Kühnheit und das sichere Zutrauen des Genies stürzen können.

Die Seele aller Unternehmungen Carls des Zwölften war in den drey letzten Lebensjahren desselben der Baron Georg Heinrich von Görz. Er stand als Geheimer Rath und Oberhofmarschall in den Diensten des Herzogs Carl Friedrich von Holstein-Gottorp. Dieser junge Prinz, geboren am 19. April 1700, war ein Schwestersohn Carls. Er hatte seinen Vater im dritten Jahre seines Alters verloren. Der Tod raubte ihm auch, nicht lange nachher, im Jahre 1708, seine Mutter. Mit dieser war er nach dem Absterben seines Vaters nach Stockholm gekommen, wo er seine Erziehung erhielt. Seine Länder waren indeß im Jahre 1713, während der Vormundschaft seines Oncles, des Bischofs Christian August zu Lübeck, von den Dänen in Besitz genommen worden.

Unter diesen Umständen war Görz einstweilen in die Dienste Carls getreten. Die Veranlassung dazu verdient hier etwas näher erwähnt zu werden. Carl kam 1714 aus der Türkey nach Stralsund zurück. Görz begab sich zu ihm, um von den Unterhandlungen Auskunft und Rechenschaft zu geben, die er als Mi-

nister des jungen Herzogs betrieben hatte. Carl war mit diesen zum Theil nicht zufrieden, hatte wenigstens in der Abwesenheit sein starkes Mißfallen darüber zu erkennen gegeben. Man erwartete daher, daß Görz sehr ungnädig aufgenommen werden würde. Allein, es erfolgte grade das Gegentheil. Er wurde Liebling des Königs. Dieser wollte über sein Unglück siegen und das wieder gut machen, was seit einer Reihe von Jahren verdorben war. Krieg und Demüthigung der Feinde war die Leidenschaft, die ihn heftiger als jemals beherrschte. Allein die Mittel, sie zu befriedigen, waren größtentheils erschöpft. Es mußten neue, außerordentliche Hülfsquellen gebraucht werden. Und Carl fand in Görz den Mann, dessen unternehmendes, fruchtbares Genie sich am fähigsten zeigte, diese aufzusuchen, und anwendbar zu machen.

Ein kleiner, zufälliger Umstand, dessen Erfolg aber wichtig war, verstärkte diese Liebe und Ergebenheit. Carl verdankte Görz die Erhaltung seines Lebens. Er hatte im Winter 1715 Stralsund aufs äußerste zu vertheidigen gesucht. Allein, man sah voraus, daß sich die

Stadt nur noch wenige Tage halten könne. Der einzige Weg der Rettung des Königs blieb die Flucht über's Meer. Es war deswegen eine Fregatte beordert worden, ihn bey dem Vorgebürge oder der Halbinsel Jasmund bey der Insel Rügen zu erwarten, und nach Schweden überzuführen. Die Fregatte, die den Namen Schnap-op führte, lag auch bey Jasmund. Mangel an Lebensmitteln nöthigten aber den Capitain, da in der Nähe keine zu erhalten waren, nach dem Hafen Ystädt, an der Küste von Schonen, zu segeln. Er wollte sich verproviantiren, und darauf sogleich nach seiner Station zurückkehren. Allein, er konnte keine Lebensmittel bekommen. Er wollte nur für 25 Reichsthaler einnehmen. Diese hatte er nicht, und keiner wollte sie ihm weder vorschießen noch creditiren. Alles Bemühen, Versichern und Bitten half nichts. Er wandte sich zuletzt an den Landeshauptmann oder Gouverneur der Provinz, Hrn. von Buhrenschild. Dieser schlug ihm aber selbst nicht nur das Geld ab, sondern befahl ihm auch, ohne ausdrückliche Anweisung von Stockholm nicht wieder zurück zu reisen. So

war Carl in Gefahr, ein Opfer des Disputs über 25 Thaler werden zu können.

Durch eine glückliche Fügung des Schicksals traf bey dieser schrecklichen Verlegenheit des Capitains und des Königs grade der Baron von Görz zu Ystädt ein. Er war einige Tage vor Carl aus Stralsund abgereiset. Der Capitain klagte ihm seine Noth. Görz gab ihm sogleich statt der 25, 50 Thaler, und brachte auch Buhrenschild zu nachgiebigen Gesinnungen. Der Capitain segelte darauf zurück, und traf den König in einem elenden Kahne auf offnem Meere, dessen Beute er wahrscheinlich bey der Gefährlichkeit der Jahrszeit ohne die Ankunft der Fregatte geworden wäre.

Carl zeigte sich durch Liebe und Ergebenheit dankbar. Er, der sich sonst so wenig rathen ließ, nahm nunmehr Görz zu seinem vertrautesten Rathgeber an. Die Verlegenheit bewog ihn allerdings besonders mit dazu. Unter seinen eignen Unterthanen, unter den Schweden, hatten die mehrsten Regierungspersonen das Zutrauen Carls entweder ganz verloren, oder es nie in einem besondern Grade erlangt. Görz

hatte mittelbar ihn gerettet; er sollte nun auch sein Reich und seine Angelegenheiten retten. Der Hauptnerve der Unternehmungen war durch die lange, übertriebene Anstrengung aufs äußerste erschlafft; der Staatsschatz gänzlich erschöpft, die Land- und Seemacht in dem kläglichsten Zustande. Man hatte dem Könige einen Plan zur Herstellung und Bereicherung der Finanzen übergeben. Görz fand aber, daß er völlig der Ruin des Landes seyn würde, entwarf einen andern Plan, legte ihn dem Könige vor — und seine unglückliche Laufbahn war bestimmt. Carl genehmigte den Plan und übertrug zugleich Görz die Ausführung desselben.

Diese Ehre widerfuhr ihm, so sehr er auch übrigens ein leidenschaftlicher Freund des Ansehens und des Ruhms war, wider seinem Willen. Mehrere Zeugnisse lassen dies wenigstens schließen. Gern hatte er den Glanz, der Premierminister Carls zu seyn, nur wünschte er, zumahl unter den üblen Umständen, nicht die Stelle eines Finanzministers. Er suchte diese abzulehnen, entschuldigte sich damit, daß er das Schwedische Finanzwesen zu wenig kenne,

daß die Hülfsmittel, die er vorgeschlagen habe, nur auf Ein Jahr zureichten, daß man indeß suchen müsse, Frieden zu schließen u. s. w.

Er selbst schrieb darüber unterm 14. Februar 1716 von Ystädt aus an seinen Vetter, den hannöverschen Kammerpräsidenten, Baron von Görz, in folgenden Ausdrücken:

„Ich glaubte, wie ich Ihnen nach meiner Ankunft in Schweden schrieb, diesen bevorstehenden Frühling ein ruhiges, stilles Leben führen zu können, und mich wenigstens vor dem Neide und der Eifersucht in Sicherheit zu setzen. Aber auf einmahl bin ich mehr verstrickt, als jemals. Der König hat durchaus gewollt, daß ich die Direction der Finanzen, der Handlung und der Besorgung der Seemacht seines Reichs übernähme. Wir haben darüber lange mit einander in Capitulation gestanden, indem er in mich drang, sie anzunehmen und ich mich bemühete, sie abzulehnen. Ich bin endlich als der Schwächste genöthigt worden, nachzugeben; jedoch unter der Bedingung, daß ich bloß als Volontair für dies Jahr allein und unabhängig vom Senat und allen Collegien die Di-

rection führe. Se. Majestät haben mir alles dies nicht nur bewilliget, sondern auch überdem durchaus gewollt, daß alle, die unter mir arbeiten müssen, von meiner Wahl abhangen" *).

So war also Görz einstweilen der Minister zweyer Fürsten, eines Herzogs und eines Königs, bey jenem eigentlich im Dienste, bey diesem aber wirklich beschäftigt und auf eine Zeitlang engagirt. Der Gebrauch seiner Talente war interimistisch verliehen. Dies gieng um so füglicher an, da der junge Herzog, seiner Länder beraubt, keine Regierungsgeschäfte zu verwalten hatte. Der König ersuchte ihn selbst durch ein Schreiben um die Einwilligung, den Baron

*) Nous avons été long temps en capitulation la dessus, lui à me presser de l'accepter, et moi à m'en defendre. J'ai été obligé de ceder à la fin comme le plus foible, à condition pourtant, que ce ne sera que sur le pied de Volontaire pour cette année seulement, et independament du Senat et de tout cequi s'appelle College. Sa Majesté m'a accordé non seulement tout cela, mais Elle a voulu encore absolument, que tous ceux, qui doivent travailler sous moi, demeurent à mon choix.

Görz und nöthigen Falls auch andre herzogliche Bediente in seinen Geschäften brauchen zu können. Und der Herzog antwortete hierauf: daß er's sich zu einer Ehre rechne, Personen in seinem Dienste zu haben, die der König für fähig und würdig hielte, ihnen die Besorgung seiner Angelegenheiten zu übertragen.

Bey dieser Genehmigung wurden denn auch mehrere herzogliche Bediente, unter andern der Graf von Dernath und der Kriegssecretair Eckleff in den Geschäften des Königs angestellt. Görz stand an der Spitze der niedergesetzten Finanzcommission. Als er im Sommer 1716 nach Holland reisete, um Geld und über Staatssachen zu negociiren, bewog er den Grafen von Dernath, seine Stelle bey derselben zu übernehmen. Dieser that es sehr ungern, und nur in Hoffnung, daß Görz bald wieder zurückkomme, und daß er dann von der Last der Geschäfte befreiet werden würde.

Görz kam aber so bald noch nicht wieder zurück. Es war kein Friede geschlossen. Er hatte aber Unterhandlungen angefangen, die ihn hoffen ließen. Er wollte sie ferner betreiben,

Indeß war die Zeit verflossen, auf welche er sich als Director der Finanzcommission beym Könige engagirt hatte. Er suchte daher von dieser Stelle, deren Verwaltung auch am Ende zu seinem Verbrechen gemacht wurde, entlassen zu werden. Seine eignen Worte bezeugen dies am besten. Am 14ten September 1716 schrieb er an seinen Freund, den Grafen von Dernath, unter andern folgendes:

„Wenn Sie über den Plan der Ausgaben für das nächste Jahr mit dem Könige sprechen, so unterlassen Sie ja nicht, ihm zu erkennen zu geben, daß es nicht unsre Absicht ist, uns weiter in die Angelegenheiten Sr. Majestät einzulassen, sondern bloß die Sachen bemerklich zu machen, an die es nöthig seyn würde, bey guter Zeit zu denken, indem wir es Sr. Majestät überlassen, zur Ausführung derselben zu wählen, Wen Sie für gut finden werden" *).

*) De lui insinuer, que ce, que nous en faisons, n'est pas pour nous ingerer plus avant dans les affaires de Sa Maj., mais pour faire remarquer seulement, à quoi il seroit necessaire de songer de bonne heure, laissant à Sa Maj de choisir pour l'execution, qui Elle jugera à propos.

Der Graf von Dernath stellte auch das Ansuchen des Baron von Görz dem Könige vor. Dieser konnte sich aber nicht entschließen, es anzunehmen. Görz war ihm ein zu wichtiger, ein unentbehrlicher Mann geworden. Durch ihn hatte die Lage seiner Angelegenheiten eine neue Gestalt bekommen; im Innern waren die Land- und Seemacht aus dem zerrüttetsten wieder in einen furchtbaren Stand gesetzt, und im Auslande günstige Friedensaussichten gebahnt. Da der König also durchaus nicht geneigt war, Görz zu entlassen, so engagirte sich dieser noch auf Ein Jahr, und da die Kriegshändel am Schlusse desselben noch nicht beigelegt waren, noch ferner auf das Jahr 1718. Auch der Graf von Dernath blieb.

Görz näherte sich auch glücklich dem Ziele, den König so gut als möglich aus dem Labyrinthe seiner langen Kriegshändel herauszuführen. Der mächtigste unter den Feinden desselben war Rußland. Görz hatte mit dem Czaar Peter zu Loo, beym Haag, und zu St. Petersburg persönliche Unterredungen gehabt. Die Sachen waren so weit gediehen, daß der Friede, und

sogar eine Allianz mit demselben zu erwarten stand. Zum Ort des Friedenscongresses war die Insel Aland bestimmt. Er sollte ganz geheim gehalten werden. Görz und der Staatssecretair, Graf Carl Gyllenborg, waren die bevollmächtigten Minister dabey. Die Conferenzen nahmen am 15. May 1718 ihren Anfang. Im Julius reisete Görz nach Schweden zurück, um vom Könige nähere Instructionen zu holen. Dieser war damals mit dem Feldzuge gegen Norwegen beschäftigt. Görz widerrieth denselben — als wenn er eine Ahndung des Unglücks gehabt hätte — aufs stärkste, stellte vor, daß er wenigstens nicht im Herbste unternommen werden, sondern bis auf den Winter verschoben bleiben möchte, indem alsdann durch Hülfe des Schnees und Eises die Artillerie und die Magazine weit leichter fortgebracht werden könnten. Vergebens.

Indeß kehrte Görz nach Aland zurück. Kaum war er daselbst angekommen, so erhielt er zu seinem Erstaunen neue Instructionen, die ein leidiger Dämon des Krieges eingegeben hatte, und wodurch die Aussichten zum Frieden

fast gänzlich verschlossen wurden. Görz ging von neuem nach Schweden, doch nicht zum Könige. Er blieb zu Stockholm, und erwartete die Ankunft des Feldmarschalls Rehnschjöld, der aus der Russischen Gefangenschaft entlassen war, über Aland reisete und zum Könige wollte. Diesem schilderte er die ganze Lage der Unterhandlungen, fand in Rücksicht der ersten Instructionen und des Plans, den er befolgt hatte, seine völlige Beystimmung, erhielt das Versprechen, daß er alles anwenden würde, den König wieder auf friedlichere, heilsamere Gedanken zu bringen, und wurde aufs inständigste gebeten, unverzüglich nach Aland zurückzukehren, um die Russischen Minister in ihrer Neigung zum Frieden zu bestärken, da sie Mißtrauen zu schöpfen anfiengen.

Dem Interesse des Königs, bey allen Hindernissen, die in den Weg traten, mit Enthusiasmus ergeben, befolgte Görz diesen Rath. Er hatte auch die Freude, das Werk seiner langen Bemühungen durch einen glücklichen Erfolg so gut wie gekrönt zu sehen. Sein Genie fand vortheilhafte Vermittlungswege. Der Friede

war fast arrangirt. Die Bedingungen bedurften nur noch der Ratification. Und wie verschieden, wie glücklich dieser Friede für Schweden in Vergleich mit demjenigen gewesen wäre, den es drey Jahre darauf unter so vielen Aufopferungen mit Rußland schloß, beweiset am besten das Zeugniß des Czars Peter selbst. In der Erklärung, die er erließ, als er nachdem wieder zu den Waffen genöthigt wurde, und einen Theil der Schwedischen Provinzen aufs schrecklichste verheerte, führte er unter andern an:

„Er habe Minister zu dem Congreß nach Aland geschickt, und solche vortheilhafte Bedingungen für Schweden bewilligt, daß, wenn die Conferenzen nur noch etliche Wochen gedauert hätten, und durch den Tod des Königs von Schweden nicht unterbrochen worden wären, nicht allein ein fester Friede, sondern auch eine genaue Allianz zwischen beyden Reichen erfolgt wäre. Er habe um so weniger gezweifelt, daß die meisten Bedingungen schon mit dem Könige in Richtigkeit gebracht worden, da das Königreich Schweden große Vortheile dadurch er-

langt, und viele Länder und Städte wieder bekommen hätte."

Froh über die glückliche Lage der Sachen reisete Görz von Aland ab, um dem Könige die Nachricht davon zu überbringen, und die letzten Anweisungen und die Bestätigung des Friedens von demselben zu erhalten. Er kam zu Stockholm an. Hier wollte er noch vorher der Prinzessin Ulrike seine Aufwartung machen. Allein, er erhielt keine Audienz. Es war schon Abend; die Prinzessin saß am l'Hombre-Tisch. Görz war ihr längst mit samt seinem Herrn, ihrem Schwestersohne, dem jungen Herzoge und allem, was demselben anhieng, aufs innigste verhaßt. Als Görz angemeldet wurde, legte sie die Karten nieder und entfernte sich aus der Gesellschaft. Hätte sie ihn doch bloß durch solche Merkmahle ihre Ungnade empfinden lassen! Wie wenig ahndete Görz die nahen, schrecklichsten Folgen derselben! Voll schmeichelhafter, angenehmer Vorstellungen eilte er dem wärmern Empfange des Königs entgegen, eilte, ihm die frohe Bothschaft zu überbringen, eilte aber selbst

der

der unglücklichsten Bothschaft und seinem Verderben entgegen.

Carl war nicht mehr! Die Nacht auf den 12ten December hatte plötzlich sein Leben geendigt. Im Lager vor Fredericksthald befand sich sowohl der Sohn seiner verstorbenen ältern Schwester, der junge Herzog von Holstein-Gottorp, als der Gemahl seiner jüngern, der Prinz Friederich von Hessen. Er liebte erstern vornemlich, und hatte ihn mit ins Feld genommen, um ihn unter seinen eignen Augen in seiner Lieblingsbeschäftigung, in der Kriegskunst, zu bilden. Der junge Prinz liebte ihn auch seiner Seits mit wahrer Zärtlichkeit. Die Nachricht von seinem Falle war daher ein Schlag, der ihn aufs äußerste rührte und beräubte. Er verschloß sich in sein Zelt, und überließ sich den Empfindungen der Trauer, ohne an die Krone zu denken, die durch den Tod seines Oeles erledigt war, und zu welcher er ein so vorzügliches Recht hatte.

Der Augenblick entschied indeß über den Besitz derselben. Die Generale und andre Personen, die ihm ergeben waren, sahen dies wohl

ein. Es fehlte ihnen nicht an Muth und Entschlossenheit. An ihrer Spitze stand der General Dückert. Es wurde eine Deputation an den Herzog geschickt. Sie sollte ihn bitten, sich bloß den Truppen zu zeigen; man wollte ihn auf der Stelle zum Könige ausrufen. Allein der Prinz achtete den Antrag nicht, wies das Glück, welches man ihm anbot, in dem Augenblicke der Schwermuth mit Gleichgültigkeit oder blindem Vertrauen zurück. Er befand sich allein mit seinem Vertrauten und Lieblinge, dem Kammerdiener Roepstorf. Dieser wurde herausgerufen. Dückert ließ sich herab, ihn zu bitten und zu beschwören, daß er seinen Herrn bewegen sollte, den Vorstellungen der ihm ergebnen Personen Gehör zu geben, und seine Vortheile nicht zu versäumen. Allein, aller Eifer, alles Zureden war vergebens. Der Prinz blieb bey seinem niedergeschlagnen Eigenwillen, und ließ statt aller Antwort auf den großen, wichtigen Vorschlag durch seinen Kammerdiener zum Bescheid ertheilen: daß er jetzt keinen Menschen sprechen könne. Die Unentschlossenheit des Prinzen war so groß, als seine Ver-

traulichkeit. Die Aussicht zum Throne wurde ihm kurz nachdem aufs neue von seiner Parthey gebahnt. Man hoffte, ihm den Sieg über seine Tante, die Prinzessin Ulrike Eleonore, dadurch zu verschaffen, daß er sogleich erkläre, bey seiner Gelangung zum Throne die neue, verhaßt gewordne Eigenthümlichkeit desselben, die Souverainität aufopfern zu wollen. Allein, dies gefiel dem Prinzen nicht. Er wollte alles gewinnen — und verlohr am Ende alles darüber.

Ganz anders verfuhr sein Vetter, der Prinz von Hessen. Klugheit und Entschlossenheit führten ihn, besonders da der Unternehmungsgeist und der Widerstand von der andern Seite so geringe war, bald zum Ziele seiner Wünsche. Der Tod des Königs war ihm zuerst gemeldet worden. Dieser wurde so lange geheim gehalten, bis die nöthigen Maaßregeln, seiner Gemahlin die Krone zu sichern, getroffen waren. Die Geistesgegenwart, die Vorsicht und Entschlossenheit, die man dabey bewies, gehörten zu den ausgezeichnetsten in ihrer Art. Es existirte in dem Augenblicke keine souveraine Autorität; es war unentschieden, ob und unter welchen

Einschränkungen die Prinzessin Ulrike sie bekommen würde. Der Prinz von Hessen war bloß General, und besaß selbst keine politische Gewalt. Indeß bediente er sich einstweilen dieser in dem entscheidenden Zeitpuncte als Stellvertreter seiner Gemahlin mit desto mehrerer Freyheit, je weniger sie bestritten wurde.

Um den Weg zum Thron zu bahnen, hielt man unter andern für nothwendig, den Minister des Herzogs von Holstein, der bisher alles gewesen war und auch in Zukunft alles befürchten ließ, den Baron von Görz zu arretiren zu suchen. Gleich am 12ten December wurden deswegen der Oberst Baumgardt, der Oberstlieutenant Biörnsköld und zwey andere Offiziere abgeschickt. Man wußte nämlich, daß er auf dem Wege zur Armee war. Und die Absicht der Sendung gelang auch.

Görz war bereits nach Westgothland, in die Gegend von Strömstadt gekommen. Der Trauerfall bey der Armee war ihm und den Provinzen noch ein völliges Geheimniß. Ein paar Tage später auf der Reise hätt' er wahrscheinlich — den Glauben an Fatalismus bey Seite

gesetzt — die Falle des Unglücks vermieden, der er sich näherte. In der Nähe des Gasthofes Rabalse begegnete er auf der Landstraße den erwähnten Offizieren. Sie kamen zu ihm. Er ahndete nichts. Man sprach freundschaftlich mit einander. Aller Verdacht wurde entfernt. Die Gelegenheit des Arretirens auf offnem Wege schien nicht bequem. Es war des Nachmittags. Görz wollte auf dem Priesterhofe Tanum sein Nachtlager halten. Er bat sie, ihn dahin zu begleiten und zu Abend mit ihm zu speisen. Sie nahmen dies Anerbieten an, und Görz sah einem angenehmen Abend entgegen.

Aber welch eine schreckliche Verwandlung der gesellschaftlichen Freude! Kaum waren die edeln Gäste daselbst angekommen, so erfolgte der tragische Auftritt. Görz wurde arretirt; man nahm ihm den Degen ab; und das im Namen eines Königs, der nicht mehr war und von dem alles, nur nicht die Aufopferung des treuesten seiner Diener zu erwarten stand. Eben dies setzte Görz einen Augenblick in Staunen und Bestürzung. Allein, er überzeugte sich bald, daß dies Schicksal nicht von Carl beschlossen seyn

könne, sah die Nothwendigkeit, sich demselben unterwerfen zu müssen, zeigte sich groß und unerschüttert im Gefühle seines Werths und seiner Unschuld, und trat mit den Worten in die Gefangenschaft: „Nun! ich habe mir dergleichen längst versehen; das ist der Lohn für die großen Dienste, die ich der Krone Schweden geleistet habe!“

Man eilte darauf, ihn in sichre Verwahrung zu bringen. Er wurde durch zwey Offiziere, durch den Generaladjutanten des Prinzen von Hessen, Rosenhane, und den Lieutenant Baron Johann Löwen nach Stockholm geführt, und auf dem Südermalmschen Rathhause ins Gefängniß gesetzt. Die Freude über seine Arretirung war bey der Parthey seiner Gegner die lebhafteste. Sie entsprach dem Grolle und der Erbitterung, die sie lange gegen ihn hegten. Ihre Rachsucht, ihre bösen Wünsche fanden völlige Befriedigung. Man behandelte Görz gleich als den größten Staatsverbrecher, ließ ihn aufs schärfste bewachen, verweigerte ihm alle Bequemlichkeiten und verbot, irgend einen Menschen zu ihm zu lassen. Sobald man nur den

Tod des Königs erfahren hatte, war Befehl gegeben worden, sein Haus mit Wache zu besetzen. Alle seine Papiere, Gelder und Sachen, nicht bloß die, welche sein Privateigenthum waren, sondern auch die, welche der Krone gehörten, wurden darauf, wo man sie fand, zu Stockholm, auf der Insel Aland und im Haag in Beschlag genommen. Fast zu gleicher Zeit mit ihm hatte man seine Freunde, alle bisher in Schwedischen Geschäften gebrauchte holsteinische Staatsbedienten, den Grafen von Dernath, den Kriegssecretair Eckleff, den Rath Paulsen, Amtmann von Sallern u. s. w. arretiren lassen. Allein, diese hatten ein glücklicheres Schicksal. Sie wurden nachdem wieder in Freyheit gesetzt, da sie nicht solche wichtige und gefährliche Männer, nicht solche Gegenstände des Unwillens, der beleidigten Ehrfurcht und der Besorgnisse geworden waren.

Zu Stockholm triumphirte die Prinzessin Ulrike. Sie liebte den Thron, und haßte natürlich den Mitbewerber um denselben, ihren Neffen, den Herzog von Holstein, nicht minder alle Personen, die ihm dienten und anhiengen,

und besonders den Staatsmann, den sie so lange mit Aerger gesehen hatte, den jetzt ihrer Gewalt und Rache überlieferten Görz. Der Umfang, welchen die Regierungsmacht der Prinzessin haben sollte, war noch nicht bestimmt. Ihr zur Seite stand das oberste Staatscollegium, der Senat oder der Reichsrath. Die Mitglieder desselben führten den Titel Königliche Räthe. Carl XI., der am Ende des vorigen Jahrhunderts die Rechte der Schwedischen Königswürde so sehr erweiterte, hatte für gut gefunden, im Jahre 1683 diese Benennung statt der sonst gewöhnlichen von Reichsräthen einzuführen. Ihr Ansehen und ihre Autorität sollten dabey dieselben bleiben. Indeß litten diese doch nicht wenig unter erwähntem Könige, und besonders unter der Regierung seines Sohns, Carls XII. Görz war zuletzt die Triebfeder der Staatsmaschine, und der Senat nur ein Schattenbild der Macht und der Wirksamkeit. Allein die Verhältnisse veränderten sich nun. Der Senat neigte sich, in der gewissen Aussicht neuen vermehrten Glanz zu bekommen, auf die Seite der Königin. So hatte der Unglückliche, der vor das

Tribunal der Gerechtigkeit gezogen werden sollte, alle zu Feinden, die zu Stockholm an der Spitze der ausübenden Macht, der Regierung, standen.

Nicht minder war dies der Fall bey der gesetzgebenden Macht, bey den Ständen. Der größte Theil derselben hegte oder bekam Unwillen gegen Görz. Daß er ein Ausländer war, daß er vor Allen das Vertrauen des Königs besaß, und alles entwarf und leitete — welch eine reiche Quelle des Mißvergnügens war allein dieses schon! Der Adel haßte ihn aus Eifersucht, die Geistlichkeit als einen Freygeist, von dem sie nicht Gutes erwartete, der Bürgerstand als einen bösen, schädlichen Reformator, und die Classe der Bauern als den Urheber ihrer erschwerten Lasten, als den Verführer des Königs. Man glaubte so, weil man so sprach, weil dieser Glaube ohne Untersuchung so leicht war, und für die Theile der Nation, die mehrentheils am Leitseile der Täuschung geführt werden, von denen so geflissentlich accreditirt und verstärkt wurde, die es ihrem Unwillen und ihrem Interesse angemessen fanden, diesen Glau-

den so viel wie möglich herrschend zu machen. Die Mittel, deren man sich dazu bediente, waren, wie in allen Fällen, wo die Wahrheit nicht wirken soll, und wo sie nicht gebraucht werden darf, hinterlistiger Betrug und der Reiz verläumderischer, falscher Vorstellungen. Hiervon nur Ein Beyspiel! Ein Schmied in Stockholm hatte den Auftrag erhalten, mehrere Tausend Schrauben zu verfertigen. Sie waren für die Armee, zum Gebrauch bey der Artillerie und bey alten und neuen Musketen bestimmt. Aber so viele Schrauben! Der böse Wille und der Argwohn der Parthey suchte und fand darin einen Stein des Anstosses, konnte wenigstens die schöne Gelegenheit zu Afterreden nicht ungenutzt lassen. Und siehe da! man errieth glücklich das Geheimniß. Die Schrauben waren, wie man scharfsinnig schloß und gewiß wußte, lauter Torturinstrumente. Sie sollten den wohlhabendern Einwohnern auf die Daumen geschroben werden, um sie zum Geständniß ihres Vermögens zu zwingen. Diese wichtige Entdeckung verbreitete sich bald als allgemeine Sage, und fand Eingang, da man immer geneigter ist, das

Außerordentliche als das Gewöhnliche zu glauben. Auch wurde dieser Glaube sehr wirksam, indem das Volk jene leidige Torturerfindung wem anders? als Görz zuschrieb, und in diesem chimärischen Wahne ihn verfluchte und vermaledeyete.

Eine schändliche Verläumdung andrer Art war die Haupturſache, daß auch die Schwedische Geistlichkeit gegen ihn aufgebracht wurde. Ein Geistlicher selbst bewirkte dies. Unter den Feldpredigern, die Carl in der Türkey bey sich gehabt hatte, befand sich ein gewisser Brenner, ein unruhiger, ehrsüchtiger Mann. Nach seiner Rückkunft in Schweden war er Probst zu Wasa geworden. Allein, diese Stelle genügte ihm nicht. Er strebte nach einer bessern. Um diese zu erlangen und außerordentlich belohnt zu werden, legte er sich aufs Verläumden, stellte dem Grafen von Dernath vor, daß die Geistlichkeit mit dem Verfahren und den Grundsätzen des Barons von Görz höchst unzufrieden sey, daß ihr Mißvergnügen sich bald zeigen werde, daß sie das Volk aufbringen würde, daß besonders die und die Geistlichen (er nannte ver-

schiedene, die er gerne stürzen wollte namentlich) die Rädelsführer, die Beförderer der Erbitterung wären u. s. w. Da die Sache so wahrscheinlich gemacht war, so glaubte der Graf von Dernath, seinen Freund davon benachrichtigen zu müssen. Er führte ihre Namen also in einem vertrauten Briefe auf. Dieser gelangte aber nicht an seine Addresse. Görz war inzwischen, so wie der Graf von Dernath, arretirt worden. Der Brief wurde indeß durch den Druck bekannt gemacht. Und die Wirkung davon war, daß die Geistlichkeit, die bis dahin keine Parthey genommen hatte, bey den Verläumdungen und widrigen Muthmaßungen gegen sie, Parthey nahm. Aus diesem Grunde, und um der neuen Regierung gefällig zu werden, predigten die Diener des Friedens, die gepriesenen Lehrer der Versöhnung nun Rache und Erbitterung gegen den Unglücklichen, der sie nicht gereizt und beleidigt hatte.

Der Elende, der diese Umstimmung der Gesinnungen veranlaßte, der Pastor Brenner, erfuhr indeß bald das Schicksal, welches die Schändlichkeit seines Characters und seines Be-

tragens verdiente. Von einem Verläumder erhob, oder erniedrigte er sich bis zu einem Verräther des Vaterlandes. Er ließ sich bestechen, gieng mit Dänen und Russen, die damals noch mit Schweden im Kriege begriffen waren, strafbare Correspondenz und Verschwörungen ein, und wurde im April 1720, ein Jahr vor Görz, zu Stockholm enthauptet.

Das Schicksal des letztern war der Gegenstand der allgemeinen Neugierde. Man eilte, dasselbe zu entscheiden. Sobald Görz in gefängliche Verwahrung gebracht war, fieng der Senat an, ihm den Proceß formiren zu lassen. Die Königin rief indeß auf den 20sten Januar 1719 die Stände zu einem Reichstage zusammen. Und dieser ließ es eines seiner ersten angelegentlichsten Geschäfte seyn, eine Untersuchungscommission über den wichtigen Staatsgefangenen niederzusetzen.

Zum Präsidenten derselben wurde der Chef des Adelsstandes auf dem Reichstage, der Landmarschall, Graf Peter Ribbing, erwählt. Das Personale der Mitglieder derselben bestand aus 6 Personen. Diese waren der Generalma-

jor Carl Cronstedt, der Oberste Steen Arwidson, der Kanzleyrath Brauner, der höchste Ombudsmann Gabriel Stiernerona, und von Seiten der Geistlichkeit der Doctor Molin und von Seiten des Bürgerstandes der Justiz-Bürgermeister Hylten. Der Bauernstand nahm an dem vorhabenden Verbrechen keinen Antheil, da man ihm, außer andern Einschränkungen, auch das Recht nicht einräumte, zu diesem Justiz-Ausschusse Mitglieder ernennen zu können. Zum Actor, oder Kläger gegen den Staats-Inquisiten wurde der Lagmann, Thomas Fehmann, angestellt.

Eine empörende, eine abscheuliche Commission! Man hatte grade lauter solche Mitglieder dazu erwählt, von denen man wußte, daß sie persönlich die erbittertsten, geschworensten Feinde von Görz waren. Sie freueten sich auch bey ihrer Rachsucht nicht wenig, nun denjenigen in ihrer Willkühr und unter der Macht ihres Gutachtens zu haben, der lange das Ziel ihres Grolls gewesen war. Ihre boshafte Freude gieng so weit, daß sie sich bei Hofe und wo sie sonst öffentlich zusammen kamen, herzlich zu der Ehre

und Wonne gratulirten, Collegen in der Criminaluntersuchung über Görz geworden zu seyn. „Verliert er diesmal den Kopf nicht, sagten einige derselben öffentlich, so ist es um den unsrigen geschehen.“

Und wie war das Verfahren dieser Commission? — Barbarisch! Das ganze Geschäft der Untersuchung bestand in einer Formalität. Und auch diese wurde nur so weit beobachtet, als man es für gut und rathsam fand. Alle Regeln der Gerechtigkeit, alle Bestimmungen und Reservationen der Gesetze wurden überschritten. Gegenklage findet in allen christlichen Staaten, auch Vertheidigung, Statt. Zu Stockholm dachte man damals aber nicht so christlich. Görz ersuchte, daß man seinen Proceß nicht so eilig betreiben, daß man ihm erlauben möchte, sich schriftlich vertheidigen zu können. Nein! Er bat — was den infamsten Verbrechern verstattet ist, was selbst einem Ankarström und seinen Mitschuldigen verwilligt ward, — einen Defensor, einen Sachwalter für sich annehmen zu können. Auch dies ward ihm verweigert.

So betrieb man den Schein-Proceß mit schrecklicher Willkühr, beschuldigte den Unglücklichen, wessen man wollte. Die Commission war gar nicht beeidigt worden, da sich der Eid auch wohl nicht mit ihrem Gewissen vertragen hätte, und das Protocoll wurde geführt, ohne es dem Angeklagten wieder vorzulegen. Was Kläger Fehmann sagte, wurde niedergeschrieben. Es mußte wahr seyn. Görz selbst, der sich nicht schriftlich vertheidigen durfte, genoß die schmähliche Wohlthat, nur ein einziges Mal zum mündlichen Verhör gelassen zu werden. Eine starke Wache begleitete ihn zum Versammlungssaale seiner Richter.

Unter den Gründen, die sein Ankläger Fehmann gegen ihn vorbrachte, war auch die Verläumdung enthalten, daß er die Unterthanen bey dem Könige angeschwärzt, und sie unglücklich zu machen gesucht habe. Zum Beweise darüber las Fehmann einen Brief vor, den er an den verstorbenen König geschrieben. In diesem beschwerte sich Görz über die Unthätigkeit und die begangnen Vernachlässigungen eines gewissen Landeshauptmanns oder Gouverneurs einer

ner Provinz, mit der Vorstellung, zur Verhinderung des weitern Nachtheils, einen andern an dessen Stelle zu ernennen. Wie der Inhalt des Briefes so weit verlesen war, legte Fehmann ihn aus der Hand. Ueberrascht und betroffen sagte Görz: „er möchte doch weiter, möchte doch auch die andere Seite des Briefes lesen.“ Dies geschah auf Verlangen der Commission. Und Fehmann verlas die Schande seines Undanks, las, daß ihn Görz als einen thätigen, treuen Mann geschildert, und gerade ihn an die Stelle jenes Landhauptmanns dem Könige vorgeschlagen habe. Und nun wurde er von dem verklagt, von dem zum Tode geführt, gegen den er so gut, so wohlthätig gesinnt gewesen war. Hätte der Undankbare doch bey Vorlesung jenes Briefes erröthen können. Aber das Schicksal traf auch ihn!

Görz stand, die Herren Commissarien saßen bey diesem Verhöre. Das Stehen wurde ihm endlich, nachdem es schon vier Stunden gedauert hatte, sauer und beschwerlich. Er bat, sich niedersetzen zu dürfen. Allein man antwortete, daß man nicht gemeint sey, einen solchen

Schelm, einen solchen infamen Menschen Platz nehmen zu lassen. Er mußte bis zu Ende des Verhörs, zusammen 6 ganzer Stunden stehen.

Was während des Processes mit am unverantwortlichsten und kränkendsten für ihn wurde, war das Betragen seines eignen Herrn, dem er so treu, so eifrig gedient hatte, — das Betragen des Herzogs von Holstein. Der Prinz hatte sich sehr schwach bey dem Tode seines Königlichen Oncles gezeigt, und zeigte sich jetzt noch schwächer bis zu der größten Unwürdigkeit. Anstatt sich für seinen Minister zu verwenden, anstatt ihn zu reclamiren und ihm das Leben zu retten zu suchen, hatte er die Undankbarkeit, ihn selbst als einen Verbrecher zu behandeln und ihn seiner Würden als Geheimer Rath und Obermarschall zu entsetzen. Er hofte die Liebe des Volks zu gewinnen, wenn er selbst seines treuesten Dieners nicht schonte, und ihn der öffentlichen Rachsucht zum Opfer brächte. Allein dieser leidige Kunstgriff blieb ohne Erfolg, machte gerade den Urheber desselben nur noch mehr verhaßt. Der Undank wurde wieder mit Undank belohnt.

Der, welcher sich für Görz mit am eifrigsten verwandte, war ein Geistlicher, aber kein Schwedischer, der Prediger bey der teutschen Gemeinde zu Stockholm, Georg Johann Conradi. Görz hatte sich ihm zum geistlichen Beystande im Gefängnisse erwählt. Von dem Schicksale des Unglücklichen gerührt, that dieser brave Mann alles, ihn zu retten, wandte sich an die Königin, bat sie, und flehte, den Anfang ihrer Regierung durch Gnade, nicht durch Blutvergießen auszuzeichnen. Die Antwort darauf war die Scheinversicherung: „daß sie dem Baron gerne alles und noch mehreres vergäbe; allein sie sey dazu nicht im Stande. Da sie die Krone nächst Gott von den Ständen erhalten habe, so könne, noch wolle sie, ohne die Beystimmung derselben über die Sachen entscheiden, die dem Baron, als gegen den Staat begangen, zur Last gelegt werden würden.“

Conradi übergab darauf den Ständen eine Supplik. Aber ohne Erfolg. Auch der Generallieutenant Rank, ein Freund von Görz, versuchte alles zu seinem Besten, — und eben so vergebens. Am glimpflichsten unter den Hohen

war noch der gegen den Unglücklichen gesinnt, der ihn hatte arretiren lassen, der Gemahl der Königin, der Prinz von Hessen. Daß er außer Stand gesetzt war, seinem Interesse zu schaden, war ihm lieb, und er mußte auch dazu auf immer außer Stande bleiben. Landesverweisung oder ewige Gefangenschaft wären vielleicht die Strafe geworden, wenn der Prinz allein zu entscheiden gehabt hätte. Denn ihn hinrichten zu lassen, schien wider die Ueberzeugung, wider das Gefühl seiner guten Gesinnungen zu seyn.

Diese gemäßigten, guten Gesinnungen des Prinzen beweiset unter andern ein Brief, den der Hessen-Casselsche General Rau von Holzhausen nachmals unterm 6ten April 1719 von Stockholm an den Vetter unseres Unglücklichen, an den Kammer-Präsidenten Baron von Görz zu Hannover schrieb. Dieser Brief lautete in seiner Teusch-Lateinisch-Französischen Abfassung — dem damals beliebten Briefstyle — wörtlich also:

„Die Rage der Stände dominirt über das Pouvoir Ihro Königl. Hoheit, des Erbprinzen. Ich kann Ewr. Erellenz versichern, daß Ihro

Hoheiten gerne gesehen, daß der Proceß en forme wäre tracirt worden, wobey ohnfehlbar seine völlige Justification erfolgt wäre; allein es war in dieser Situation, da der Proceß denen Ständen einmal übergeben, ohnmöglich was auszurichten, wie der Hr. Generallieutenant Rank Ewr. Exellenz umständlich berichten wird, der sich so viele Mühe gegeben, daß er sich fast alle von der Nation zu Feinden gemacht. Dieses ist seinen Freunden einigermaßen eine Consolation, daß in des seel. Baron Görz seiner Accusation sowohl, als in dem verfaßten Urtheil nicht das geringste gefunden worden, welches ihn vor der desinteressirten Welt blamiren könnte, und ist dessen Conduite bis an seinen Tod von einer solchen Fermeté gewesen, daß sie alle Welt admiriren müssen."

Görz war einmahl dem Blutgerüste decretirt; man eilte also, ihn auf dasselbe zu bringen. Zögerungen konnten gefährlich werden. Selbst im Gefängnisse glaubte man sein Genie fürchten zu müssen. Es war möglich, daß von auswärtigen Mächten Fürbitten für ihn einliefen, daß seine heimlichen Freunde Versuche ma-

chen möchten, ihn aus dem Gefängnisse zu befreyen, und daß endlich selbst ein Theil des Volks gewonnen und umgestimmt werden könnte. Allen diesen möglichen Umständen beugte man denn auch kurz vor. Ist die Bestie todt, hieß es, so ist auch ihr Gift nicht mehr: — mortua la bestia, mortuo il veneno. Binnen ein paar Wochen war man mit der Untersuchung der dreyjährigen Staatsverwaltung mit dem Erweise der vielen strafbaren Unternehmungen und Verbrechen des Gefangenen fertig. Ein und dem andern Mitgliede der Commission schien doch selbst dieses Verfahren zu übereilt und unbillig. Allein, dieses leise Gefühl der Gerechtigkeit wurde bald von der Mehrheit unterdrückt. Schon am 21sten Februar (11ten Februar alten Styls) 1719 schloß man die Untersuchungen und schritt zur Fällung des Urtheils. Die Stimmen wurden gesammelt; die edeln Commissarien waren größtentheils das Echo ihres würdigen Präsidenten, des Landmarschall Ribbing; und dieser faßte seine Rachsucht in dem Machtspruche zusammen: Als ein Schelm hat er gelebt; als ein Schelm soll er

sterben. Das Urtheil wurde darauf unterschrieben.

Dieses Urtheil, das in Ansehung der Unbündigkeit wohl wenige seines Gleichen hat, lautet also:

„Die Königliche Commission hat alle von dem Hrn. Fehman, Oberrichter und Fiscal, formirte Puncte der Beschuldigung wohl verstanden und untersucht, wie auch die Einwürfe des Barons von Görz, mit allem, was anhängig, überlegt. Und da alle Anspinnungen und Erfindungen des Barons von Görz, seit der Zeit er ins Königreich gekommen, auf nichts anders abgezielt haben, als alle Einwohner und Unterthanen des Königreichs in großen Mißcredit und übel Verständniß bey dem Könige zu bringen, und das auf eine sehr schlechte Weise, wie man es aus einigen seiner Briefe und Vorstellungen, die er an den König geschickt, und von denen er nicht leugnen kann, daß er sie verfaßt habe, beweisen kann; er hat diejenigen Unterthanen, die zu dem allgemeinen Besten nicht haben contribuiren wollen, für übelgesinnte und unthätige Personen ausgegeben, und sich schlechter Aus-

drücke über sie bedient; hat dem Könige das Vertrauen auf den Senat und auf andere Räthe und getreue Diener zu benehmen gesucht; hat sie von den allerwichtigsten Sachen, die das Königreich betrafen, entfernt, damit nur alles durch seine Hände gehen möchte — welches wider die Rechte und Statuten des Landes ist — damit er dadurch am besten zu seinem Zwecke gelangen möchte, welches ihm auch gelungen ist, hat überdem solche Entwürfe an den Tag gebracht, die zu nichts anders dienen, als die Unterthanen ihres baaren Geldes, ihrer Bancobillets, ihrer Unterpfänder, ihres Goldes und Silbers und alles ihres schätzbaren und von Werth seyenden Guts zu berauben, wobey er, wie aus seinen Briefen zu ersehen sey, nicht unterlassen habe, sich zu bemühen, daß der Krieg fortgesetzt und der König und das Reich in sehr verwirrte und schädliche Umstände gebracht werden möchte."

„Da nun dieses Angeführte — ohne sich weiter in das üble Betragen, welches der Baron Görz noch in andern Stücken beobachtet, einzulassen, als worüber einige Ursachen nicht er-

lauben eine völlige Ausführung zu geben — klar bezeugt, daß er ein ehrloser Urheber alles Unglücks und Uebels ist, welches das Reich erlitten hat, er auch durch die Uebernahme so wichtiger, das Reich betreffender Angelegenheiten in die Stelle eines Unterthanen getreten und dadurch veranlaßt ist, daß man ihn, den Reichsgesetzen gemäß, seiner übeln Thaten wegen hat verfolgen können:"

„So hat die Königliche Commission dieser und anderer Verbrechen halber, den Rechten nach für gut gefunden, daß dem Georg Heinrich von Görz zur Strafe seiner Uebelthaten und zum Exempel anderer falschen Räthe und Stöhrer der Ruhe des Reichs der Kopf unter dem Gerichte abgeschlagen und er hernach an selbigem Orte begraben werden soll.

Gegeben von der Königlichen Commission.

Peter Ribbing."

Wahrlich eine über alle Maaßen leere und unbestimmte, und ziemlich kauderwelsche Criminal-Sentenz! Die Verbrechen also, derentwegen man den Unglücklichen ohne Beweis, mit

despotischer Genügsamkeit zum Tode verurtheilte, waren — denn sie verdienen kürzlich recapitulirt zu werden — daß er die Unterthanen beym König angeschwärzt, daß er diejenigen, die nicht zum allgemeinen Besten hätten contribuiren wollen, für schlechte Leute ausgegeben, daß er mehrere Personen zu entfernen gesucht, daß er den König und das Reich durch das Vermögen der Einwohner zu unterstützen, und den Krieg zu verlängern sich bemüht habe. Und gerade Görz war es, der ihn mit dem mächtigsten Feind, mit Rußland, auf eine vortheilhafte Weise so eifrig zu beendigen suchte. Die übrigen Puncte berühren wir nicht, da sie gleichsam die beste Rechtfertigung von Görz selbst enthalten und größtentheils ein Gewebe von solchen Beschuldigungen enthalten, die jedem Minister gemacht werden können, der für das Beste seines Souverains treu gesinnt ist, und es mit Thätigkeit, mit Entschlossenheit und Nachdruck zu befördern sucht.

An demselbigen Tage, an welchem dies Todesurtheil abgefaßt war, wurden einige Personen abgeschickt, um es Görz, der nicht wußte,

warum er verurtheilt werden sollte, der die Beschuldigungen nicht hatte widerlegen dürfen, im Gefängnisse vorzulesen. Es geschah. Görz hörte das Urtheil mit einer Heiterkeit, mit einer Ruhe des Geistes an, die in solchen Fällen nur der Character der Unschuld ist. Mit Verwunderung aber erfuhr er, daß man über die wichtigste Angelegenheit, über seine Verwaltung der Reichs-Einkünfte nichts in dem Urtheile geäußert habe. Er fürchtete sich nicht vor dem Tode, wollte aber seine Treue und Ehrlichkeit beweisen und wandte sich deswegen mit folgender Vorstellung an den Reichstag:

Hochgebohrne, Hochwürdige, Hochwohlgebohrne, Edle, des Reichs Schweden versammelte Stände!

Da es den Herrn Reichsständen gefallen hat, über mein Leben zu beschließen und die Stunde zu bestimmen, worin ich es endigen soll, so unterwerfe ich mich hierin gerne dem Willen Gottes und ihrer Gewalt. Ehe man mich hinrichten ließe, dachte ich indeß, daß man von den Reichs-Einkünfeen, die ich bisher verwaltet

habe, Rechenschaft von mir fodern würde; man hat mir aber nichts davon gesagt. Ich kann daher nicht umhin, den Herren Reichsständen den Wunsch zu erkennen zu geben, daß Sie mir die Zeit vergönnen möchten, erwähnte Rechnungen aufzusetzen, um Ihnen zu beweisen, und der ganzen Welt zu zeigen, daß ich die Finanzen treu, und als ein rechtschaffener Mann verwaltet habe. Im Falle diese Bitte, wie so viele andre, mir abgeschlagen werden sollte, so hoffe ich wenigstens von der Großmuth der Stände, daß Sie von meinen Erben nie Rechenschaft über eine Sache fodern werden, von der sie nichts wissen, und daß Sie auch die Güte haben werden, ihnen zu erlauben, meinen Leichnam aus dem Lande bringen zu können. Uebrigens wünsche ich vom Grunde meines Herzens dem ganzen Reiche alle Art von Segen, Ruhm und Wohlergehen. Ich bin

Meine Herren Stände,

Dero

gehorsamster und ergebenster Diener,

Görz.

Allein diese Bitte, seine Finanz-Verwaltung zu untersuchen, fand, wie all sein Bitten, nicht Statt. Man war sich wohl bewußt, daß, wenn man sie bewillige, Görz sich in jenem Stücke völlig rechtfertigen würde, und der bereits entschiedene Proceß von neuem angefangen werden müsse. Ueberdem war man nach seiner Arretirung sowohl über die Reichsgelder als über sein Privat-Vermögen mit solcher Habsucht hergefallen, und hatte so vieles entwandt, daß man alle Untersuchung darüber scheuete — und hintertrieb.

Das Todes-Urtheil wurde den Ständen vorgelegt. Diese genehmigten es, wie zu erwarten war, gleich durch Mehrheit der Stimmen. Am 12ten Februar kam es auch zur Beurtheilung und Entscheidung des Reichsraths. Die Sitzung desselben war nur kurz, und wurde in Gegenwart der Königin gehalten. Alle Mitglieder jenes obersten Reichs-Collegiums wohnten bis auf den Grafen Spens, derselben bey. Es waren namentlich folgende 12: Die Grafen Nils oder Nicolaus Gyllenstierna, Carl Gustav Rhensköld, Nils Stromberg, Arwed

Horn, Gustav Cronhielm, Nicodemus Tessin, Joh. Aug. Meverfeldt, Carl Gust. Mörner, und die Barone Carl Gust. Dücker, Gust. Adam Taube, Erich Sparre, und Arel Banner.

Der Baron Taube — dies ist die ganze protocollmäßige Geschichte jener merkwürdigen verurtheilenden Versammlung — nahm das Wort. Er stellte vor, ob das von der Commission über Görz gefällte Urtheil dem Inhalte gemäß vollzogen, oder ob Görz einige Milderung zu genießen haben sollte.

Graf Cronhielm — äußerte, daß er es für bedenklich hielte, so hart mit Görz zu verfahren, weil der hochsel. König Vertrauen zu ihm gehabt; überdem befürchte er, daß es der Schwedischen Nation auswärts nachgetragen werden möge, da Görz viele Anhänger und eine angesehne Familie habe.

Graf Horn: — Ein Mann, der das ganze Reich hat übern Haufen werfen wollen, der alles das begangen hat, was das Urtheil enthält, der auch die Sachen so weit getrieben, daß nur noch wenig zu thun übrig war, — ist meiner Meynung nach nicht zu strenge gerichtet.

Denn, sollte er gelinder behandelt werden, so dürften, zum größten Verderben des Reichs, sich Mehrere in solche Sachen mischen. Ueberdem haben ihn gewissenhafte Männer gerichtet, welche es vor Gott zu verantworten haben, wenn sie ihm Unrecht gethan.

Graf Cronhielm. Es ist nicht meine Meynung, daß er ungestraft bleiben soll; allein man muß auf die dabey eintretenden politischen Umstände Rücksicht nehmen, muß bedenken, daß die Art der Execution der Nation und unserm Adel nachtheilig werden könne. Man mag ihm den Kopf abschlagen; — daß man ihn aber unter dem Galgen will begraben lassen, scheint mir bedenklich, da der hochsel. König Vertrauen zu ihm gehabt, und ihn in so wichtigen Angelegenheiten gebraucht hat.

Graf Horn: Schweden, die sich so betragen, wie er, mögen auf gleiche Art bestraft werden.

Die Königin befahl darauf, daß jeder seine Meynung sagen sollte.

Baron Banner: Als ich das Urtheil verlesen hörte, vermuthete ich eine härtere Strafe;

wenn ich aber bey der vorliegenden Frage darauf sehen muß, was zum allgemeinen Besten gereicht, so dünkt mich, daß es hinlänglich sey, wenn er aus der Welt geschaft wird. Dem Publikum kann ja nichts damit gedient seyn, ob er unterm Galgen begraben werde oder nicht. Ich glaube also, daß es gleichgültig sey, wo er liege.

Dieser Meynung stimmten die drey andern Barone und die Grafen Meyerfeldt und Cronhielm bey.

Graf Teßin: Da er von einer so ansehnlichen Commission verurtheilt, und das Urtheil sowohl als die von der Commission befundne Beschaffenheit seines Betragens der Ritterschaft und dem Adel ist vorgelegt worden: so sollte ich für mein Theil dafür halten, daß man es dabey bewenden ließe. Denn, wenn ich auf eine gelindere Meynung sollte gelenkt werden, so müßte ich eine genauere Kenntniß von dem Inhalte aller einzelnen Stimmen der Commission haben, welche sehr weitläuftig seyn und seine Verbrechen umständlicher enthalten sollen. Man pflegt wohl im Sprichworte zu sagen: der Todte hat sein Gift verloren. Allein, es pflegt auch des

Bey=

Beyspiels wegen etwas zu geschehen, damit andre desto mehr abgeschreckt werden, sich in die Angelegenheiten einer Reichsregierung zu mischen, und ich weiß nicht, ob es unrathsam seyn möchte, auf eine Veranstaltung zu denken, die anderwärts wohl gebräuchlich ist, nemlich ein Monument zu errichten, welches der Nachkommenschaft Nachricht von seinem Betragen gebe, damit Ausländer abgehalten werden mögen, sich ins Reich einzudringen und den Unterthanen solche Gewaltthätigkeiten zuzuziehen, als er veranlaßt und befördert hat. Doch unterwerfe ich dies Ihro Majestät und Ewr. Excellenzen weiterer gnädigsten und günstigen Beurtheilung.

Graf Horn: Ich bleibe bey dem, was ich vorhin bemerkt habe; und Gott weiß, daß ich es nicht aus Leidenschaft sage, sondern weil ich es weiß, daß ein mindres Verbrechen oftmals ist härter bestraft worden. Aus Liebe zum Vaterlande, und damit andre abgehalten werden, sich ins Reich einzudrängen, muß ich dem Urtheile der Commission beystimmen.

Graf Stromberg: Wenn man die Beschaffenheit der Sache untersucht, so findet man

sie sehr übel. Ich kann desfalls nicht anders, als der Meynung des Grafen Horn beypflichten.

Graf Rhenskold: Für seine verderblichen Anschläge hat Görz die Todesstrafe wohl verdient; ich überlasse es aber Ihro Majestät gnädigen Beurtheilung, ob Sie ihm in Ansehung seiner Familie Gnade wollen widerfahren lassen.

Graf Gyllenstierna: Die Frage ist, wie ich meyne, ob Görz unterm Galgen begraben werden soll, oder nicht? Daß er sterben müsse, glaube ich; und da die Absicht damit erreicht ist, so mag er anderwärts begraben werden, damit seine Familie durch eine solche Infamie nicht zu sehr leide.

Die Königin: Er ist infam genug, wenn er unter die Hände des Büttels kommt; übrigens mögen die Stände mit ihm machen, was ihnen gut dünkt.

Graf Cronhielm: Man muß gestehen, daß ihm die Vertheidigungsrechte, welche das Gesetz ihm zugesteht, nicht völlig zu gut gekommen, und daß er keinen Sachwalter gehabt hat. Aus diesem Grunde und um den Fränkischen

Adel *) nicht zu reizen, der seine Privilegien so eifrig vertheidigt und der behaupten wird, daß er hier nicht gerichtet werden könne, dünkt mich, man müsse mit ihm nicht zu hart verfahren.

Die Grafen Horn und Teßin: Sie wüßten nicht anders, als daß er sich habe vertheidigen können, und wenn das nicht ausgemacht wäre, so müßte eine neue Untersuchung geschehen.

Der Graf Cronhielm berief sich auf die Stimmen der Commission, und besonders auf den Ombudsmann Stiernerona, der gesagt hatte, daß es unbillig sey, Görz die Vertheidigungsmittel zu verweigern.

Die Königin befahl darauf, daß die Stimmen herbeygebracht werden sollten, und es ward darnach geschickt. Ehe aber noch dies Protocoll bey der Commission ankam, fragte der Graf Taube, der zugleich Oberstatthalter oder Gouverneur von Stockholm war, nochmals, wie es mit der Execution gehalten werden sollte.

Die Königin: Der Schluß ist, daß der Oberstatthalter mit dem Baron Görz nach dem

*) Görz war aus Franken gebürtig.

Urtheile der Commission und nach der Aeußerung der Stände verfahre.

Graf Cronhielm: Es ist also überflüssig, daß wir uns hierüber weiter auslassen, da Ihro Majestät bereits befohlen haben.

So gab die Königin durch dieses: Stat pro ratione voluntas die Entscheidung, und unterdrückte dadurch die Empfindungen der Gerechtigkeit und der geschehenen Verletzung derselben, die sich in dem Augenblicke zu regen anfiengen. Alle Gegenvorstellungen, wäre man auch dazu geneigt gewesen, waren vergebens. Gustav III. vergab in unsern Zeiten, in den letzten Augenblicken seines Lebens, selbst seinem Mörder und verwandte sich für die Mitschuldigen desselben. Und Ulrike konnte wirklich begnadigen; wer aber wollte es weniger als Sie!

Dem Unglücklichen blieb also nichts als die nahe, unabänderliche Aussicht seines schmählichen Schicksals. Die schrecklichste Aussicht eines Sterblichen! Indeß war sie ihm nicht, wie Verbrechern, fürchterlich. Das Bewußtseyn der Unschuld gab ihm Stärke und Gelassenheit. Die ihm eigne Heiterkeit und die entschloßne Fas-

sung des Geistes verließ ihn auch jetzt am Rande des Grabes nicht. Er wandte die noch übrigen wenigen Tage dazu an, seine Familien-Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, und sich zu seinem Tode vorzubereiten. Zwey Tage nachdem das Urtheil gefällt war, am 14ten Februar, setzte er sein Testament auf, und fügte vier Tage darauf demselben noch einige Puncte und auch seine Grabschrift bey, die mit so vieler Munterkeit des Geistes, mit so vieler Präcision und Bündigkeit abgefaßt ist *). Wie wahr unter andern der lateinische Schluß derselben: Mors Regis, Fidesque in Regem et Ducem Mors mea: — Der Tod des Königs und die Treue gegen ihn und den Herzog sind mein Tod! — Am Tage vor seiner Hinrichtung setzte er auch noch eine kurze Rechtfertigung, eine Darstellung der ungerechten, gesetzwidrigen Art auf, mit welcher sein Proceß betrieben und entschieden worden. „Ich sterbe, — hieß es im Anfange derselben, — und bezeuge

*) S. den 2ten Theil dieses Werks, S. 292.

vor Gott, daß man mir das größte Unrecht von der Welt thut, indem man mich beschuldigt, daß ich üble Absichten für das Reich Schweden gehabt, oder Uneinigkeiten zwischen Herrn und Unterthanen habe stiften wollen. Morgen ist mein Tag. Die Zeit ist zu kurz, es umständlich zu beweisen; die bey der Commission vorgekommenen Nullitäten zeigen genug, daß man es zu keiner Deduction hat wollen kommen lassen. Das Urtheil ist vorher schon von Haß und Erbitterung, und um an einem Fremden den Muth zu kühlen, entworfen gewesen."

Das, was Görz bey seinem Schicksale am nahesten gieng, waren seine unmündigen Kinder *) — die ihre Mutter schon früher verloh-

*) Görz war mit der Gräfin Christine Magdalene von Reventlau vermählt gewesen, und hinterließ aus dieser Ehe zwey Töchter. Die älteste derselben, Georgine Henriette Dorothea, eben die, welche die Ehre ihres Vaters so rühmlich gerechtfertigt hat, wurde mit dem Reichskammergerichts-Assessor, Friedrich von Eyben und ihre jüngere Schwester mit dem Nassau-Siegenschen Geh. Rathe, Hieronymus Wigand von Laffert vermählt. Letztere starb nach einer 9jährigen Ehe mit demselben im Februar 1750 zu Hamburg.

ren hatten, — und seine Anverwandten. Um ihre Trauerempfindungen zu lindern, und eine Schmach von ihrer Ehre zu entfernen, wandte er sich zuletzt mit der Bitte an die Königin, daß er nicht öffentlich, sondern im Gefängnisse möchte hingerichtet werden. Aber wie alle seine Bitten, wurde am wenigsten noch diese gewährt, da man dem Volke das blutige Schauspiel der befriedigten Rachsucht nicht vorenthalten wollte.

Dieses Schauspiel erfolgte bey Stockholm am 12ten März 1719. Die ganze Stadt war in Bewegung; Tausende von Menschen drängten sich, dasselbe zu sehen. Görz erschien, von Bewaffneten umgeben und von dem Redlichen, von dem Pastor Conradi begleitet, der ihn vergebens zu retten gesucht, und ihn darauf zum Uebergange in eine gerechtere Welt vorbereitet hatte. Er erschien, nahete sich ohne Furcht und Zittern dem Schwerdte des Büttels, und verlohr sein Haupt unter den Worten: Herr in deine Hände befehle ich meinen Geist.

Gerne wenden wir unsre Blicke von einer Scene hinweg, die die Schande des Jahrs war, die damals Erstaunen und Unwillen bey der

ganzen unpartheyischen Welt erregte und die auch in ferner Rückerinnerung noch Schaudern und Mitleiden bey jedem erregt, der für die Leiden der Unschuld Gefühl hat, und Tyranneyen und Ungerechtigkeiten verabscheut.

Den tiefsten, rührendsten Eindruck machte der Schlag auf dem Richtplatze auf die anwesenden Bedienten des Enthaupteten. Diese treuen, braven Menschen wollten ihren unglücklichen Herrn auch nicht im Tode verlassen, und erwiesen ihm, ohne der vorgängigen Schmach des Blutrichters zu achten, die letzte Ehre. Sie nahmen — dies hatte man doch, wenn die Execution geschehen wäre, gnädigst bewilligen wollen — den entseelten verstümmelten Leichnam, legten ihn in den bereit gehaltenen mit schwarzem Sammt überzogenen Sarg und begruben ihn unter Thränen in der Nähe der Richtstätte, wie von der Regierung verordnet war.

An dieser ehrlosen Stätte ruhete er aber nicht lange. Neun Tage nach seiner Beerdigung wurde das feyerliche Leichenbegängniß des verstorbenen Königs gehalten. Die Gelegenheit dieser Trauer-Ceremonie, bey der Staats-

pflicht und Neugierde alles in Bewegung setzte, um zu folgen und zuzusehen, benutzten die treuen Bedienten, stohlen des Abends den Leichnam ihres Herrn, brachten ihn in ein sichres Haus zu Stockholm, balsamirten ihn ein, und schickten ihn in einem Reise-Koffer nach Hamburg.

So war das Ende jenes teutschen Staatsmanns, der seinem Fürsten so getreu gedient, für die Ehre des fremden Staats so thätig gearbeitet und sein Bestes so unleugbar bezielt hatte, der in Rücksicht des Genies zu den größten Staatsmännern unsers Jahrhunderts gehörte, und der zum Verbrecher werden mußte, weil er das Unglück gehabt hatte, von einem Könige, welcher sich sonst so wenig rathen ließ, mit Liebe und ausschließlichem Vertrauen beehrt worden zu seyn, weil er ein Ausländer, und weil er ferner der fähige, furchtbare Diener eines jungen Fürsten war, der sich um eine Krone bewarb, die er nicht haben sollte.

Und er bekam sie auch nicht, und hatte tausend andre widrige Schicksale. Noch auffallender und sonderbarer waren die Schicksale, die der größte Theil der Commissarien hatte, welche

Görz verurtheilten. Acht Tage, nachdem das Urtheil gefällt war, wurde der, der es vornemlich befördert hatte, der Präsident der Commission, der Landmarschall Ribbing vom Schlage gerührt, und verschied auf der Stelle noch vor Görz. Der Ankläger desselben, Fehmann, bekam auch den Schlag, und trug das Merkmahl desselben so lange er lebte. Der Justiz-Bürgermeister Hylten wurde von Würmern gefressen, der Graf Löwenhaupt, der auch gegen Görz votirt hatte, 1743 enthauptet, und der Doctor Molin das Opfer eines besondern Zufalles, indem er rückwärts vom Stuhle fiel und den Hals brach. Eine eigne Gruppe von außerordentlichen Todesfällen, die das Schwedische Volk für Strafgerichte Gottes ansah, und die den Glauben desselben dahin änderten, daß man den Baron von Görz doch wohl müsse Unrecht gethan und sein Blut unschuldig vergossen haben.

Und dies ist nachdem mit all dem Hasse, den eine edle Seele gegen Unrecht hegt, von einem Schwedischen Könige selbst erklärt worden. Die schönste erhabenste Rechtfertigung des Unglücklichen, dessen Urne lange mit dem schwar-

zen Schleyer der Verläumdung bedeckt bleiben mußte, da die Wahrheit sich scheuete, ihn öffentlich abzunehmen, blieb dem Zeitalter Gustavs III. vorbehalten. Eine noch am Leben gebliebene Tochter des Baron von Görz, die Baronesse von Eyben, erwarb sich das Verdienst um das Andenken ihres unglücklichen Vaters, zu dieser Rechtfertigung die Veranlassung zu geben. Nachdem Gustav seit einiger Zeit die Regierung angetreten, und den Ruhm seiner ausgezeichneten Eigenschaften verbreitet hatte, wandte sich erwähnte Baronesse mit folgendem, aus dem Französischen hier übersetzten, Schreiben an ihn:

Sire!

„Mit der tiefsten Verehrung nahe ich mich dem Throne eines Monarchen, dessen heldenmüthige erhabne Handlungen mit dem Charakter der Gnade und Güte bezeichnet sind.“

„Ich darf mich, Sire, in die Reihe derer stellen, die mit Freuden den Ruhm des Befreyers von Schweden feyern; mein Name dient zum Dollmetscher meiner Gesinnungen und zum Bür-

gen dessen, was mein Herz empfindet. Ich bin die Tochter des Baron von Görz, dessen Andenken durch den Zeitpunct von 1719 erhalten wird, der ein Opfer der königlichen Würde und des Durchlauchtigen Hauses Hollstein wurde."

„Der große Carl XII. beehrte meinen Vater mit seinem Zutrauen. Er suchte dessen durch seine treuen Dienste würdig zu werden, und wurde zum Tode verdammt, weil er sie geleistet hatte."

„Da dies innere Bewußtseyn der treu geleisteten Dienste ihn bis zum letzten Augenblick beseelte, so ersuchte er seine Richter um die Erlaubniß, sein Ministerium rechtfertigen und von den Geldern Rechenschaft ablegen zu können, die er zum Dienste des Königs verwandt hatte."

„Allein taub gegen seine Bitten, so wie gegen die Vorschriften der Gesetze, hatten sie sich seiner Papiere und seiner Sachen bemächtigt: und kaum war die Hinrichtung vollzogen, so foderte die herrschende Parthey von den unglücklichen Wayfen, die kaum erst die Wiege verlassen hatten, die Rechtfertigung, die man ihrem Vater verweigert hatte."

„Um diesen Schritt desto feyerlicher zu machen, ließ man auf die Güter des Baron von Görz in Teutschland unter dem Vorwande Beschlag legen, daß er als ein Schuldner der Krone gestorben sey. Die Beweise vom Gegentheil, welche der Verstorbne seiner Familie hinterlassen hatte, und die seine eigne, den Richtern gemachte Anerbietungen bestätigten, bewogen seine Anverwandten, um die Untersuchung seiner Rechnungen anzuhalten. Allein, man konnte die Fesseln nicht mehr brechen. Die Sache blieb lange in tiefer Vergessenheit begraben; bis der Finanzrath von Boltenstern, ein Mann, der uns unbekannt war, als ein Engel vom Himmel gesandt erschien, um die Unschuld meines Vaters, und die Summen zu rechtfertigen, welche der Verstorbne der Krone vorgeschossen hatte. Er schrieb sein Vorhaben dem freywilligen Eifer bey, der ihn belebe und dem glücklichen Erfolge, womit er seine Unterhandlungen angefangen habe. Allein seine Grundsätze waren nicht so menschenfreundlich, waren nur interessirt, nur solide für ihn selbst. Die Archive des Reichs hatten ihm von den Papie-

ren meines Vaters Kenntniß verschaft, und nachdem er sich wohl bewaffnet, ehe er sich in Streit einließ, hintergieng er die Unwissenheit, und arbeitete für sich selbst."

„Seine Briefe und Berichte beweisen meine Behauptung. Erlauben Sie, Sire, Ihnen ein Memoire zu Füßen zu legen, welches die Kunstgriffe, deren er sich bediente, darstellen wird. Geruhen Sie, Ihre Blicke auf diesen Gegenstand meiner Klagen zu richten. Sie zielen nicht auf die Belohnungen, die den Arbeiten und den geleisteten Diensten gebühren, noch auf die Erstattung der Unkosten ab, die der Unterhändler gemacht hat. Die Entscheidung darüber unterwerfe ich Ewr. Majestät hohen Einsicht. Von Ihrer Gerechtigkeit und Gnade darf ich die Erstattung der Güter hoffen, die er sich hat anmaßen wollen; und bitte Sie unterthänigst, den Fortgang der Auszahlungen hemmen zu lassen, welche die Krone angefangen hat dem Herrn von Boltenstern zu leisten. Es sind die Rechte der Menschen, Sire, um die ich zu den Füßen des Beschützers der Gesetze und des Wohlthäters der Menschen flehe."

„Möchte doch die glorreiche Regierung Ew. Majestät das Glück Ihrer Reiche aufs möglichste verlängern! Möchten doch meine Wünsche für die lange Dauer Ihrer kostbaren Tage in Erfüllung gehen!“

„Ich habe die Ehre, mit dem tiefsten Respect zu seyn

Sire!

Ewr. Majestät

Lübeck, d. 27. Septbr. 1773.

unterthänigste und submisseste Dienerin

Georgine Henrike von Eyben, gebohrne von Görz.“

Hierauf erließ der verewigte König folgende, eigenhändig geschriebene Antwort, die auf immer ein herrliches Denkmahl seines Geistes und Charakters bleibt.

„Frau Baronesse von Eyben!“

„Ich schätze das Andenken des berühmten und unglücklichen Baron von Görz zu sehr, als daß die Nachricht nicht sehr rührend für mich gewesen seyn sollte, daß noch eines von seinen Kindern übrig ist, welche die Tyranney und

schreckliche Ungerechtigkeit der Königin Ulrike Eleonora, und der Personen, die bey dem Reichstage von 1719 präsidirten, zu Waysen machte. Sein unschuldiges Blut hat schon zu lange um Rache geschrieen *). Schweden hat während 50 unglücklicher, verheerender, zerrüttender Jahre den Tribut theuer bezahlt, den der Zorn des Himmels für das Verbrechen foderte, das man gegen einen großen, unschuldigen Mann begangen hat. Ich wünsche daher, als erster Mitbürger meines Vaterlandes, eifrigst, im Namen eben dieses Vaterlandes die Ungerechtigkeit wieder gut zu machen, die unsre Vorfahren begangen haben. Zu diesem Titel, den ich als den schönsten unter denen ansehe, welche die Vorsehung mir hat ertheilen wollen, füge ich noch den meines Hauses hinzu, für welches er ein Opfer geworden ist. Sie können also leicht urtheilen, Madame, wie sehr ich geneigt bin,

Ihnen

*) — Qu'il existoit encore une de ses enfans, que la tirannie et l'injustice atroce de la Princesse Ulr. Eleon. et de ceux qui presidérent à la Diéte de 1719, rendirent orphelins. Son sang innocent a trop-long-tems crié vengeance.

Ihnen die Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, um die Sie als Tochter und Erbin des verstorbenen Baron von Görz ersuchen. Ich habe deswegen die gerichtlichen Anfoderungen, die von Seiten der Erbinnen des Hrn. von Boltenstern über eben diese Sache angefangen worden, suspendirt. Das Memoire, welches Sie anführen, muß die Beweise dessen enthalten, was Sie behaupten, und wenn sie es übergeben haben, will ich es mit der sorgfältigsten Aufmerksamkeit untersuchen lassen."

Uebrigens bitte ich Gott, daß er Sie in seinem heiligen gnädigen Schutz nehme, und bin

Frau Baroneſſe von Eyben

Gegeben auf dem Schlosse Gripsholm d. 28sten October 1773.

Ihr sehr ergebner Gustav."

Das war die Geschichte der Görzischen Katastrophe, die wir im Zusammenhange bis zu ihrer schrecklichen Entscheidung mitgetheilt ha-

ben, ohne den Faden der Erzählung durch Anführung andrer Vorgänge der Zeit zu unterbrechen. Wir gehen nunmehr um ein Paar Monate in die Geschichte zurück, um die Veränderung der Regierung und der Landesverfassung und der andern Schwedischen Merkwürdigkeiten darzustellen, welche der Tod Carls zur Folge hatte.

Der Bothe, welcher die große Trauernachricht überbrachte, war der General-Adjutant Sicker. Die Beschleunigung seiner Reise war von der äußersten Wichtigkeit. Auch eilte er so sehr, daß er aus dem südlichen Norwegen binnen drey Tagen, Freytag Nachmittags den 2. December 1718 (alten Styls) zu Stockholm ankam. Zum Pfandzeichen der Wahrheit des unglücklichen Vorfalls, den er melden wollte, hatte er den blutigen Hut Carls mitgenommen. Einige Stunden nach ihm kam auch der Oberst Bennet in erwähnter Residenz an. Er überbrachte weitre Nachrichten und Anweisungen von dem Prinzen von Hessen. Beyde Couriers traten bey dem Gouverneur von Stockholm, dem Grafen Taube, ab. Die Nachricht wurde unverzüglich der Prinzessin Ulrike mitgetheilt. Sie

erschrack, wurde aber nicht so gerührt, nicht so vom Schmerze betäubt, als der junge Herzog von Holstein. Und dieser betrauerte einen Oncle, und sie hatte einen Bruder zu betrauern. Aber Zärtlichkeit gegen ihn war nie eine ihrer herrschendsten Empfindungen gewesen.

Die Nachricht blieb vorerst ein völliges Geheimniß in der Stadt. Man eilte, die nöthigen Sicherheitsanstalten zu treffen. Der Oberstatthalter Taube wurde die mächtigste Stütze der Prinzessin. Indem alles in völliger Ruhe und Stille war, erfuhren die Holsteinischen Regierungsbedienten das überraschende Schicksal, arretirt zu werden. Zugleich wurde, wie schon oben erwähnt, das Haus des Baron Görz mit Wache umgeben. Die ganze Garnison, die aus drey Regimentern bestand, verbreitete sich durch die Stadt, und besetzte die Hauptplätze. Dieser außerordentliche lärmende Vorgang versetzte alles in Bewegung und unruhige Neugierde. Man lief, fragte was vorgienge, sprach, muthmaßte über die Ursache und erfuhr doch nichts gewisses.

Indeß hatte die Prinzessin unter diesen Sicherheitsanstalten den Senat zu sich berufen. Er bestand damals nur aus 11 Mitgliedern. Von diesen waren aber gerade nur wenige anwesend. Drey derselben waren allein als Generale bey der Armee. Jene wenigen Mitglieder versammelten sich Abends 9 Uhr in dem Cabinet der Prinzessin. Sobald sie erschien, trat der Staatssecretair, nachmalige Reichsrath, Graf Samuel Bark vor, wünschte Ihrer Majestät Glück zum Antritt der Regierung und begrüßte sie zuerst als Königin von Schweden. Das Compliment dieser Anrede war eine Ueberraschung. Die königlichen Räthe hatten sich in der Eile versammelt, ohne überlegt, ohne berathschlagt und beschlossen zu haben, was sie thun oder lassen wollten, ohne überhaupt zu wissen, was eigentlich vorgehen sollte. Nach dem Glückwunsche des Staatssecretairs hielt die Königin eine kurze Anrede, worin sie zu Folge des von ihrem Gemahl erhaltenen Raths zu erkennen gab, daß sie zwar als rechtmäßige Erbin die Regierung antrete, daß sie aber zum Besten des Reichs und zur Erfüllung der Wünsche der Nation sogleich beschlossen habe, die Souveränität abzuschaffen.

Dies war so recht ein Wort der Freude für die Königlichen Räthe; ein Strahl schöner Hofnungen, der ganz ihre Seele durchdrang und sie hinriß. Ohne den wichtigen Schritt zu bedenken, den sie thaten, ohne auf ihre geringe Anzahl, ohne auf den Umfang ihrer Rechte und auf die Befugniß zu sehen, die eigentlich den Reichsständen zukam, hielten sie in dem Augenblicke die Thronfolge für ausgemacht, erkannten die Prinzessin für die erbliche Königin, versetzten sich auf der Stelle in ihre vorigen Privilegien, und gaben sich wieder den Titel von Reichsräthen, ein Titel, der indeß nachher erst vom Reichstage wieder eingeführt und ihnen zu tragen förmlich erlaubt wurde.

So glücklich wie's für die Prinzessin zu Stockholm gieng, gieng's auch bey der Armee. Diese brach, nachdem der König gefallen war, aus Norwegen wieder nach Schweden auf. Man eilte dabey so, als wenn man geschlagen wäre. Der Feldmarschall, Prinz Friedrich von Hessen hatte in Folge eines gehaltnen Kriegsraths diesen schleunigen Rückmarsch verordnet. Es lag ihm mehr daran, den Sieg der Krone, als Sie-

ge gegen die Feinde zu erringen. Und diese Aussichten ließen auch einen glücklichen Erfolg erwarten. Man hatte in der Hauptstadt den Vorsprung gewonnen und auch die Armee größtentheils auf der Seite. Alle Kunstmittel, die wirksam seyn konnten, wurden gleich und in der Folge angewandt. Die Chefs der Regimenter behielten die Gelder, die in der Kriegscasse waren, andre bekamen Geschenke und die neue Königin ernannte 6 neue Mitglieder des Senats und nahm bald viele andre Beförderungen vor. Der erste, der zugleich an Ansehen mit ihr stieg, war ihr Gemahl. Sie legte ihm gleich, noch wie er sich bey der Armee befand, den Titel Königliche Hoheit bey.

Die Truppen waren eben wieder auf der Schwedischen Grenze angekommen, als man durch allgemeine Bekanntmachung erfuhr, was zu Stockholm vorgegangen war. Der Prinz von Hessen schritt darauf zu der nöthigsten Veranstaltung, die Armee der neuen Königin huldigen zu lassen. Allein ein Theil derselben weigerte sich, dies zu thun. Er wollte es nicht anders, als wenn die Abschaffung der Souverai-

nität der Preis seiner Huldigung wäre. Dieser wurde zugesichert, und darauf der Königin die Treue geschworen.

So war dem Herzoge von Holstein dadurch, daß die Gegenparthey die Hauptstadt und die Armee gewonnen, und seine fähigsten Regierungsbedienten arretirt hatte, der Weg zum Throne schon so gut, wie verschlossen. Und doch hatte er, wenn es auf Erbfolge ankam, ein unstreitigeres Recht zu demselben, als die Prinzessin Ulrike. Sie war die jüngste, und er der Sohn der ältern Schwester Carls. Blieb dieser am Leben und bestimmte selbst seinen Nachfolger, so war es keiner gewisser, als er. Denn Carl liebte ihn, und nicht seine Schwester und sah Frauenzimmer überhaupt nicht gern, und am allerwenigsten auf dem Throne. Kam der Herzog seiner Tante nur mit der Erklärung zuvor, daß er die Souverainität, die ein so verhaßter Dorn in der Krone geworden war, aufgäbe, so blieb es sehr zweifelhaft, auf wessen Haupt sie kam. Allein jener leidige Reiz der Herrschaft fesselte ihn wie die größte Schönheit. Er wollte bey der falschen Politik seiner Rath-

geber nichts nachlassen, wollte die ganze Regierungsmacht erben, verließ sich dabey zu sehr auf die Stärke seiner Parthey — und fand sich bey seiner Indolenz und Sicherheit am Ende völlig getäuscht.

Als er von der Armee zu Stockholm ankam, saß seine Tante längst auf dem Throne. Das Volk, das gewöhnlich den ersten Eindrükken folgt, hatte ihre Proclamation mit Jubel aufgenommen. Die Prinzessin eilte nunmehr auch von der Nation anerkannt, und in ihrer höchsten Würde befestigt zu werden. Sie erließ deswegen unterm 15ten December ein Ausschreiben, wodurch die Stände auf den 20sten Januar 1719 zu einem Reichstage nach Stockholm zusammen berufen wurden.

In diesem Ausschreiben hieß es unter andern also:

„Es kann Euch nicht anders als erfreulich zu vernehmen seyn, daß Wir unter diesen Umständen aus einer besondern Liebe zu euch und zu dem gemeinen Besten, den Schwedischen Thron bestiegen haben, da durch den unerwarteten Tod Ihrer Majestät, Unsers hochgeehrte-

sten und geliebtesten Bruders, glorwürdigsten Andenkens, die Krone, vermöge des Erbrechts, auf Uns gefallen ist. Um die Regierung desto glücklicher zu führen, hat Uns Unser Eifer, das Wohl des Reichs und der Unterthanen zu befördern, zu dem festen Entschluß bewogen, — wie wir solches auch schon gegen den Reichsrath erklärt haben — daß wir alles wieder in den vorigen Stand setzen, und alle eingeführte Neuerungen und besonders die sogenannte Souverainität oder unumschränkte Gewalt über die Unterthanen gänzlich abschaffen, welche Souverainität Wir auch durch Gegenwärtiges nicht allein für Uns selbst, sondern auch für Unsre Nachkommen durchaus und auf ewig verbiethen, indem Wir der Meynung sind, daß Wir die souveraine Macht alsdann in Unserer Königl. Gewalt haben werden, wenn Wir Uns in den Herzen Unserer getreuen Unterthanen durch Billigkeit und Großmuth befestigt haben. Wir haben dabey das gnädige Vertrauen zu Euch, daß Ihr alle Unsre löblichen Unternehmungen, so wie es vernünftigen Schwedischen Herren zustehet, unterstützen, Euer inbrünstiges Gebet für Uns zu dem

Himmel schicken, Uns sowohl mit Rath als mit der That behülflich seyn und die Last Uns tragen helfen werdet, womit Wir von dem allmächtigen Gott beladen sind."

Zufolge dieses Ausschreibens und der mündlichen Erklärung an den Reichsrath hatte die Königin also den Thron aus Erbrecht bestiegen. Man sah aber bald ein, daß diese Bestimmung zu eilfertig, zu positiv gegeben sey. Man mußte besorgen, daß sie ein Stein des Anstoßes werden könne, der den Ständen Gelegenheit gäbe, wieder alles übern Haufen zu werfen. Das einzige Landesgesetz, welches in dem gegenwärtigen Falle der Thronerledigung zu Rathe gezogen werden konnte, und die Regeln der Entscheidung enthielt, war die im Jahre 1604 zu Norrköping geschloßne Erbvereinigung. In dieser war festgesetzt worden, daß keine königliche Prinzessin anders als Erbin auf dem Throne folgen könne, als wenn sie unverheyrathet, oder mit Vorwissen und unter Einwilligung der Stände an einen Prinzen von Evangelisch-Lutherischer Religion verheyrathet sey. Und die Prinzessin Ulrike war ohne alle Befragung der

Stände am 4ten April 1715 mit dem Erbprinzen Friedrich von Hessen vermählt worden. Freylich war dies auch bey der Vermählung ihrer Schwester, der verstorbnen Mutter des jungen Herzogs von Holstein, der Fall gewesen. Sie aber hatte einen Prinzen von der in Schweden herrschenden Lutherischen, Ulrike aber einen Prinzen von reformirter Religion geheyrathet.

Die Aussicht wegen dieses Umstandes wurde bedenklich. Viele Große nahmen es übel, daß die Prinzessin sich so ganz eigenmächtig die Krone aufgesetzt habe. Man fieng an, auch unter dem Volke Mißvergnügen zu erwecken. Die Mitglieder des Senats errötheten über die Voreiligkeit, womit sie die Prinzessin als Erbkönigin anerkannt hatten, besorgten den Unwillen der Stände und suchten ihr Versehen wieder gut zu machen. Der königliche Rath und Präsident des Kanzley-Collegiums, Graf Arwed Horn, wurde der Dollmetscher ihrer Gesinnungen und Absichten. Er hielt in einer Versammlung des Senats, welcher die Königin beywohnte, eine lange Rede, worin er derselben vorstellte, daß sie wegen der schon angeführten Gesetz-Ueber-

tretungen bey ihrer Verheyrathung kein Erbrecht zur Krone habe, sondern daß das Reich nunmehr ein Wahlreich geworden sey. Wolle sie auf dem irrigen Glauben des Erbrechts bestehen, so würde sie Widersprüche und Schwierigkeiten finden, deren Folgen sehr unangenehm und gefährlich werden könnten. Sie möchte daher den Eingebungen der Großmuth und Klugheit Gehör geben, und die Ertheilung der Königlichen Würde, der Wahl der Stände überlassen. Thäte sie dies, so würde sie gewiß die Krone behalten, könnte sie aber vielleicht verliehren, wenn sie es nicht thäte.

Dieser Vortrag war der Königin äußerst unerwartet. Die Mitglieder des Senats waren einige Zeit vorher die ersten gewesen, die sie als Erbkönigin begrüßt und anerkannt hatten; — und jetzt mußte sie in der Mitte derselben hören, daß man diese Anerkennung zurück nehme, daß sie keine Erbkönigin seyn könne. Die Sache war zu ärgerlich und zugleich zu reizend und wichtig, als daß die Resignation ihr keinen Kampf gekostet hätte. Sie konnte es nicht begreifen, wie sie deshalb ihr Erbrecht an die Krone verliehren

sollte, weil sie als die Tochter eines souverainen Königs und bey Lebzeiten desselben ohne das Jawort der Stände, welches ja eine bloße Formalität gewesen wäre, verheyrathet worden. Die Nothwendigkeit machte ihr indeß doch bald begreiflich, was ihr so unbegreiflich schien. Ihr Neffe, der Herzog von Holstein, sollte als Thron-Competent gar nicht in Erwägung kommen; wie viel weniger wollte sie die Gefahr bestehen, seine Rechte mit den ihrigen vergleichen zu lassen! Sie bequemte sich also auch zu dem letzten Opfer, das an sich auch mehrentheils nur in der Einbildung bestand, den Titel einer erblichen Königin, mit dem einer gewählten vertauschen zu wollen.

Unter diesen Umständen nahm jener Reichstag seinen Anfang, welcher durch seine Beschlüsse und Verfügungen, und durch die langen Folgen, welche dieselben hatten, der merkwürdigste in der Schwedischen Geschichte dieses Jahrhunderts wurde. Der Zustand des Reichs war einstweilen ganz verändert. Von den Schranken der Souverainität befreyet, reate sich nun überall der lebhafteste Geist der Freyheit. Die Nation

hatte lange Muße gehabt, ihre Thorheit zu beweinen, sich selbst ein Joch aufgelegt zu haben, von welchem sie so wund war gedrückt worden. Die Helden-Eigenschaften Carls wurden noch im Grabe verehrt. Die Patrioten freueten sich indeß, daß er unvermählt, daß er ohne Erben gestorben, — und daß mithin die Souverainität, oder wie man es lieber nannte, der Despotismus mit ihm war begraben worden.

Die Deputirten der vier Classen der Nation, des Adels, der Geistlichkeit, des Bürger- und Bauernstandes hatten sich, wie bestimmt war, auf den 20sten Januar 1719 zu Stockholm versammelt. Nach Untersuchung der Vollmachten und Verrichtung der übrigen Formalitäten wurde der schon oben angeführte Landeshauptmann über Upsala-Lehn, Baron Peter Ribbing, zum Landmarschall und zum Präsidenten des Adelstandes, zum Wortführer oder Sprecher der Geistlichkeit, wie gewöhnlich, das oberste Mitglied derselben, der Erzbischof von Upsala, Mathias Steuchius, und zum Sprecher des Bürger- und Bauernstandes, der ebenfalls in der Görzischen Geschichte schon erwähnte Justiz-Bürgermeister Hylten zu Stockholm erwählt.

Die Versammlung fing gleich — und zwar unter dem Adel — mit Zank und Zwietracht an; und das, weil die Souverainität nicht mehr war, weil man jetzt mit neuer Freyheit raisonnirte, und alles neue Rechte zu bekommen suchte. Der Umstand war folgender. Der Adel bestand, wie noch jetzt in Schweden, aus 3 Classen, aus der Classe der Herren — der Grafen und Barone — aus der der Ritter und solcher Adlichen, deren Vorfahren ehemals Reichsräthe gewesen, und aus der Classe des gesammten übrigen jüngern und niedern Adels. Den Verordnungen und den Sitten gemäß, wurden die Stimmen nach den Classen gesammelt, so, daß die eine Classe gut heissen mußte, was die beyden andern beschlossen hatten. In der That war dies Verhältniß so unpassend, als unbillig. Die beyden erstern vornehmen Classen des Adels bestanden aus wenigen, diese letzte Classe hingegen aus den mehrsten Familien. Und diese mußten gewöhnlich gut heissen, was die erstern beliebten. So herrschte der hohe Adel auf den Reichstagen. Der zahlreiche niedrige Theil desselben glaubte jetzt den gelegensten Zeitpunkt zu haben, sich dem

drückenden Uebergewichte seiner vornehmen Mitbrüder zu entziehn. Er drang darauf, daß die Stimmen nicht mehr nach den Classen, sondern nach den Köpfen gesammelt werden sollten. Ein Neuerungs-Entwurf, der den höhern Adel in Staunen und Unwillen versetzte. Er sollte den schönsten, den wichtigsten Theil seiner Autorität aufgeben. — Dies konnte ohne Kampf nicht geschehen. Man protestirte, berief sich auf die Statuten, widersetzte sich aufs heftigste. Das Andringen des niedern Adels war dagegen noch stärker, und der Enthusiasmus um so lebhafter, da es auf die Erringung eines wichtigen Rechts ankam.

Man wollte dies durchaus erkämpfen. Der Streit kam aufs äußerste. Die dritte Classe des Adels drohete, sich von den beyden erstern Classen trennen, und einen eignen Landmarschall erwählen zu wollen. Bey dieser hartnäckigen Entschlossenheit fand sich endlich der höhere Adel bewogen, nachzugeben. Es wurde bestimmt, daß künftig nicht mehr — was so lange geschehen war — nach den Classen, sondern nach den Köpfen votirt werden sollte. So wurden sich

nun

nun alle vom Adel, in Absicht des Antheils, den sie an den Reichs und Regierungs-Sachen bekamen, einander gleich. Der Feldmarschall und der Unterofficier, einer der Erziehung gehabt hatte und Erfahrung besaß, und einer, dem es an beyden fehlte, galten nunmehr, nach dem Ausdrucke eines schwedischen Geschichtschreibers, gleich viel. Und dabey sollte sich das Reich doch wohl befinden.

Mit weit mehrerer Ruhe, fast ganz ohne öffentlichen Hader und Zwietracht wurde dagegen die Angelegenheit, die das ganze Reich und alle Stände besonders interessirte, die Besetzung des Throns entschieden. Sobald die erste General-Versammlung aller Deputirten, oder das sogenannte Plenum Plenorum, gehalten wurde, ließ die Königin ein Schreiben verlesen, worin sie bekannt machte, daß sie der Souverainität entsagt habe, und es den Ständen überlasse, über die Thronfolge zu bestimmen. Die Königin wohnte mit ihrem Gemahl selbst dieser Sitzung bey. Auch der Herzog von Holstein fand sich gegenwärtig. Die Stände fanden es nicht wenig schmeichelhaft, nun auch den Thron zu

vergeben zu haben. Und da alle ihre Wünsche erfüllt waren, so war es billig nun auch den Wunsch der Prinzessin zu erfüllen! Man hatte um so mehr Anlaß dazu, da man — um selbst herrschen zu können, — weit lieber ein Frauenzimmer, als einen Prinzen auf den Thron sah. Aus allen Untersuchungen erhellte denn bald, daß durch die freye Wahl keinem die Krone mehr zukomme, als der Prinzessin Ulrike. Der Herzog von Holstein ließ dagegen durch seinen General Bauer protestiren. Allein dies war ein Ceremoniel ohne allen Erfolg. Die Stände wählten die Prinzessin, ließen ihr durch eine große feyerliche Deputation ihre Wahl bekannt machen, und huldigten ihr darauf.

Die Wahl-Acte war sehr weitläuftig abgefaßt. Hier nur das Wesentlichste und Merkwürdigste daraus: „Demnach es dem Allerhöchsten gefallen, den großmächtigsten König, Carl XII. aus dem Leben wegzureißen und so unser Oberhaupt von uns zu nehmen: so haben wir als getreue Reichsstände mit allem Fleiß, Nachdenken und Sorgfalt überlegt und berathschlagt, wer dieses Reichs Schweden erledigten Thron,

da keine männlichen Erben hinterlassen worden, besitzen solle. Und da wir nach allen bestehenden Gesetzen — finden, daß die Prinzessinnen, welche zu Erbinnen der Krone geschickt seyn wollen, unverheyrathet oder nicht ohne der Stände Einwilligung verheyrathet seyn müssen — indem Sr. hochseel. Majestät König Gustav Adolphs einzige Tochter (die nachmalige Königin Christine) deshalb allein zum Thron berechtigt erkannt worden, weil sie unverheyrathet und ein Fräulein gewesen — so sehen wir uns in eine vollkommne Freyheit gesetzt, uns eine Obrigkeit zu wählen, welche uns am besten dünkt. Und da wir uns billig hierbey der hohen Verdienste, unschätzbaren Eigenschaften und ungemeinen Tugenden erinnern, welche in Ihro Königl. Hoheit und fürstlichen Durchl. der Prinzessin und Landgräfin Ulrike Eleonora vereinigt sind — so wählen und erklären wir sämmtliche Reichsräthe und versammelte Stände für uns und für unsre sich zu Hause befindende Mitbrüder aus freyer Bewegung höchst erwähnte Ihro Königl. Hoheit und fürstlichen Durchl. Ulrike Eleonora zu einer erwählten Königin der Schwe-

den ꝛc. ꝛc. erklären Ihre männlichen Leibeserben zu Schwedischen Reichserbfolgern, danken hiernächst Ihro Königl. Majestät unterthänigst, daß Dieselben einen gerechten Widerwillen gegen die sogenannte Souverainität, oder die unumschränkte Königl. Eigengewalt — die das Reich zu unser aller unersetzlichen Schaden, Nachtheil und Unglück verkleinert, geschwächt und ruinirt hat — zu bezeugen geruhet — und erklären hiemit denjenigen des Königl. Throns verlustig und für einen Feind des Reichs, der sich durch heimliche Kunstgriffe oder offenbare Macht, eine souveraine Gewalt anmaßen will.“

So war nunmehr die Hoffnung zur Krone für den jungen Herzog von Holstein dahin. Er hatte eine starke Parthey gehabt, sie aber nicht gehörig benutzt. Auch diese verlor er nun allmählig, da das Hauptinteresse ihrer Anhängigkeit verloren war. Die Aussicht, daß er nach dem Ableben der neuen Königin noch einmal emporkommen könne, war zu entfernt und zu unsicher, als daß der Eifer der Theilnahme dadurch erhalten werden konnte. Eben so war die Hoffnung einer andern Parthey auf dem Reichs-

tage, wozu sich besonders viele Familien des ältern Adels neigten, verschwunden. Diese hatten, da keiner ein Erbrecht zur Krone besaß, die Idee, einen Gebrauch der Vorzeit wieder einzuführen, nämlich einen Reichsvorsteher an die Spitze der Regierung zu stellen. Allein die Hofparthey triumphirte über alle Gegner; und das durch ihre Mäßigung und kluge Nachgiebigkeit, durch die Aufopferung des Erbrechts und der Souverainität.

Die Abschaffung dieser letztern gab zu einer andern und zwar zu der Hauptmerkwürdigkeit des Reichstags, zur Veränderung der Regierungsform, zur Einführung einer neuen Constitution die Veranlassung. Wie diese zu entwerfen und wohl und weislich einzurichten sey — das war die Frage. Sie interessirte alle; und alle Anhänger von dieser und von jener Parthey, Patrioten und Royalisten, Staatsmänner und Pöbelleute, Bürger und Bauern, Weise und Thoren — alle beschäftigten sich damit, raisonnirten und äußerten unmaßgeblich darüber. Man war, wie es hieß, nur zu lange durch zwey Könige despotisirt worden, und wollte nun

bestmöglich frey werden. Gern hätten es mehrere gesehen, wenn die Königl. Würde ganz abgeschaft worden wäre. Allein dies schien zu neu und zu bedenklich, da das Volk an das majestätische Bild des Throns zu lange und mit zu vieler Liebe gewohnt war. Die Reichsstände hatten indeß alle Macht in Händen — und wer konnte zweifeln, daß sie sich derselben zu ihrem Vortheile bestens bedienen würden. Man sah die königliche Würde als ein wildes und gefährliches Thier an. Man konnte es und wollte es zwar nicht tödten, aber man hatte es nunmehr in der Gewalt, und es sollte in solche Fesseln gelegt werden, daß es nie wieder um sich reißen und Schaden und Unglück anrichten könnte.

Dies war dem Wesen nach der Hauptgrundsatz, von welchem man bey der Reform der Constitution ausgieng. Zur Entwerfung derselben wurden besondre Commissionen niedergesetzt; und die Arbeit gieng auch so gut und rasch von Statten, daß das ganze wichtige Werk der neuen Verfassung, die bis zu ewigen Zeiten dauern, die über das Wohl und Weh des Reichs entscheiden sollte, binnen vier Wochen

entworfen, berathschlagt, genehmigt und bestätigt war. Und doch war es, wenigstens dem Glauben nach, ein Meisterstück der Staatskunst. Ein alter Reichstagsmann brach über die Vollendung desselben voller Freude in die Worte aus: Herr! nun läßt du deinen Diener in Frieden fahren; denn meine Augen haben dein Heil gesehen.

Aber des Unheils war, wie die Erfahrung gelehrt hat, die Fülle. Die gesammte neue Constition bestand aus 51 Artikeln. Es würde unzweckmäßig und auch wohl wenig gefallend seyn, dies halbe Hundert umständlicher Gesetze hier wörtlich zu finden, besonders da sie nicht bis zu ewigen Zeiten gedauert haben. Wir begnügen uns daher nur das Wesentliche davon mitzutheilen, um den Geist der neuen Regierung kennen zu lernen.

Die Königin oder der König konnten keine Gesetze und Auflagen machen, keinen Krieg anfangen, noch Frieden schließen, ohne der Stände Genehmigung, und keine Verordnungen erlassen, ohne Berathschlagung und Einwilligung des Reichsraths und nur solche, wel-

che die Zeitumstände und die öffentlichen Angelegenheiten erforderten, jedoch unter der Bestimmung, daß sie in der Folge von den Ständen gebilligt oder verworfen werden könnten. Alle Vorrechte, die mit der Krone verbunden blieben, bestanden darin, daß sie erblich war, daß die Königin als eine geheiligte Person sollte angesehen, und jedes Vergehen gegen sie als ein Majestäts Verbrechen geahndet werden; daß sie allein, indeß mit Einschränkung, Personen in den höhern und niedern Adelsstand erheben und zu den Landesbedienungen, von welchen alle Ausländer ausgeschlossen wurden, auf geschehenen Vorschlag der Collegien ernennen, in gehörigen Fällen Missethäter begnadigen und im Reichsrathe entscheiden könne, wenn es bey der getheilten Gleichheit der Meinungen auf den Ausschlag Einer Stimme ankam, indem ihr zwey Vota bewilligt waren.

Die Quelle aller, sowohl der gesetzgebenden, als auch in den wichtigsten Fällen der ausübenden Macht, waren die Repräsentanten der Nation, die Stände. Sie wollten sich alle 3 Jahr oder noch öfterer, wenns nöthig wäre, im Ja-

nuar versammeln. Wäre die Königin abwesend, krank oder verstorben, so sollte der Reichsrath sie zusammen berufen. Geschähe dies von diesem oder der Besitzerin des Throns unter den jedesmaligen Umständen nicht zu der bestimmten Zeit, so wollten sie sich selbst versammeln, und alles, was während ihrer Vacanz geschehen, sollte als nichtig angesehen werden. Der Reichstag solle jedesmal 5 Monate dauern. Die Mitglieder hatten aber allein das Recht, ihn aufzuheben, konnten ihn also so lange fortdauern lassen, als es ihnen beliebte. Das Militair mußte, außer der Königin, dem Reiche, das ist, den Ständen, den Eid des Gehorsams und der Treue schwören.

Das repräsentirende, bevollmächtigte Collegium der Stände, wurde der Reichsrath. Die Anzahl der Mitglieder desselben bestimmte man auf 24. Die Ernennung derselben hing von der Wahl der Königin ab; die Stände aber schlagen ihr die Subjecte, bey jeder Vacanz 3, dazu vor. Der Reichsrath konnte sich versammlen, wenn er es für gut fand, ohne im geringsten dazu auf den Befehl der Königin zu war-

ten. Die Beschlüsse sollten in den Sitzungen desselben durch die Mehrheit der Stimmen gefaßt werden. Man machte es ihm zur Obliegenheit, die Königin aus eigner Bewegung in den nöthigsten Fällen an die Sachen zu erinnern, die das Reich erfodere, auch mit aller Wachsamkeit dahin zu sehen, zu hindern und zu wehren, daß keine Entwürfe gemacht würden, wodurch die Stände und die Freyheit könnten unterdrückt, und das leidige Uebel der Souverainität wieder eingeführt werden. Bey der jedesmaligen Versammlung der Stände sollte der Reichsrath von seinen Rathschlägen und Verrichtungen Rechenschaft ablegen, aber für unglückliche, schimpfliche Folgen derselben gesichert seyn. Die Reichsräthe waren nach der Bestimmung in den Gesetzen, unverletzliche Personen. Wer was beleidigendes über sie redete oder schrieb, mußte öffentliche Abbitte thun und eine ansehnliche Geldstrafe erlegen; und wer einem Senator einen die Ehre seines Amts und dessen Verwaltung betreffenden unerwiesenen Vorwurf machte, sollte des Todes sterben.

Das waren die Grundzüge des gepriesenen herrlichen Werks, wodurch sich der Reichstag verewigte — und um das Vaterland übel verdient machte. Aus einer Monarchie — was es noch ein viertel Jahr vorher war — fand sich nunmehr Schweden in eine republikanische Aristocratie verwandelt. Eine möglichst abstechende Metamorphose! Statt Eines Königs hatte es nun 24 kleine Könige. So war man von einem Extrem auf das andere gefallen. Und wie natürlich, wie erklärbar diese Uebereilung und politische Unmäßigkeit, da die Befreyung von der Souverainität so plötzlich und der Haß dagegen so groß, wie der Enthusiasmus für Freyheit, für die Vermehrung der Privat- und der allgemeinen Rechte war.

Den Hauptantheil an dem Entwurf der neuen Constitution hatte Anfangs der Landmarschall, Baron Peter Ribbing genommen. Zwey seiner Brüder waren Mitglieder des Reichstags. Einer derselben bemerkte, daß der Plan der Constitution ihm in manchen Stücken mangelhaft und besonders fähig schiene, Unordnungen und Gesetz-Uebertretungen zu veranlassen. „Das

mag seyn, versetzte der Landmarschall; jetzt haben wir aber der Souverainität einen Damm gesetzt, und wollen auf dem künftigen Reichstage auch die Gesetze sichern, wenn wir leben bleiben." Er wurde aber, wie schon oben angeführt, vom Schlage getödtet.

Die höchste Macht war also jetzt in Schweden in sehr unterschiedenen Graden unter den Ständen, unter der Königin und dem Reichsrathe getheilt. Erstere besaßen die höchste, die gesetzgebende, und die beyden letztern die ausübende, die Regierungsgewalt. So sehr der Thron auch in Rücksicht dieser verloren hatte, so sehr hatte der Reichsrath gewonnen, und sich mit vermehrter Stärke von den Wunden erholt, die seine Autorität unter den beyden letzten Königlichen Regierungen erlitten hatte. Er war im Grunde nun alles, konnte über die Könige und über die Unterthanen herrschen. Freylich hatte man in die neue Constitution aus dem Reichstagsbeschluß vom Jahre 1602 die Worte mit eingerückt: „Die Reichsräthe sollten rathen und nicht regieren." Dies waren und blieben aber — leere Worte. Man hatte sie

entweder, sagt ein Schwedischer Geschichtschreiber, zum Spaß, oder auch in der Absicht mit einfließen lassen, um dem Volke die Augen zu verblenden, weil es der Regierung des Senats noch gar nicht gewohnt war.

Man hatte aus gleicher Rücksicht aufs Volk, dem Throne die Majestät gelassen. Diese glich aber einem Schatten. Die Königin stellte im Grunde nur die Majestät der Stände vor. Man hatte, nach dem Ausdrucke eines Engländers, eine Staatspuppe, die man an den Feyertagen mit dem Schmucke der Königlichen Würde auspußte, um das Volk zu täuschen und ihm einzubilden, es habe eine Königin.

Dieser war es allerdings eben nicht angenehm, im Vergleich mit ihrem Vater und Bruder, auf so erniedrigte Stufen der Autorität herabgesetzt zu seyn. Allein dies mußte verschmerzt werden. Es war einmal nicht zu ändern. Das schöne Kleinod der Krone blieb doch. Froh darüber willigte die Königin zu allem ein; und unterzeichnete am 21ten Februar ihre Wahl-Acte, die neue Regierungsform, und eine Schrift, worin sie letztere und alle ihre Oblie-

genheiten treu erfüllen zu wollen, versicherte. Unsern lieben Reichsrath, hieß es unter andern darin, wollen wir in gebührender Ehre halten und mit demselben das Reich regieren, auch nichts ohne dessen Gutbefinden, vielweniger etwas wider dasselbe thun, auch keinem Mitgliede desselben ungünstig seyn, wenn er etwas sagte, was uns nicht gefallen möchte.

Die Königin wurde darauf am 17ten März 1719. (28sten neuen Styls) in der Domkirche zu Upsala gekrönt. Der Erzbischof dieser Stadt, Matthias Steuchius, empfieng sie bei ihrem Eintritte in die Kirche mit den gebräuchlichen Worten: „Gesegnet sey, der da kommt im Namen des Herrn!“ — verrichtete die übrigen Ceremonien des Salbens, des Eidabnehmens und setzte ihr sodann mit dem Reichsrathe Nils Gyllenstierna die Krone auf. Hierauf schwur ihr — vor dem Throne knieend — ihr Gemahl, der Prinz Friedrich von Hessen, als Feldmarschall des Reichs, zuerst die Treue. Die Reichsräthe erschienen bey dieser Feyerlichkeit in ihrer Staatskleidung, in langen sammtnen Röcken und mit

rothsammtnen Mützen auf den Köpfen. In unsern Zeiten würden sie das Ansehen von Jacobinern gehabt haben.

Nachdem so die ganze neue Ordnung der Dinge in Schweden regulirt und eingeführt war, hielt der Reichstag, nach einer vierteljährigen Versammlung, am 10. May seine letzte Sitzung. Die Königin erschien selbst auf dem Throne, ließ den Ständen ein Schluß-Compliment machen; und die Wiederversammlung derselben wurde bey den fortdauernden Verwicklungen des Reichs auf den 21sten Januar 1720 bestimmt.

Das merkwürdige Schauspiel war nunmehr ausgespielt, und der Vorhang gefallen. Ulrike hatte die erste Rolle gespielt; ihr Neffe, der Herzog von Holstein, war im Hintergrunde geblieben. Ihr Triumph blieb ihm ein Aerger. In ihrer Nähe zu bleiben, da seine Tante ihn und er sie haßte, wäre eine Quelle beständiger Unannehmlichkeiten gewesen. Andrer Seits war er ein Herr ohne Land, wußte nicht, wo er residiren sollte, da seine Länder noch von den Dänen besetzt waren. Der Aufenthalt in Schweden konnte ihm ferner nützlich seyn, um seine

Parthey zu erhalten, um bey der Hand zu seyn, im Fall die Königin unerwartet sterben sollte.

Allein diese Gedanken der Unschlüssigkeit wurden bald bestimmt verändert, und das besonders durch die geheime Wirksamkeit der königlichen Tante selbst. Sie wünschte nichts mehr, als ihren lieben Neffen entfernt zu sehen. Es wurde daher mittelbarer Weise alles angewandt, ihn zur Abreise zu bewegen. Man brauchte selbst Schreckmittel, unter andern die geheime Vorstellung, daß sein Leben in Stockholm in Gefahr kommen könnte. Dieses und die eigne Neigung des Herzogs entsprachen auch der bezielten Absicht. Der Prinz ernannte an die Stelle des unglücklichen Görz, den Baron, nachmaligen Reichsgrafen Friedrich von Bassewitz zu seinem Hofmarschalle und geheimen Rathe und machte seinen Entschluß zur Abreise bekannt. Froh darüber ließ ihm die Königin ein ansehnliches Reisegeld geben und einige Schiffe beordern, um ihn über die Ostsee zu führen. Der Herzog verließ darauf im May 1719 das Reich, worin er erzogen und getauft war, und kam im Anfange des folgenden Monats zu Rostock an.

Sei-

Seiner Länder Schwedens halber beraubt, und von dem Throne verdrängt, den er zu besteigen gehofft hatte, wollte er, bey seiner Liebe zu Pracht und Glanz, wenigstens an Ansehn und Auszeichnung des Namens gewinnen. Er legte sich daher, als ein so naher Verwandter des schwedischen Hauses, den Titel: Königliche Hoheit bey. Dies nahm man aber zu Stockholm sehr übel. Die neue Königliche Hoheit wurde vorerst nicht anerkannt. Der Herzog schickte im November 1719 den Brigadier Ranzau als Gesandten nach Stockholm ab, um die Annahme dieses Titels zu rechtfertigen, und wegen seiner übrigen Prätensionen Vorstellungen zu machen. Allein die königliche Tante vernahm kaum die Mission, als sie Ranzau, anstatt ihm die angesuchte Audienz zu ertheilen, den Befehl zukommen ließ, sich unverzüglich aus dem Reiche zurück zu begeben.

Nicht wenigere Schwierigkeit machte dem Herzoge die Wiedererlangung seiner von den Dänen besetzten Länder. Er reisete — wir wollen hier zur fortgesetzten historischen Kenntniß eine kurze Uebersicht seiner weitern Schicksale beyfü-

gen — von Rostock nach Hamburg, von da nach Hannover, wo sich damals König Georg der Erste aufhielt, und wie er bey dem wenigen Trost fand, über Berlin und Dresden zum Kaiser Carl VI. Bey diesem fand er als Schutzherrn des Reichs sehr günstige Gesinnungen. Der Kaiser verwandte sich für ihn beym dänischen Hofe, und übertrug, da derselbe wegen der Räumung des herzoglichen Theils von Holstein noch immer Schwierigkeiten machte, den Directoren der beyden Sächsischen und des Westphälischen Kreises vom 9ten Aug. 1720 die Execution gegen den König von Dänemark als Herzogen von Holstein. Diese blieb aber unnöthig. Der Hof zu Kopenhagen zeigte sich nachgiebiger, und im Anfang des Jahrs 1721 wurde das herzogliche Holstein von den Dänen geräumt. Der Prinz verlor indeß den Antheil von dem Herzogthum Schleswig, welches seine Vorfahren besessen hatten. Sie hatten ihre Residenz auf dem Schlosse Gottorp gehabt. Da dieses nun auch zu dem eingebüßten Eigenthume gehörte, so verlegte der junge Herzog die Residenz und die Regierung nach Kiel. Und dieses ist mit

den dazu gehörigen Landen in neuern Zeiten, im Jahre 1773 bekanntlich auch an Dänemark abgetreten worden; und das von dem Enkel unsers Herzogs, von dem jetzigen Großfürsten Paul Petrowitsch von Rußland.

So bekam der Herzog durch einen Kaiser seine teutschen Lande wieder; und erlangte durch die Unterstützung eines andern Kaisers endlich auch die Erfüllung des Wunsches, den Titel: Königliche Hoheit, als anerkannt führen zu können. Da seine Tante ihn so sehr verschmähete, so wandte er sich an den mächtigsten Feind derselben, an den Czar, nachmaligen Kaiser, Peter dem Großen. Er schickte 1720 den Herrn von Stambke als Gesandten an ihn, und reisete im Februar des folgenden Jahrs selbst nach Rußland ab. Seine Absicht war, ein Schwager Peters zu werden. Er wollte sich um die älteste Schwester desselben, Anna Petrowna bewerben. Dies verschafte ihm eine sehr freundliche Aufnahme, und er blieb mehrere Jahre in Rußland.

Auf die Hülfe und den Einfluß desselben sich stützend sandte er im Anfange des Jahrs

1723 seinen Minister selbst, den Herrn von Bassewitz nach Stockholm, um die Anfuchungen zu bewirken, die der Brigadier Ranzau nicht einmal hatte vortragen dürfen. Auch er fand Anfangs nicht wenige Schwierigkeiten. Indeß gelang es ihm endlich am 19ten April des erwähnten Jahrs bey dem Gemahl der Königin Audienz zu erhalten. Und auf nachdrückliche Mitverwendung des Russischen Ministers zu Stockholm, Grafen von Bestuchew, ließ man sich auch geneigt finden, die Vorstellungen und Foderungen des Herzogs in Untersuchung und Berathschlagung zu nehmen. Und die Folge davon war, daß am 23sten Junius 1723 von den damals versammelten Ständen beschlossen wurde: „dem Herzoge den Titel der Königlichen Hoheit zu bewilligen, für den vielen erlittenen Verlust ihm eine jährliche Summe von 48000 Thaler Silbermünze auszusetzen, und ihm die Versichrung zu ertheilen, daß nach dem erfolgten Absterben des Königs und der Königin bey Wiederbesetzung des Throns besondre Rücksicht auf ihn genommen werden solle.“

Diese neue Hofnung gieng aber für den Herzog selbst auch nicht in Erfüllung. Jünger als Ulrike und ihr Gemahl, starb er früher als beyde, den 18ten Junius 1739 in einem Alter von 40 Jahren. Er hatte sich am 1sten Junius 1725 mit der Russischen Prinzessin Anna verheyrathet. Diese starb nach einer dreyjährigen Ehe. Die Frucht derselben war der Prinz Peter Ulrich, nachmaliger Gemahl der jetzigen Kaiserin von Rußland, dessen unglückliches Schicksal umständlich von uns erzählt worden *). Was unser Herzog für sich vergebens gesucht hatte, geschah über Erwartung nach seinem Tode. Seine Familie kam auf den Russischen und auf den Schwedischen Thron, auf welchem sie auch noch jetzt blüht.

Ulrike hatte sich so sehr bemüht, den Besitz des Throns zu bekommen, und nachdem sie ein Jahr auf demselben gesessen, wünschte und suchte sie nichts eifriger — als ihn abtreten und ihren Gemahl, den Erbprinzen von Hessen, an ihre Stelle setzen zu können. Sie liebte diesen,

*) S. Ersten Theil.

und haßte die Regierungsgeschäfte. Sie war Ihro Majestät; er Ewr. Königlichen Hoheit. Dieses Mißverständniß gefiel ihr nicht. Längst war es ihre Neigung und Absicht gewesen, ihn vom Chef des Militairs zum Chef des Reichs zu erheben. Allein alles konnte nicht auf einmal geschehen. Erst mußte sie Königin seyn, um ihn zum Könige machen zu können. Die Ausführung dieser merkwürdigen Veränderung blieb dem Reichstage von 1720 vorbehalten.

Dieser versammelte sich am 30sten Januar zu Stockholm. Zum Landmarschall, zum Präsidenten des Adelstandes wurde der Graf Arwed Horn erwählt. Wir erwähnen unter den Wortführern der Stände bloß diesen Mann, da er vermöge seiner wichtigen Würde und des großen Einflusses den er besaß, derjenige wurde, dem die Königin die Erhebung ihres Gemahls am mehresten zu verdanken hatte. Und ein Jahr vorher war er in bittrer Zwietracht und völlig mit ihr zerfallen gewesen. Die Veranlassung dazu gab folgender Umstand. Graf Horn war Präsident des Canzley-Collegiums, und zugleich Mitglied des Reichsraths. Alles, auch

die geheimsten Sachen, die in demselben vorkamen, wurden von der Königin ihrem Gemahl, dem Prinzen von Hessen mitgetheilt. Graf Horn erfuhr dies aus mehrern Aeußerungen und öffentlichen Bekanntwerdungen, die ihm unangenehm waren. Er stellte also der Königin vor, daß sie doch verschwiegener seyn möchte. Allein sie konnte sich doch nicht enthalten, ihrem Gemahl alles zu sagen. Hiezu kam für den Grafen noch eine andere Unannehmlichkeit. Als Chef der Canzley hatte er alle für dies Collegium gehörige Sachen zu besorgen, und die Königin ließ einmal ohne sein Vorwissen etwas durch den Staatssecretair, Baron von Höpken, expediren. Man entschuldigte sich damit, daß die Sache dringend gewesen, daß man den Grafen vor Abgang der Post nicht habe finden können. Dieser aber nahm den willkührlichen Eingriff in seine Rechte sehr übel, begab sich zur Königin, und es erfolgte ein so heftiger Wortwechsel, daß Graf Horn zuletzt in die Worte ausbrach: „Nun, ich hab es mir wohl gedacht, daß es unter der Regierung eines Frauenzimmers so gehen würde!“ Voller Erbitterung versetzte die

Königin: „Das ist das letzte Mahl, Graf Horn, daß ich mit euch unter einem Dache bin," drehte sich um und warf die Thüre hinter sich zu. Die nächste Folge dieser Zankgeschichte war die Entlassung des Grafen Horn von dem Präsidio des Canzley-Collegiums. Bald darauf legte er auch selbst die Stelle eines Reichsraths — die er aber nachher wieder erhielt — nieder, begab sich auf seine Güter, machte sich den größten Theil des Adels zu Freunden, seine Ergebenheit wurde von der Königin selbst wieder gesucht, sein Gegner, der Baron von Höpken, ein Bremenser von Geburt, entlassen, die Stelle eines Canzley-Präsidenten ihm wieder angetragen, aber von ihm abgelehnt, und sein Ansehn weit größer als es vorher gewesen war.

Die Hauptsache der Berathschlagung und Bestimmung des Reichstags sollte die Uebertragung der Krone seyn. Und, — was besonders war, — in den Königlichen Propositionen, oder unter den Gegenständen, die, wie gewöhnlich, gleich Anfangs zur Erwägung empfohlen wurden, war jener wichtigsten Angelegenheit mit keinem Worte gedacht. Allein man wollte

die Fehltritte der Uebereilung vermeiden, wollte erst die nöthigen Vorbereitungen machen, um mit Sicherheit verfahren zu können. Nachdem also der Reichstag schon anderthalb Monat versammelt gewesen war, wurde die Sache in Antrag gebracht.

Die Königin sandte am 9ten März ein Schreiben an den Reichstagsmarschall, Grafen von Horn, worin sie den Wunsch zu erkennen gab: „daß die Stände ihren Gemahl, je nachdem es ihnen und den Reichsgesetzen am gemäßensten schiene, zum Mitregenten oder an „ihre Stelle zum König wählen möchten, indem „sie dieses als das einzige Mittel ansehe, dem „Reiche wieder aufzuhelfen. Sie sey in dieser „Rücksicht gerne bereit, ihrem Gemahl auf seine „ganze Lebenszeit die völlige Regierung zu überlassen, und behalte sich bloß das Recht vor, „selbige wieder anzutreten, im Fall er eher wie „sie sterben sollte."

Die Absicht der Königin war längst nicht unbekannt geblieben. Indeß erregte der wirkliche Vortrag derselben doch viele Sensation. So viel Köpfe, so viele Meynungen. Und die

Mehrheit derselben zu vereinigen, machte schon Umstände. Die republicanischsten Patrioten sahen nicht ab, was sie bewegen könne, einen fremden, einen teutschen Prinzen zu ihrem Könige zu machen, bloß deswegen, weil er der Gemahl ihrer Königin sey. Die Anhänger des jungen Herzogs von Holstein wurden über den Antrag am unwilligsten. Wenn man einen König haben wolle, war ihre Meynung, so müsse es der Herzog werden. Er habe das größte, der Prinz von Hessen gar kein Recht zur Krone. Es sey die höchste Unbilligkeit, den Herzog noch weiter zurücksetzen zu wollen. Noch andre waren mit dem Vorhaben auch nicht zufrieden, weil sie schon länger den Gedanken genährt hatten, nach dem Absterben der Königin einen jungen Schweden aus einer der angesehensten Familien auf den Thron zu setzen. Und die Geistlichkeit nahm bey der Sache darüber Anstoß, daß der neue Thron-Candidat von reformirter, nicht von evangelisch-lutherischer Religion war. Die Bauern allein waren gleich bereit, ihre Einwilligung zu geben. Sie raisonnirten sehr großmüthig und naiv. Was sey billiger, war ihre

Meynung, als daß der auch König zu seyn verdiene, der die Ehre hätte, in den Armen einer Königin zu schlafen. Ein Mann müsse ja eben so viel seyn als seine Frau.

Bey diesen so getheilten Gesinnungen, und der vielfachen Wichtigkeit der Sache, wurde zur nähern Untersuchung derselben eine Commission aus allen vier Ständen niedergesetzt. Die Resultate ihrer Berathschlagungen zeigten viele Schwierigkeiten. Um sie zu besiegen, mußten außerordentliche Mittel gebraucht werden. Die Königin erließ daher am 27sten März eine Erklärung an den Reichstag, worin sie anführte, was alles ihr Gemahl thun und eingehen würde, wenn man ihn auf den Thron erhöhe. Diese Erklärung gab die gewünschte Entscheidung.

Die Partheyen vereinigten sich, da von neuem so vieles zu gewinnen war. Es würde thörichte Verblendung gewesen seyn, wenn man den Wunsch der Liebe und Eitelkeit nicht hätte befriedigen wollen. Die Wahl zwischen einer eingeschränkten Königin und einem noch weit eingeschränktern Könige blieb daher natürlich nicht lange streitig. Die Bedingungen, welche

die Königin freywillig vorgeschlagen hatte, wurden zur Grundlage genommen. Aber man gieng noch viel weiter. Es wurde eine umständliche Wahlcapitulation aufgesetzt. Dies war ein Pendant zu der neuen Regierungsform, wodurch man den Thron vollends mit Ketten umschlang.

Die Bedingungen der Stände waren unter andern: „daß der König die evangelisch-lutherische Religion annehmen, keinen Fremden in Schwedische Dienste zulassen, keiner fremden Religionspartey kirchliche Versammlungen und Vorrechte verstatten, mit den Erhebungen in den Adelstand vorerst ganz inne halten, beym Militair nur bis zum Obersten ernennen, den Reichsrath nicht nur bey wichtigen und allgemeinen, sondern bey allen öffentlichen Angelegenheiten zu Rathe ziehen, der Ritterschaft die Wahl des Landmarschalls überlassen, die Protocolle der Stände nicht nachsehen, die Disposition über die Staatsgelder dem Reichsrathe und den verschiedenen Collegien überlassen, seiner Gemahlin wie vorher, — was doch hofmeistermäßig war! — mit Liebe und Hochachtung begegnen solle, u. s. w., mit der Warnung am Schluß-

se, daß diejenigen als Verräther des Vaterlandes sollten angesehen werden, die gegen die Gesetze sich mit Worten oder mit der That vergehen würden.

So war die Ausbeßrung und Vollendung des Regierungsgebäudes beschaffen, unter dessen Obdache Schweden neues Glück und vermehrten Wohlstand genießen sollte; ein Gebäude, das aber ein Treibhaus mehr von giftigen, als von guten Früchten, ein Tummelplatz der Zwietracht, der Cabalen und der Niederträchtigkeit wurde, bis es endlich, nach einem halben Jahrhunderte von einem Prinzen über den Haufen geworfen wurde, der an Geist und Entschlossenheit seine beyden letzten Vorfahren — und wie viele der übrigen! — bey weitem übertraf.

Erwähnte Capitulation wurde am 2. April durch eine feyerliche Deputation des Reichstags der Königin, und darauf auch ihrem Gemahl überbracht. Beyde fanden, und mußten sie gut und löblich finden. Mit Vergnügen willigte der Prinz in alle Bedingungen ein, und zwey Tage darauf wurden seine Hoheit in Majestät verwandelt. Der Reichsherold proclamirte ihn unter

dem Namen Friedrich des Ersten als König von Schweden. Am 7ten entsagte er darauf auf dem Schlosse Carlsberg bey Stockholm der reformirten Religion, und genoß zum Zeugnisse darüber, unter der lutherischen Formel mit seiner Gemahlin das heil. Abendmahl. 48 Deputirte von den Ständen wohnten als Zeugen dieser feyerlichen Handlung bey. Die Krönung geschah darauf zu Stockholm am 14ten und die Huldigung am 17ten May. Eine Medaille, die bey der ersten Solennität unter's Volk geworfen wurde, enthielt die kurze schmeichelhafte Inschrift: Mars a Pallade ex voto coronatus. — (Mars von der Minerva nach Wunsch gekrönt.)

Diese Uebertragung der Krone war ein Seitenstück zu der merkwürdigen Erscheinung, die Schweden im vorigen Jahrhundert hatte. Die Königin Christine legte die Krone nieder, — aus Liebe zu den Musen, und Ulrike — aus Liebe zu ihrem Gemahl. Ich weiß nicht, sagt der bekannte französische Philosoph Montesquieu darüber, welches von beyden Frauenzimmern am mehrsten zu bewundern ist. Allerdings bin ich sehr der Meynung, daß jeder auf

dem Posten standhaft bleiben muß, auf welchen ihn die Natur gestellt hat. Ich kann die Schwachheit der Personen nicht loben, die sich unter ihrem Stande zeigen, und ihn gleichsam als Deserteurs verlassen. Indeß setzt mich doch die Seelengröße dieser beyden Prinzessinnen und der Anblick, den Geist der einen und das Herz der andern über ihr Glück erhaben zu sehen, in Erstaunen. Christine fieng zu einer Zeit an zu denken, wo andre nur auf Genuß bedacht sind, und Ulrike verschmähete diesen, um ihr ganzes Glück ihrem Gemahl zu übergeben *)." In den Folgen war noch der Contrast, daß die Kaltblütigkeit der Philosophie Christinen, die Wärme der Ergebenheit gegen ihren Gemahl aber Ulriken nicht verließ. Jene sehnte sich oft

*) Je ne scais, le quel de ces deux exemples nous devons admirer d'avantage. Quoique j'approuve assés, que chacun se tienne ferme dans le poste, ou la nature l'a mis, et que je ne puisse louer la foiblesse de ceux, qui se trouvant au dessous de leur état, le quittent, comme par une espece de desertion, je suis cependant frappé de la grandeur d'ame de ces deux Princesses, et de voir l'esprit de l'une et le coeur de l'autre superieurs a leur fortune. Christine à songé à connoitre dans le temps que les autres ne songent, qu'a

nach dem Besitze des Throns zurück; — diese nicht. —

König Friedrich hatte kaum den rechtmäßigen Thron-Rival, den Herzog von Holstein besiegt, als bald darauf ein neuer Rival, freylich nur von komischer Art, gegen ihn auftrat. Es erfolgte eine ähnliche Scene, wie Schweden schon in den beyden vorhergegangnen Jahrhunderten unter Gustav dem Ersten und der Königin Christine gehabt hatte. Ein Unterofficier, Namens Benjamin Düster, von der Insel Gothland gebürtig, der in Finnland gedient hatte, kam auf den tollen Einfall — denn welcher Einfall ist so toll und chimärisch, der nicht in dem Gehirn eines Menschen gebohren und genährt werden könnte? — sich für den König Carl den Zwölften auszugeben, der schon vor vier Jahren gestorben und begraben war. Düster besaß nicht das schlaue, böse Genie, welches sei-

jouir, et l'autre ne veut jouir, que pour mettre tout son bonheur entre les mains de son auguste Epoux.

Oeuvres de Montesquieu. T. V. S. 314. Amsterdam. 1769. 12.

seinen nachmaligen Collegen in Rußland, den Cosaken Pugatschew bey seinem Empörungs-Unternehmen auszeichnete; er war ein wahnsinniger Phantast. Indeß verfuhr er doch methodisch bey seinem Unsinn. Die Aeußerung desselben erfolgte am Ende des Jahrs 1722. Der König in der Einbildung reisete in der Provinz Upland herum, wandte sich an das gemeine Volk, erklärte sich für den verstorbnen Carl, und fand auch Leute, die dumm genug waren, ihn dafür zu halten, oder durch ihn ihr Glück machen zu wollen. Gegen ein Dutzend Thoren — ein Schneider, Schuster, Gärtner, ein Viehmädchen, ein Paar Soldaten ꝛc. — schwuren Treue und Ergebenheit der künftigen Majestät. Die Sache wurde Anfangs für eine Posse gehalten. Allein der Unsinn verbreitete sich. Düster erließ ein Manifest an jenem Kern des Schwedischen Volks, der schon ehemals dem Throne Könige gegeben hatte, an die Dal-Bauern, worin er sie aufforderte, den eingedrungenen ausländischen König zu vertreiben und ihn wieder zu den Rechten zu verhelfen, — die er in seiner zerrütteten Phantasie besaß. Die Bekanntwerdung

dieses Empörungs-Schreibens aber ward das Grab seiner Unternehmung. Kaum hatte die Regierung Nachricht von demselben erhalten, so wurde Düster zu Upsala, wo er sich aufhielt, mit allen Anhängern seines Complotts im Januar arretirt und nach Stockholm in gefängliche Verwahrung gebracht. Das Urtheil der Untersuchungs-Commission, die über ihn niedergesetzt war, ging dahin, daß er wahnsinnig sey — sein Project war es wenigstens sehr — und als ein solcher behandelt werden müsse. Anstatt auf den Thron zu steigen, wurde er demnach im Anfange des März 1723 auf den drey größten Marktplätzen in Stockholm mit seinem Aufruhr-Schreiben an die Dalekarler in der Hand, auf einem Schandgerüste zur Schau ausgestellt, und darauf zum lebenswierigen Arreste nach Danwicken abgeführt, wo er nach 7 Jahren starb. Seine Consorten sollten als Majestäts-Verbrecher enthauptet und unter dem Galgen begraben werden. Allein da die Quelle ihres Vergehens mehr Dummheit als Bosheit war, so wurden die Soldaten mit Spießruthen, und die übrigen männlichen und weiblichen Beförderer der tollen Grille mit dem Staupbesen gezüchtigt.

Nicht so glimpflich, wie Düster, kam ein andrer Betrüger davon, der sich fast um dieselbe Zeit hatte einfallen lassen, eine erdichtete Rolle zu spielen. Dies war ein gewisser Capitain Gyllenrot. Unter den Anhängern des Prinzen von Holstein hatte sich der Obrist Stobäus immer besonders ausgezeichnet; selbst da noch, wie die Hofnungen dieses Prinzen in Schweden schon ganz dahin waren. Privathaß, und vielleicht auch — wie man wenigstens aus dem Complott schließen muß — eine sehr übel und unbesonnen angelegte politische Intrigue gaben diesem Gyllenrot den Einfall ein, den Namen und Character dieses Mannes anzunehmen, und nicht nur aufrührerische, sondern auch beleidigende und höchst ehrenrührige Reden gegen den König öffentlich zu führen. Der unschuldige Stobäus wurde wegen dieses Frevels denuncirt. Man holte ihn von Malmö — wohin er kurz vorher gereiset war — als Staatsverbrecher ein, und brachte ihn in enge Verwahrung. Während er sich aus dem Gefängnisse eine Zeitlang ohne glücklichen und entscheidenden Erfolg vertheidigte, traten endlich Zeugen auf, die in dem Capi-

tain Gyllenrot den angeblichen Stobäus erkannten. Der Betrüger wurde hingerichtet, und zween falsche Zeugen, die in seine Sache mit verwickelt waren, erhielten Staupe und Brandmark, und wurden auf Lebenszeit nach Marstrand gebracht. Einige von den Complicen entflohen, und unter diesen war ein gewisser Kock von Gyllenstein, ein Ungeheuer, das eine herostratische Merkwürdigkeit hat. Dieser wurde, bey seiner Entweichung wegen der Stobäischen Sache, in Schweden citirt, und erschien auch, nachdem ihm vorher ein sicheres Geleite versprochen war. Aber neue Streiche nöthigten ihn bald zum zweytenmale zur Flucht. Er nahm seinen Weg nach Hamburg. Hier mordete er in Gesellschaft mit andern Böswichtern in einem Gasthause einen Juden, verbarg den Leichnam in einem Kleiderschranke, und flüchtete sich mit seinem Raube nach Sachsen. Dort bewarb er sich unter dem Charakter eines General-Adjutanten um die Hand einer adlichen Dame, erhielt aber den Korb. Nun suchte das Ungeheuer von diesem Frauenzimmer durch Lügen zu erhalten, was sie ihm freywillig nicht zugestehen

wollte. Er behauptete nämlich, sich vorher, wie er bey der schwedischen Armee in Sachsen gewesen, mit ihr verlobt und sie geschwängert zu haben. Er machte ihr den Proceß. Während der Untersuchung hatte Eyllenstein indeß Gelegenheit, sich bey Nacht in das Zimmer der unschuldigen Person zu stehlen, und sie nebst ihrer Mutter zu ermorden. Mit dem, was er an Baarschaft und Kostbarkeiten hatte finden können, machte er sich auf die Flucht, wurde aber glücklich wieder ertappt. So wie das Leben dieses Frevlers, so war auch sein Tod ausgezeichnet boshaft. Er war zum Rade verurtheilet, wollte sich aber dazu nicht bereiten. Man mußte ihn bey der Hinrichtung rücklings auf einen Lehnstuhl binden, und so die Execution an ihm vollziehen.

Während die Neugierde und Aufmerksamkeit des Volks eine Zeit hindurch mit dem Schicksale dieser beyden Betrüger und ihrer Helfershelfer beschäftigt war, wurde zum erstenmale unter Friedrich der Reichstag zu Stockholm versammelt. Die Eröfnung desselben geschah am 28sten Januar 1723. Ein Rubin veran-

laßte gleich Anfangs eine scandalöse Debatte. Es verbreitete sich nämlich die Sage, der Hof habe einen solchen Edelstein von großem Werthe, der zu den Reichskleinodien gehörte, im Auslande versetzt, um — wie man bald schloß — das dafür gehobene Geld zu Bestechungen, und zur Untergrabung der Freyheit zu gebrauchen. Und diese Sage fand so vielen Glauben, und bestärkte das Mißtrauen so sehr, daß der König und seine Gemahlin genöthiget wurden, durch Vorzeigung aller Kron-Diamanten ihre Ehrlichkeit zu rechtfertigen, und die Lüge zu beschämen. Dies Mißtrauen in die Treue der Königlichen Familie war das Vorspiel eines ähnlichen schändlichen Argwohns, der den Reichstag 1756 beunruhigte, auf dem, wie wir in der Folge sehen werden, die Erniedrigung des Königl. Hauses und die Anmaßungen der Stände über allen Glauben hinaus getrieben wurden.

Die Anwesenheit des Rubins stellte also die Ruhe wieder her. Aber gleich darauf eröfnete sich eine andere weit fruchtbarere Quelle des Haders und unruhiger, lärmender Auftritte. Dies war die neue Constitution selbst; jenes

Werk der Staatsklugheit, das man kurz vorher so hoch gepriesen, das man für unverbesserlich, und für die größte Wohlthat des Landes gehalten hatte — ein Werk, das in seinem ersten Entstehen den Unterthanen, die aus dem tiefsten Drucke des Despotismus in eine ganz ungebührliche Freyheit traten, die Augen zu sehr blenden mußte, als daß sie dessen höchste Mangelhaftigkeit und Unpaßlichkeit hätten bemerken sollen; ein Werk, das ganz den Fehler der Uebereilung trug, das der Zwietracht und dem Rottengeiste Thor und Thüre öffnete, und sich auch in der Folge als die Quelle aller der Unordnungen und Spaltungen erwies, die von nun an einen traurigen Zeitpunct in der Geschichte Schwedens bezeichnen, und die das Emporkommen dieses Reichs durchaus hindern mußten.

Die Bauern waren es jetzt, die sich dieser gelobten Constitution schon überdrüßig zeigten. Sie handelten, wie es unter dieser Classe fast immer der Fall ist, bey ihrem Widerspruche nicht aus eigener Ueberzeugung, sondern auf Eingeben eines Notarius Dalen und des Landrichters Brodin, die auch beyde, nachdem für ihre unzei-

tigen Rathgebungen und Insinuationen hart bestraft wurden. Die neue Freyheit war — wie die Bauern jetzt öffentlich sagten, und worin sie freylich auch nicht Unrecht hatten, — weiter nichts, als aristokratische Herrschaft. Und statt dem interessirten Einflusse Vieler, wollten sie, ihrer jetzigen Meynung nach, lieber der Autorität eines Einzigen unterworfen seyn. Sie verlangten daher für den König mehr Macht, und für ihren Stand Sitz im geheimen Ausschusse.

Am 7ten Februar übergaben sie desfalls ein weitläuftiges Memorial an den Bürgerstand, worin sie äußerten, „daß die Abschaffung der „Souverainität zwar ein löbliches Unternehmen „gewesen sey, da eine solche Regierungsart auf „immer der Abscheu der Nation seyn müsse. Indeß schiene man darin doch auch zu weit gegangen zu seyn, und der Bauernstand trage daher „darauf an, daß zur Unterdrückung des Partheygeistes und zur nachdrucksvollern Verwaltung „des Reichs, dem Könige eben die Macht übertragen würde, die seine Vorfahren auf dem „Throne, vermöge der uralten Grundgesetze, „besessen hätten u. s. w.“

Dies Reformations-Project erregte nicht wenig Befremden. Besonders gerieth der Adel darüber in den höchsten Unwillen. Und das sehr natürlich. Nahm die Macht des Königs zu, so nahm die seinige ab. Der Funken mußte gedämpft werden, ehe er weitere Nahrung bekam, und in einen verheerenden Brand ausbrechen konnte.

Das erste und nothwendigste, was der Adel vornehmen konnte und mußte, um die Absicht des Bauernstandes zu vereiteln, war, die beyden übrigen Stände, die Geistlichkeit und die Bürgerschaft auf seine Seite zu bringen. Bey den Geistlichen kostete es diesmal nicht viel Mühe und Ueberredung. Von Seiten der Bürgerschaft machte man aber anfänglich mehrere Schwierigkeiten, die indeß durch das Versprechen der Hebung ihrer Beschwerden auch bald aus dem Wege geräumt wurden.

Alle drey Stände waren auf diese Art gegen den Entwurf der Bauern. Bereits am 22sten desselben Monats brachten sie gemeinschaftlich ihre Gegenvorstellungen auf das Memorial der Bauern ein. Diese versahen sich des-

sen nicht, und erwarteten mit Gewißheit, daß wenigstens der Bürgerstand ihre Parthie nehmen würde. In der Hauptsache, in dem Verlangen die Königl. Gewalt vergrößert zu sehen, gewannen sie also nichts, wohl aber bewirkten sie durch ihre erste Vorstellung, und durch ihre nachherigen Aeußerungen, daß die Privilegien des Adels unmittelbar darauf von neuem durchgesehen, und verschiedene Veränderungen darin gemacht wurden. Einer ihrer Deputirten gieng bey dieser Gelegenheit in seinem Eifer für die Gleichheit der Stände, und in der Bestreitung besonderer Vorzüge des Adels so weit, daß er erklärte, der Adel müsse nur primus inter pares seyn, und an dem Bewußtseyn dieses Vorzuges sich genügen lassen, ohne weitere Auszeichnungen zu verlangen.

Auf diese Art fand man die horrible Idee des Sanculottismus einigermaßen schon zu Anfange dieses Jahrhunderts in den Köpfen der schwedischen Bauern! Aber unserm Zeitalter und dem politesten Volke in Europa war es vorbehalten, diese gothische Idee auszuführen.

Wegen der Widersetzlichkeit der Bauern büßte dennoch der Adel Ein und das Andere von seinen bisherigen Vorrechten ein; doch aber war diese Einbuße von nicht wesentlicher Bedeutung. Der Bauernstand und die Bürgerschaft gewannen dagegen in einigen Stücken. Man half ihren wesentlichern Beschwerden ab, und beruhigte sie dadurch, daß man ihre Freyheiten jetzt durch bündigere und bestimmtere Versicherungen bekräftigte. Auch die Geistlichkeit gieng bey dieser Gelegenheit nicht leer aus, sondern erhielt ebenfalls bestimmtere und fest zugesicherte Privilegien.

Auf diese Art war eine Gährung, die viel Unheil drohete, zwar gedämpft; allein der Adel oder die Aristokraten waren nicht sicher, daß solche Vorgänge sich erneuern, und künftig von bedeutendern Folgen seyn könnten. Um dies zu hintertreiben, und dem damals so revolutionssüchtigen Bauernstande ähnliche Unternehmungen für die Zukunft unmöglich zu machen, entwarf und bestätigte man eine neue förmliche Reichstagsordnung. In dieser wurde es zur Bedingung, daß jeder Deputirte in Zukunft sich durchaus nach der Re-

gierungsform und den Vorschriften und Bestimmungen, die man in der erwähnten Reichstagsordnung festgestellt hatte, richten, und daß die Vollmachten der Deputirten, welche diese Norm überschritten, durchaus nicht anerkannt werden sollten. Nicht genug, daß man auf diese Art jede Möglichkeit, den Aristokraten schaden, und für das Interesse der Königlichen Gewalt wirken zu können, mit möglichster Sorgfalt vorbeugte, hatte man auch noch die Schlauheit, es zum Gesetze zu machen, daß in allen Dingen, welche nicht die Freyheiten und Privilegien Eines oder Mehrerer Stände beträfen, drey Stimmen hinreichend seyn sollten, um die Beschlüsse vollgültig zu machen. Eine Anordnung, welche die Fehlerhaftigkeit der neuern Verfassung nun aufs höchste trieb! Der Adel hatte Mittel genug, auf diese Art sich immer die Pluralität zu verschaffen. Die Geistlichkeit brachte er gewöhnlich leicht auf seine Seite, und den erfoderlichen dritten Stand konnte er ebenfalls mit Hülfe des Clerus bald in sein Interesse ziehen. Diese neue Einrichtung brachte überdem offenbar mit sich,

daß derjenige Stand, von dem man bey irgend einem Projecte Widerspruch besorgen mußte, gar nicht einmal eigentlich gefragt wurde, sondern sich bei dem zufrieden geben mußte, was die übrigen drey Stände zu beschließen für gut fanden. Auf diese Art konnten überdem Vorschläge bey den Ständen durchgehen, wenn gleich die mehresten Stimmen der Reichstags-Glieder, sobald sie einzeln gesammelt worden, dagegen waren. Man setze den Fall, ein Stand verwürfe einstimmig einen Antrag, der in den übrigen drey Ständen nur mit einer geringen Mehrheit von Stimmen durchgegangen. Diese Mehrheit konnte etwa nur aus einer oder zween Personen in jedem Stande bestehen, und diese drey oder sechs Personen waren alsdann im Stande, einen ganzen Stand zu überstimmen. Man konnte auf diese Art Beschlüsse nehmen, und Gesetze bekräftigen, die dem Vortheile des übrig gebliebenen Standes höchst nachtheilig waren; ja, man konnte sogar Anordnungen in Sachen durchtreiben, bey denen der Letztere allein interessirt war. So konnte zum Beyspiel der Adel, den die Handlung verächtlich

ist, die Geistlichkeit, die nichts damit zu thun hat, und der Bauer, der in allen dahin gehörigen Dingen gänzlich unwissend ist, Schlüsse fassen, die den Bürger eigentlich angiengen, wann auch dieser sie mit Einmüthigkeit verwarf.

Es leuchtet von selbst ein, daß eine solche Einrichtung eine unerschöpfliche Quelle von Zwietracht, Groll und Misverständnissen zwischen den Ständen werden mußte. Und wie war die Beförderung des allgemeinen Besten dabey möglich? Bald widersprach sich das gegenseitige Interesse der Stände, bald bestimmte die Unwissenheit wichtige Dinge und nicht selten waren die Meynungen eines und desselben Standes über ein und dieselbe Sache gänzlich getheilt, und sich durchaus widersprechend.

Unter diesen Umständen konnte der Eifer, den man sonst jetzt überall für die Wiederaufnahme des Landes zeigte, nicht auf das beste gedeihen. Man fühlte, daß alle Nerven des Staats erschlaft, und der Gang aller Geschäfte gelähmt war. Um dieses Uebel zu heben, und in das Ganze wieder Leben und eine frischere Thätigkeit zu bringen, suchte man Alles hervor. Aber

man richtete viele Jahre hindurch nichts aus, hauptsächlich deshalb, weil man über die Mittel, dem Staate neue Kräfte zu geben, nicht einig war, und durch eben diese Uneinigkeit die Wirksamkeit der jedesmal genommenen Maasregeln hinderte.

Man kann sich schwerlich größere und auffallendere Widersprüche denken, als diejenigen waren, die man über diesen Punkt, so wie überhaupt über die ganze Staatsverwaltung unter den beyden famösen Partheyen fand, die sich schon auf diesem Reichstage und noch offenbarer auf der darauf folgenden Reichsversammlung 1726 formirten. Man brauchte eben kein Montesquieu zu seyn, um auch ohne Hülfe der Erfahrung, schon aus dem Wesen der neuen Constitution selbst, einzusehen, daß die nächste Folge der völligen Ohnmacht des Königs, und der übertriebenen Gewalt der Stände und des Senats jenes Unglück seyn würde, das am meisten im Stande ist, ein Land in sich selbst zu zerrütten und aufzureiben — ich meyne, gegenseitige Eifersucht der machthabenden Unterthanen, und die hieraus unabhinderlich entstehende Wuth der

Partheyen. Schweden hat hievon die traurigsten Erfahrungen gemacht, indem es bis zum 19ten August 1772 ein Spielball dieser Partheyen war, die sich unaufhörlich mit Wuth entgegen arbeiteten, von denen bald die eine, bald wieder die andre siegte, deren Grundsätze oft in Hauptsachen durchaus nicht fixirt, sondern immer dem Wankelmuthe der augenblicklichen nicht geprüften Ueberzeugung und dann den wilden Launen der Cabale unterworfen waren. Die Folgen dieser Zwietracht in den Grundsätzen, und dieser Disharmonie in den gegenseitigen Anstrengungen und Bemühungen konnten durchaus keine andern seyn, als daß das Land beständig in seiner Ohnmacht und Kraftlosigkeit blieb, da nie ein gegenseitiges sicheres Vertrauen der Unterthanen statt fand, und auch durchaus nicht statt finden konnte. Hiezu kam, daß auswärtige Mächte diesen Umstand bald bemerkten, sich die Zwietracht zu Nutze machten, die Uneinigkeit beständig unterhielten und dem Reiche jede Art von Selbstständigkeit nahmen. So lange diese Partheyen mit einander im Kampfe lagen, hat das schwedische Reich durchaus auch

keine

keine Autokratie gehabt. Es war beständig eine Maschine, die abwechselnd bald durch französische und englische, bald durch russische Triebräder in Bewegung gesetzt wurde. Man vergaß und unterdrückte bey diesem passiven politischen Mechanismus den Rest eigner Kraft, und wurde, indem man sich vor dem Despotismus des Throns fürchtete, zum Vasallen der Politik der Cabinetter in Versailles, London und St. Petersburg. Und welche Justizgräuel und schreyende Ungerechtigkeiten eben dieser Antagonismus der Parthcyen bey dem Wechsel ihres Glücks und ihrer Herrschaft hervorzubringen wußte, und wirklich hervorbrachte, darüber werden wir in der Folge mehrere, oft schauderhafte, Beyspiele kennen lernen.

Schöne Früchte also, welche die neue Constitution, d. i. der scheinbar geduldete Sanculottismus, die eigennützige und daher nie vereinbare, also verheerende Aristokratie, und die gänzliche Herabwürdigung der vormals souverainen Macht zur schnellsten Blüthe treiben, und zu eben so schneller Reife bringen mußte! Welch eine Veränderung der Dinge in dem kur-

zen Zeitraum von einigen Jahren! Nicht lange vorher schrieb Carl XII. aus Demotika spott- und drohungs-weise, aber auch im vollen Gefühle seiner Gewalt, er wolle einen seiner Stiefel schicken, um sie in Ordnung zu halten, und sie zu regieren. Und dieser Spott und diese Drohung brachte die damals Misvergnügten zur Ruhe! Und jetzt, wo man einen guten und treuen König im Lande hatte, wollte man sich nicht von diesem, sondern lieber von fremden Mächten regieren lassen, deren Vortheil es war, in Schweden denjenigen Grad von Einfluß zu erhalten, der ihren politischen Absichten und Interesse angemessen war.

Man sieht also, die Schweden waren mit den wahren Grundsätzen der Freyheit, mit der Einsicht, wie Königl. Gewalt mit der National-Freyheit zu vereinigen sey, nicht hinlänglich bekannt. Indem sie ihre Gedanken ganz auf die Einschränkung der erstern richteten, vergaßen sie, die letztern gegen die Gefahren zu schützen die ihr von andern Seiten droheten, und die für das Reich weit verderblicher, und für die Freyheit weit zerstöhrender waren. Ueberhaupt,

sagt ein pragmatischer Historiker, ist die Freyheit eine Pflanze, die nur in einem Boden ihrer Art Wurzel schlägt. Um sie blühend und dauernd zu machen, muß sie mit Sorgfalt gewartet, und mit unablässiger Achtsamkeit vor den Gefahren, die sie umgeben, geschützt werden. Dies aber, und ihre ganze Wartung kann nur allein die Erfahrung die Menschen lehren. Und hiezu haben diejenigen, die unter einer absoluten Regierung zu leben gewohnt sind, keine Gelegenheit. Die Wahrheit dieser Maxime hat Schweden über die Hälfte dieses Jahrhunderts hindurch bestätigt, und auf welche schreckliche Art bestätigt sie jetzt nicht Neu-Frankreich!

Es wird der Mühe werth seyn, diese Partheyen, die wir von nun an mit abwechselndem Glücke Schweden beherrschen sehen, etwas näher, und ihrem Ursprunge nach kennen zu lernen.

Das Unglück, welches das Land in den letzten Regierungsjahren Carls des XII. drückte, mußte durchaus den aufgeklärtern Theil seiner Unterthanen misvergnügt machen. Carl war zu klug, als daß er dies nicht hätte von selbst

einsehen sollen. Er nahm daher seine nöthigen Maasregeln. Er versicherte sich derjenigen Personen, deren Anhänglichkeit für ihn entscheidend war, und überließ den übrigen gern das Vergnügen, ihn und seine Schritte zu tadeln. Er schien dabey überzeugt zu seyn, daß eine gewisse Art von Opposition seinen Absichten mehr zuträglich als hinderlich seyn würde, und daß eben dieselbe dazu beytragen könnte, seiner Regierung mehr Energie zu geben. Er ließ es also gern zu, daß Einige in der Stille murrten, um den Willen und die Thätigkeit seiner Anhänger, die zumal die zahlreichsten und mächtigsten waren, desto regsamer zu machen. Ueberdem war er seiner Nation von einer zu furchtbaren Seite bekannt, und durfte und konnte auch schon deshalb voraussetzen, daß der Unwille der Misvergnügten nie auf eine gefährliche Art sich gegen ihn vereinigen, und zu seinen Schaden ausbrechen würde. Man zitterte bey den Befehlen des Despoten, und wer hätte es wagen sollen, sich ihnen auf eine determinirte Art zu widersetzen!

Es gab also schon unter ihm Antiroyalisten, die sich aber nur behutsam und mit Furcht, und

wie man selbst erachten kann, immer auch ohne Nutzen hervorwagen konnten. Sie wurden von ihren Gegnern, den blinden Anhängern des Königs, beständig übertäubt. Aber nach Carls Tode änderten sich die Sachen. Der Nation fiel auf einmal die Decke von den Augen. Die Anzahl der Mißvergnügten wurde jetzt die größte und die siegende. Aber ihre Gegenparthey, die Royalisten, wurden doch nie gänzlich ausgerottet. Wer Sitz im Reichsrathe oder auf dem Reichstage hatte, mußte nachdem eine von diesen beyden Partheyen ergreifen, die von nun an immer um die Herrschaft und den größern Einfluß stritten, und von denen bald die eine, bald wieder die andere gewann, doch so, daß die herrschende Parthey immer antiroyalistisch gesonnen war.

Die Königliche Parthey wurde ursprünglich durch einen Namen ausgezeichnet, dessen Symbol in unsern Tagen die halbe Welt in Unordnung zu bringen drohte. Sie nannten sich Mützen. Die Veranlassung zu dieser sonderbaren Benennung gab der Unwille Carls des Zwölften über einen Royalisten, der auf einem

Reichstage seine Vortheile nicht gehörig wahrgenommen hatte, und den er in seinem Aerger darüber eine Schlafmütze schalt. Dieser Vorfall wurde ruchbar. Die Gegenparthey trug diesen Spottnamen auf alle Anhänger der Königlichen Parthey über, und legte sich die ehrenvollere Benennung der Hüte bey. Es gab außer diesen herrschenden noch eine dritte Parthey, die der Gemäßigten, die sich offenbar für keine Parthey erklärten, sondern sich durch die Umstände bestimmen ließen. Man gab diesen den Namen der Jagdmützen.

So wie diese Partheyen über die Grundsätze der zuträglichsten innern Haushaltung uneinig waren, so hatten sie auch über die auswärtigen Verhältnisse gerade ganz entgegengesetzte Systeme. In Absicht des erstern Punktes liebte die eine Parthey Freygebigkeit, Aufwand und Verschwendung, und ihre Gegner predigten beständig Sparsamkeit und Einschränkungen. In Absicht des letztern hielt es die eine Parthey mit Frankreich, und ihre Antagonisten sahen in der Verbindung mit diesem Reiche die Quelle alles möglichen Unheils, und drangen immer auf ein

gutes Vernehmen und auf Allianzen mit Rußland.

Einer Politik, wie vormals die französische war, konnte es nicht entgehen, daß bey der jetzigen Verfassung Schwedens, bey der Uneinigkeit der Stände, und bey den theils durch die bisherigen Unruhen erschöpften, theils auch von Natur armen ökonomischen Verhältnissen der Einwohner sich ein leichtes Mittel darböte, das Land ganz in sein Interesse zu ziehen, und daß man ohne viele Mühe von Versailles aus in Stockholm regieren könne.

Dies Mittel, das Frankreich immer brauchte, wenn es Dinge möglich machen wollte, an denen die aufrichtige Staats-Kunst verzweifeln mußte, waren Bestechungen. Um diese mit Glück zu brauchen, konnte man sich keine vortheilhaftere Verhältnisse wünschen, als der Zustand und die Verfassung von Schweden war. Bey weitem der größte Theil des dortigen Adels ist arm, und selbst die erste Classe desselben hatte damals seinen Unterhalt hauptsächlich nur von dem Ertrage seiner Stellen und Bedienungen. Er war daher genöthigt, sich jede Gelegenheit,

wo ein Gewinn zu machen war, zu Nutze zu machen. Hievon waren selbst die Reichsräthe nicht ausgenommen. Sie durften, waren sie einmal abgesetzt, keine andre niedrigere Bedienung wieder annehmen, und mußten daher auf jeden Fall immer bey Zeiten die Umstände benutzen. Nach der Verfassung hatten nur die Häupter einer Familie auf dem Ritterhause Sitz, weil ihr Stand zu zahlreich war, als daß er sich ganz auf einmal hätte versammlen können. Diese Häupter hatten aber vor den übrigen Zweigen der Familie in Absicht des Vermögens keinen Vorzug, indem die Güter zu gleichen Theilen vererbten. Eine beträchtliche Anzahl von Edelleuten konnte daher bloß aus Armuth von seinem Rechte, den Reichstagen beyzuwohnen, keinen Gebrauch machen, weil er die Kosten, die der Aufenthalt am Reichstagsorte erfoderte, nicht bestreiten konnte. Sie wollten ihr Recht indeß nicht ganz unbenutzt lassen, und indem sie selbst nicht erscheinen konnten, so hatten sie die Freyheit, ihre Befugniß einer andern Person ihres Standes zu überlassen, die ganz ihre Stelle vertrat und für sie handelte und

stimmte. Eine Person, die eine solche Vollmacht hatte, wurde in aller Absicht als Mitglied der Reichsversammlung angesehen, und sie war ihrem Principal durchaus keine Rechenschaft schuldig.

Man darf sich bey der Armuth des schwedischen Adels nicht wundern, wenn viele sich verleiten ließen, diese Vollmachten um Geld wegzugeben. Die beyden Partheyen rannten nun bey solchen und andern Mitgliedern, die etwa wegen Alter oder Gemächlichkeit nicht zum Reichstage wollten, um die Wette an, und suchten die ledigen Vollmachten. Auf diese Art wurden diese würklich eine Art von Waare, die an den Meistbietenden verkauft wurde, und mit der man sogar vielfältig schändliche Betrügereyen trieb. Man verkaufte nämlich ein und dieselbe Vollmacht oft an verschiedene Agenten der entgegengesetzten Partheyen, und die Ankäufer hatten Ursache behutsam zu seyn.

Auch beym Bürgerstande konnte man sich ebenfalls die Wahlstimmen erkaufen, und der Bauernstand vergaß gleichfalls nicht, die Venalität der Stimmen zu benutzen. Braucht es zum

Beweise, wie sehr man auf diese Art den Partheygeist und die Constitution benutzte, mehr, als daß ein gewisser, erst vor einigen Jahren verstorbner Bauer, Namens Olof Hakanson, der eilfmal Reichstagsmann war, ein Vermögen von 600,000 Rthl. hinterließ, das er sich fast einzig und allein durch die Benutzung der einheimischen und fremden Bestechung erworben hatte?

Es bedarf keiner Auseinandersetzung, wie sehr das allgemeine Beste bey dieser Unordnung leiden mußte. Schweden hat nachdem auch Zeitpunkte gehabt, wo es für diese unpatriotische Anomalie, und für den unruhigen Geist der Partheyen bitter büßen mußte. Indeß verdient es doch bey solchen auffallenden Gebrechen der Constitution, und des Gemein-Geistes angemerkt zu werden, daß man, ohngeachtet dieser ungebührlichen Mißbräuche, von Zeit zu Zeit noch Patriotismus genug hatte, bey dem Stimmen- und Vollmachts-Handel darauf zu sehen, daß die Vollmachten an diejenige Parthey gebracht wurden, von deren Absichten man sich das Beste versprach. Diese Parthey erkaufte oft

die Stimmen wohlfeil, wenn ihre Gegner unmäßig boten.

Die erste Gelegenheit, wo diese Partheyen in öffentlichen Kampf traten, gab der Reichstag 1726. Die damaligen auswärtigen Conjunkturen waren vorzüglich geschickt dazu, ihnen Anlaß zu geben, ihre Kräfte gegen einander zu üben. Es wird nothwendig seyn, auf diese Conjunkturen selbst einen flüchtigen Blick zu werfen, um so mehr, da wir hier ganz unerwartet einen unglücklichen Fürsten wieder auftreten sehen, der in der Schwedischen Geschichte Epoche macht, und der vom Glücke jetzt mehr erhielt, als seine kühnste Hoffnung, und alle Freundschaft Carls des Zwölften ihn je hätten erwarten lassen.

Schon seit 1721 war unter Vermittlung Frankreichs und Englands zu Cambray jener berühmte Congreß versammelt, den fast alle europäischen Mächte beschickten, um die langwierigen und verwickelten Streitigkeiten zwischen Spanien und Kaiser Carl dem VIten zur völligen Ausgleichung zu bringen. Gleich im Anfange äußerten sich bey diesem Ausgleichungswerke so viele Schwierigkeiten, daß man volle

3 Jahre brauchte, um nur einige unbedeutende Streitpuncte, und kleinliche Zwistigkeiten, welche die ernsthaftern Unterhandlungen aufhielten, in Richtigkeit zu bringen. Es war also für das Hauptwerk dieses Congresses kein günstiges Zeichen, wenn die Beylegung geringfügiger und unwesentlicher Streitpunkte so viele Zeit und so viele Mühe kostete. Allein ein mißlungenes Heyraths-Project bewürkte jetzt das, woran die ämsigste und die schlaueste Politik beynahe schon zu verzweifeln anfing.

Der Herzog Regent von Frankreich, Philipp von Orleans, (der nach dem Tode Ludwigs des XIVten bey der Unmündigkeit des damaligen Dauphins, eines Urenkels des verstorbenen Königs, nach dem Testamente Ludwigs die Regierung in Frankreich gemeinschaftlich mit den übrigen Prinzen des Königlichen Hauses führen sollte, aber sie bald ganz an sich zu reißen wußte) hatte im Jahr 1721 mit dem Spanischen Hofe dreyfache Wechselheyrathen geschlossen, bey denen er seine Familie und die Wünsche und Absichten des Spanischen Hofes auf das beste besorgte. Seine ältere Tochter

vermählte er nämlich mit dem Kronprinzen Ludwig von Spanien, der, nachdem bey der Resignation Philipps eine kurze Zeit hindurch den Thron besaß, aber bald nachher starb, und durch seinen Tod seinen an Leib und Seele zerrütteten Vater in die Nothwendigkeit brachte, zum zweytenmale auf den Thron zu steigen. Die jüngere Tochter des Herzogs Regenten wurde bey dieser Vermählung dem damals fünfjährigen Prinzen Carl, nachmaligem Könige von Spanien, bestimmt. Dagegen verlobte man die einzige dreyjährige Tochter Philipps dem heranwachsenden Könige Ludwig dem XV. Von allen diesen verabredeten Heyrathen wurde indeß nur die erste vollzogen, und der plötzliche Tod des Herzogs-Regenten*) am 2ten December 1723 vereitelte die Vollziehung der beyden übrigen.

*) Er starb in dem blühenden Alter von 49 Jahren und etlichen Monaten. Er hatte Verstand, Talente und Muth, und war anfänglich einer der liebenswürdigsten Männer für die Gesellschaft, aber einer der schlechtesten und unfähigsten Fürsten. Seine unaufhörlichen Bachanalien, und die niedrigsten Ausschweifungen aller Art waren die Ursachen seines frühzeitigen Todes. Er nahm zuletzt in seine Gesellschaft Leute auf, die kein

Ludwig der XV. war von Natur ein furchtsamer weibischer Prinz, und seine schlechte

Mensch, der sich selbst geachtet hätte, für seine Freunde erkannt haben würde, und die sich bloß durch ihre Ausschweifungen auszeichneten. Die Ausgelassenheit im Innern seines Hauses gieng so weit, daß die Gräfin von Sabran einmal vor der ganzen Abendgesellschaft über der Tafel zu ihm sagte: Nachdem Gott den Menschen geschaffen hätte wäre ihm noch ein Rest von Koth übrig geblieben, aus dem er die Seelen der Prinzen und der Laquaien geknetet hätte. Der Regent, weit entfernt, sich darüber zu entrüsten, lachte vielmehr von Herzen, weil ihm der Einfall lustig schien. Ein andermal machte der Pfarrer zu Saint-Come in einem eifernden Sermon eine züchtigende moralische Schilderung, deren Anwendung auf den Regenten zielte und auch durchaus treffend war. Der Prinz, dem man von der scandaleusen öffentlichen Deutung und Auslegung dieser Predigt sagte, antwortete ohne alle Entrüstung: Was geht das dem Narren an! Ich gehöre ja nicht zu seinem Kirchspiele. Er starb unter seinen Ausschweifungen. Sein Arzt, der schon einige Zeit an ihm eine inflamirte Gesichtsfarbe bemerkt hatte, drang inständigst in ihm, sich zur Ader zu lassen, und einige Zeit die strenaste Diät zu halten. Um sich von den beschwerlichen Bitten des Arztes los zu machen, gab Orleans Geschäfte vor, die keinen Aufschub litten, und versprach in den nächsten

Erziehung verdarb ihn gänzlich. Er hatte zu keinen Geschäften Lust, und war auch durchaus

Tagen sich ganz der Facultät zu überlassen. Er erinnerte sich aber seines Versprechens so wenig, daß er noch an demselben Tage gegen seine Gewohnheit, bloß zu soupiren, zu Mittag speisete, und, wie er immer pflegte, unmäßig aß. Gleich nach Tische gieng er zu der Herzogin von Phalaris, eine von seinen gefälligen Damen, um bey ihr ein Stündchen zuzubringen. Sie saßen beyde neben einander am Caminfeuer, als der Herzog auf einmal in die Arme der Phalaris sank. Diese erschrocken, ihn ohne Bewußtseyn zu finden, rief um Hülfe, aber es war in der Nähe niemand zu finden. Sie mußte in die Höfe des Schlosses hinunterlaufen, um Hülfe herbey zu schaffen. Die Zimmer waren bald gedrängt voll: allein es vergieng wieder eine halbe Stunde, ehe man einen Chirurgen fand. Endlich kam einer. Man öfnete dem Prinzen eine Ader, aber er war todt. Man hatte lange vorausgesehn, daß er keinen Augenblick vor einem Schlagflusse sicher seyn würde, und seine treuen Bedienten hatten dieserhalb ihm oft Vorstellungen gemacht, von Ausschweifungen abzulassen, die ihm bey seiner Constitution auf der Stelle das Leben kosten könnten. Weit entfernt, auf diese wohlgemeinten Vorschläge zu achten, gab der wüste Wollüstling die scheußliche Antwort: daß er sich um solcher eiteln Besorgnisse seiner Vergnügungen nicht berauben wollte, und daß er, weit entfernt, einen plötzli-

nicht dazu fähig. Gleich nach dem Tode des Herzogs-Regenten brachte der Herzog von Bourbon das Staatsruder an sich, und auch noch nach seiner Volljährigkeit warf der König alle Regierungssorgen auf ihn, als ersten Minister.

Dieser

chen Tod zu fürchten, ihn vielmehr auf das sehnlichste wünsche. Im Anfange seiner Regentschaft nahm er sich der Geschäfte mit ziemlichem Eifer an; allein seine zügellosen Ausschweifungen brachten ihn bald davon ab, und er überließ alles den Staats-Secretairen. Sein Sohn, der Herzog von Chartre, wurde durch den plötzlichen Tod seines Vaters so ergriffen, daß er, der auch schon kleine vorübergehende Ausschweifungen sich zu Schulden hatte kommen lassen, auf der Stelle seine Maitresse, die er der Mode zu Gefallen zu Paris unterhielt, verließ, in das andre Extrem fiel, und sich einer mönchischen Andacht widmete, in welcher er bis an seinen Tod beharrte. Er gieng sogleich nach dem Tode seines Vaters nach Versailles, machte aber nicht die mindesten Prätensionen, und ließ es sich nicht einfallen, dem Herzog von Bourbon, der der Nachfolger seines Vaters wurde, das mindeste streitig zu machen. Er begnügte sich damit, einige Tage nachher den Titel eines Herzogs von Orleans anzunehmen, und starb in unrühmlicher Unthätigkeit.

Dieser fand die Brautwahl seines Vorgängers für das Land, und noch mehr für sich durchaus unpassend. So sicher er sich auch in seinem Posten wußte, so fühlte er doch, daß seine Macht bloß von dem Leben und der Beerbung des Königs abhienge. Aber der König war erst in seinem funfzehnten, und — was noch schlimmer war — seine Braut, die Infantin, erst in ihrem achten Jahre. Die Aussicht, Ludwig beerbt zu sehen, war bey dieser ungleichen Heyrathsallianz also noch sehr entfernt. Hatte man nun bis dahin das Unglück, ihn zu verlieren, so kam die Krone entweder an den König von Spanien, oder auch in das Haus Orleans. Und in beyden Fällen war die Lage des Herzogs von Bourbon übel, seine Macht hörte ohnfehlbar auf. Er zitterte daher bey jeder Unpäßlichkeit des jungen Königs, und ein Fieber desselben, das mit mißlichen Symptomen begleitet war, und eine höchst unruhige und schreckhafte Nacht, die er darüber hatte, determinirten ihn, den geschlossenen Heyraths-Contract wieder über den Haufen zu werfen.

Der Herzog schlief nämlich gerade unter den Zimmern des kranken Königs, und glaubte einmal zu einer ungewöhnlichen Zeit Lärm und Bewegung zu hören. Er sprang aus dem Bette, und lief in vollem Schrecken, und nur mit einem Schlafrock bekleidet, hinauf. Der erste Chirurg, der im Vorzimmer schlief, war verwundert, ihn zu einer so ungewöhnlichen Stunde kommen zu sehn, stand auf, gieng ihm entgegen, und fragte ihn um die Ursache seiner Bestürzung. Noch ganz außer sich und mit abgebrochenen Tönen antwortete Bourbon: „Ich habe Lärm gehört — der König ist krank — was wird aus mir werden?“ — Der Wundarzt hatte Mühe, ihn wieder zu beruhigen, und ihn zu bereden, sich wieder niederzulegen. Beym Weggehen sagte der Herzog, wie ein Mensch, der zu sich selbst redet, „das soll mir nicht wieder begegnen — kömmt er auf, so muß er vermählt werden.“

Von diesem Augenblicke an war die Cassation des Heyraths-Contracts, den Orleans gestiftet hatte, beschlossen. Die eigene Abneigung des jungen Königlichen Bräutigams gegen seine Verlobte, trug viel dazu bey, das kühne Unter-

nehmen des Herzogs zu erleichtern. Und auch die Nation, die das regierende Haus auf so schwachen Füßen sah, und der vormals die Geburt eines Dauphins die höchste Freude und das höchste Fest war — die Nation selbst wünschte bald königliche Erben, und gab dem Streiche des Herzogs von Bourbon den uneingeschränktesten Beyfall.

Der Herzog säumte nicht, dem Madridter Hofe von dem genommenen Entschlusse Nachricht zu geben, und kündigte zugleich an, daß er die Infantin Braut, die gleich nach der Verlobung nach Frankreich gekommen war, um dort ihre weitere Erziehung zu erhalten, nach Madrid zurückschicken würde. Man zögerte mit dieser Zurücksendung nicht, und nahm gleich nach der Abreise der bisherigen präsumtiven Königin auf eine anderweitige Bewerbung und Vermählung Bedacht.

Anfänglich warf der Herzog bey der Wahl einer neuen Braut sein Auge auf seine leibliche Schwester, Mademoiselle de Vermandois. Wäre dies Heyrathsproject nicht gescheitert, so wäre er ein Schwager des Königs geworden,

und seine Macht wäre fest gegründet gewesen. Aber seine Maitresse, die Marquise de Prie, die bey einer solchen Vermählung selbst zuviel zu verlieren glaubte, hintertrieb diesen Entwurf. *) Vom russischen Hofe bot man, auf die erste Nachricht von der Zurücksendung der Infantin, die Prinzessin Elisabeth, zweyte Tochter Peters des Großen an, die mit Ludwig dem XV. von gleichem Alter war, und nachher re-

*) Die Marquise de Prie war ein stolzes, herschsüchtiges Weib. Sie war anfänglich mit der Wahl der Mademoiselle de Vermandois ungemein zufrieden Bevor sie indeß dieselbe zur völligen Würklichkeit kommen ließ, hielt sie es für nöthig, die Ergebenheit und Unterwürfigkeit der projectirten Braut auf die Probe zu stellen. Sie selbst konnte ihre eigene Mutter nicht leiden, und verlangte diese unnatürlichen Gefühle auch von der Schwester ihres Liebhabers. Ihre Unverschämtheit gieng bey einer Unterredung, die sie mit der Vermandois über das Project ihrer Vermählung hatte, so weit daß sie ihr die Bedingung nahe legte: „als Königin ihre Mutter durchaus kein Gewicht und kein Ansehen einzuräumen und gegen dieselbe höchstens die Nothwendigkeiten des Anstandes zu beobachten.“ — Die bloße Aeußerung einer so ungebührlichen Foderung empörte die Demoiselle

giert hat. Um diesem Antrage noch desto sicherern Eingang zu verschaffen, versprach man dem Herzoge von Bourbon, ihm nach dem Tode Augusts zum Könige von Polen zu machen. Der Herzog, welcher bey Lebzeiten des Zars, mit Rücksicht auf die polnische Krone, um die angebotene Prinzessin geworben hatte, antwortete der Kaiserin, „er glaubte sich ihrer Verwen-

Vermandois. Erstaunen und Verwirrung waren ihre Antwort. Die Marquise wunderte sich über die vermeinte Bizarrerie solcher Gesinnung, und da sie gewohnt war, ihren Liebhaber zu ihren Füßen zu sehen, so beleidigte es sie, daß seine Schwester nicht eben so unterwürfig gegen sie seyn wollte. Von diesem Augenblick an hintertrieb sie den Entwurf Bourbons. Es fiel ihr nicht schwer, den Herzog zu überreden, daß eine Verschwägerung mit dem Könige weit entfernt, ihn sicher zu stellen, ihn nur in die Abhängigkeit von seiner Mutter und Schwester bringen würde. Mademoiselle de Vermandois, die dem Besitze einer Krone so nahe war, starb nachdem als Aebtissin von Beaumont les Tours, und die Marquise fuhr fort, zu herrschen, da man nun eine Prinzessin zur Königin wählte, auf deren Dankbarkeit man rechnen konnte, indem man sie aus dem tiefsten Elende riß.

dung noch gewisser, wenn er ihr Schwiegersohn würde, als wenn er die Prinzessin Elisabeth zur Königin von Frankreich machte.

Es kostete würklich Mühe, eine schickliche Parthie für den König zu finden, da die meisten damaligen europäischen Prinzessinnen von zu ungleichem Alter, entweder zu jung oder zu bejahrt, waren. Endlich fiel die Wahl auf die Prinzessin Lesczinska, Tochter des von Carl dem XII. einst gekrönten Stanislaus. Dieser unglückliche fürstliche Abentheurer, dessen Glück mit dem Glücke Carls XII. stieg und fiel, irrte damals als ein geächteter Flüchtling umher. Ein Decret des polnischen Reichstags hatte einen Preiß auf seinen Kopf gesetzt. Er hatte sich, wie wir schon oben erwähnt haben, *) zuerst nach Schweden geflüchtet, dann suchte er, wie vormals sein Beschützer Carl XII., Sicherheit und Unterstützung in der Türkey, und da man auch hier, wie vormals bey Carln, der Gastfreundschaft gegen Stanislaus überdrüßig wurde, so retirirte er sich nach Zweibrücken. So lange Carl der Zwölfte lebte, sorgte er, ohngeach-

*) S. Zweyt. Band. S. 26. ff.

tet seiner eignen Unfälle, für den Unterhalt seines Freundes, an dessen Unglücke er Schuld war. Aber mit dem Tode Carls war für diesen auch alle Hülfe und Stütze hin. Er war ohne Vermögen und ohne Sicherheit des Lebens, und in dieser trostlosen Lage nahm sich der Herzog Regent seiner an, und gab ihm einen heimlichen Zufluchtsort in einem Dorfe bey Landau. Als er hier nicht sicher genug war, quartirte er ihn zu Weißenburg, in einer alten Commanderie ein, an der die halbe Mauer verfallen war, die nicht wieder aufgebauet wurde.

So wenig wie Orleans jemals ahnden konnte, daß die Tochter des Flüchtlings, dem er heimlich Schutz und nothdürftigen Unterhalt gab, einst den französischen Thron besteigen und seiner Familie die Hofnung zur spanischen und französischen Krone vereiteln würde, eben so und noch weniger hätte sich der unglückliche Stanislaus eine solche unglaubliche Umwandlung der Dinge auch nur träumen lassen können.

In dieser elenden Commanderie zu Weißenburg war es, wo Lesczinsky durch einen Brief

des Herzogs von Bourbon das unverhofte Glück erfuhr, das ihm begegnete. Er eilte in das Zimmer, wo seine Frau und Tochter waren, und rief gleich beym Eintritt voll bestürzter Freude: „Werft euch mit mir auf die Knie, und danket Gott.“ — „Ach! mein Vater, rief die Tochter aus, Sie sind wieder zum polnischen Throne berufen?“ — „Der Himmel ist noch weit günstiger, meine Tochter, antwortete der Vater, du bist Königin von Frankreich.“ Die Bestürzung der Mutter und Tochter läßt sich nicht schildern. Ihr Elend hatte sie schon lange gelehrt, die Ansprüche ihres ehemaligen Standes zu vergessen, und vorher würde sich die Prinzessin glücklich geschätzt haben, nur einen von denen zu heyrathen, die nunmehr zu ihren vornehmsten Bedienten gehören sollten. Stanislaus begab sich ohne Verzug darauf nach Straßburg, wo das förmliche Ansuchen durch Ambassadeurs mit mehr Würde vorgenommen werden konnte, als in dem verfallenen Schlosse zu Weißenburg. Mit diesen Ambassadeuren, dem Herzoge von Antin und dem Marquis von Beauveau, schickte man der künftigen Königin sogleich ihre Hofhal-

tung entgegen. *) Der Herzog von Orleans hatte seiner Familie zum Verdruß den Auftrag und die Vollmacht des Königs, die junge Braut sich in der Straßburger Domkirche, durch den Cardinal von Rohan antrauen zu lassen. Vierzehn Tage nachher hatte die junge Königin ihren feyerlichen Einzug in Fontainebleau, wo man die förmliche Hochzeit feyerte.

Diese Art, eine förmlich verabredete, und schon mehrere Jahre unterhaltene künftige Eheverbindung zu brechen und ungültig zu machen, mußte den Spanischen Hof, insonders die herrsch-

*) Der Herzog von Autin, sonst ein feiner Hofmann, sagte in seiner Anrede an die Prinzessin Braut ziemlich ungeschickt: der Herzog von Bourbon hätte zwar eine seiner Schwestern vorziehen können, es wäre ihm aber hauptsächlich nur um Tugend zu thun gewesen. Mademoiselle de Oberment, eine dieser Schwestern, welche zur Oberhofmeisterin der Königin ernannt, und bey dem Complimente gegenwärtig war, erwiederte voll Unwillen und Bitterkeit: d'Autin sieht also mich und meine Schwestern für H*** an.

und ehrsüchtige Königin, auf das äußerste erbittern. Um sich wegen dieses unvermutheten und bittern Schimpfes auf alle Art Satisfaction zu verschaffen, brauchte man die Mittel, die zunächst zur Hand waren. Man konnte Korb mit Korb erwiedern, und schickte auch unverzüglich nicht nur die Braut des Infanten Don Carlos, Mademoiselle von Beaujolois, sondern auch ihre Schwester, die Königin Wittwe Ludwigs des Ersten nach Frankreich zurück.

Mit dieser Genugthuung und Familienrache begnügte sich indeß das Madridter Cabinet noch nicht. Es wollte sich auch politisch rächen und schickte insgeheim den Baron Ripperda nach Wien, um dort zu unterhandeln.

Die Verschmähung der Prinzessin gab diesen Unterhandlungen das schnellste Gedeyhen. Man hatte in Chambray jahrelang tractirt, um nur über Kleinigkeiten einig zu werden, und jetzt — was die kühnste Erwartung nicht für möglich gehalten haben würde — jetzt kam in Zeit von einigen Wochen nicht nur eine völlige Ausgleichung zwischen Spanien und Oesterreich, sondern auch ein geheimes Schutz-

bündniß zwischen beyden Mächten zu Stande. Der Congreß, der bisher fruchtlos unterhandelt hatte, wurde nun völlig unnütz, und gieng auch sofort aus einander.

So unerwartet diese Uebereinkunft war, so groß war auch das Erstaunen und der Unwille der dabey interessirten Mächte, besonders der beyden Mediatoren, Frankreichs und Englands. Man erfuhr bald, daß die unerwartete Convention sich nicht bloß, mit der Ausgleichung der bisherigen Irrungen beschäftigt habe, sondern daß mit ihr zugleich auch eine geheime Allianz gegen die vermittelnden Mächte geschlossen worden. Dies mußte allarmiren, zumal da man den Inhalt dieses Schutzbündnisses so sehr geheim hielt. Man hat nachher zwar erfahren, daß der Wiener Tractat so gefährlich nicht war, und daß von allen den Dingen, deren man ihn beschuldigte, sich nichts darin befand. *) Allein das Unerwartete dieser Coali-

*) In diesem Frieden selbst, bey dem das Friedensproject der durch England und Frankreich zu Stande gebrachten Quadrupel-Allianz zum Grunde lag, wurden alle bisherigen Successions-Streitig-

tion war schon hinreichend, sie verdächtig zu machen, und um wie viel mehr mußte man gegen sie Argwohn schöpfen, da man aus ihren

keiten zwischen Spanien und Oesterreich abgemacht. Beyde Mächte garantirten sich ausserdem gegenseitig ihre Staaten. Sie setzten ferner fest, daß beyde Monarchen auf Zeitlebens, ihre bisherigen Titulaturen a.) gebrauchen, ihre Erben und Nachfolger aber nur von den Staaten, die sie wirklich besäßen, den Titel führen sollten. Und ausserdem garantirte der Kaiser die Aufrechthaltung der im Utrechter Frieden festgestellten Spanischen Successions-Ordnung; und Spanien verpflichtete sich zu einer gleichen Handhabung der oesterreichischen pragmatischen Sanction.

In der Defensiv-Allianz versprach Spanien dem Kaiser auf den Fall eines Angriffs 20000 Mann und 15 Kriegsschiffe Der Kaiser verpflichtete sich gegentheils im gleichen Falle zu 30,000 Mann. Ueberdem sollte der Kaiser durch gutige Vermittelung Spanien wieder zu Gibraltar und Minorca verhelfen, wogegen den österreichischen Unterthanen als der begünstigten Nation, in Spanien alle Handlungsvortheile gestattet werden sollten.

a.) Der Madridter Hof wollte nämlich den Titel von Spanien dem Kaiser nicht zugestehen, und machte ihm auch die Ertheilung des Ritterordens vom goldnen Vließ streitig.

Motiven und Grundsätzen das tiefste Geheimniß machte.

Niemanden war, und konnte diese unverhofte Allianz unwillkommener und verdächtiger seyn, als dem Könige Georg den Ersten von England. Spanien hatte zwar im Utrechter Frieden (1713) die Hannöversche Erbfolge in Großbritannien anerkannt; aber eben dieser Friede hatte unter andern Aufopferungen auch Gibraltar und Minorca gekostet. Es war vorauszusehen, das diese durch die damaligen Umstände erzwungene Cession einen beständigen Zankapfel zwischen England und dem Madrider Hofe abgeben, und von letzterm sobald nicht verschmerzt werden würde. Der Allianztractat mit Oesterreich enthielt hierüber auch, wie wir kurz vorher gesehen haben, einen besondern Punkt, der sich jedoch blos auf gute und freundschaftliche Vermittelung Oesterreichs einschränkte.

Georg der Erste besorgte indeß nicht so sehr einen Bruch mit Spanien wegen Minorca und Gibraltar, als vielmehr ein geheimes Einverständniß des Madrider Hofes mit seinem Thronrivalen, dem Prätendenten. Er glaubte, daß

in dem geheimen Tractate zum Vortheile dieses Prätendenten; der auch in England noch eine Menge heimlicher und eifriger Anhänger hatte, und der ihm seine Krone fortdaurend unsicher machte, gewisse Dinge bedungen worden. Die Erinnerung an den Versuch, den Alberoni nicht lange vorher zum Besten des Prätendenten gemacht hatte, mußte diese Besorgnisse bestärken. Bey dieser Voraussetzung war keine Zeit zu verlieren, und Georg, der den Krieg haßte, mußte schleunig ein anderes Mittel ausfinden, alle mögliche Machinationen gegen sich und seine königliche Würde zu vereiteln.

Er war gerade in seinen Churstaaten, als er die überraschende Nachricht von jener unvermutheten Wiener Allianz erhielt. Seine seltene Thätigkeit, und jenes außerordentliche Talent, daß er in Unterhandlungen besaß, wußten zu bewerkstelligen, daß schon drey Monate nach dem Abschlusse des Wiener Bündnisses (am 3ten September 1725) zu Herrenhausen eine Tripel-Allianz zwischen Frankreich, Preussen und England unterzeichnet wurde, die den

Wieneriſchen Verbündeten, das Gegengewicht halten ſollte und halten konnte.

Von beyden Theilen wurden jetzt alle Bemühungen und Kunſtgriffe aufgeboten, ihre Bundsverwandte zu vermehren. Einen bedeutenden Alliirten erhielt Spanien am Ruſſiſchen Hofe, und auch alle katholiſche Fürſten Deutſchlands ſchlugen ſich, wie man vorausſehen konnte, zu der Wiener Verbindung. Dagegen traten Holland, Dänemark, Heſſen-Caſſel und andre proteſtantiſche deutſche Fürſten zur Hannöverſchen Föderation. Ueberhaupt theilte ſich ganz Europa zwiſchen dieſen beyden mächtigen Verbindungen.

Der Beytritt Schwedens zu einer dieſer Allianzen war jetzt von Bedeutung. Man glaubte, daß es der Parthey, für die es ſich erklären würde, das Uebergewicht verſchaffen könne. Die Häupter beyder Allianzen gaben ſich daher alle mögliche Mühe, Schweden in ihr Intereſſe zu ziehen. In Schweden ſelbſt war man über die Wahl der Parthie, für die man ſich erklären ſollte, in langer unſchlüſſiger Verlegenheit.

Rußland hatte damals den Grafen Gollowin als Gesandten in Stockholm. Um die Sache seiner Parthey noch lebhafter und mit Glücke zu betreiben, schickte es ausserdem unverzüglich den Knes Dolgorucki, seinen geschicktesten Negotiateur, in der Eigenschaft eines ausserordentlichen Ambassadeurs, an den Schwedischen Hof. Dolgorucki betrieb seine Sache bey Hofe mit unverdrossenem Eifer und reichte Vorstellungen über Vorstellungen ein. Allein seine Bemühungen waren vergebens, zumal da er ausser dem Beytritt zur Wiener Allianz sich auch offenbar um Beystand für den Herzog von Holstein bewarb. Dieser schrieb selbst zween Briefe an den König und an die Reichsstände, und stellte darin vor, daß, obwohl verschiedene Umstände bisher die Restitution des Herzogthums Schleswig verzögert hätten, so erwartete er doch jetzt vom Schwedischen und Russischen Hofe, die Gerechtigkeit, ihm hierin behülflich zu seyn. Er zeigte an, daß auch der Kaiser geneigt sey, sich seiner Sache anzunehmen, und um so mehr glaube er sich versichern zu dürfen, daß Schweden hiezu die

bereit-

bereitwilligste Hand bieten werde. „Wir sind „überzeugt, schloß er, daß die Stände so viel „Mitleiden für die gerechte Sache haben werden, „die Maasregeln nicht zu hindern, die darauf „abzielen, Mir nach einer so langen und gewalt„thätigen Unterdrückung zu Meinem Rechte zu „verhelfen, zumal da es der ganzen „Welt bekannt ist, daß Unsere Erb„staaten im Dienste der Krone Schwe„den zum Opfer geworden. Wir wollen „nicht ausführlich darthun, wie sehr es das „Interesse Schwedens erfordere, dahin zu se„hen, daß Dänemark durch die Einkünfte von „Schleswig nicht in den Stand gesetzt werde, „die Ruhe im Norden von Neuem zu stöhren. „Wir wollen Uns dem Urtheile des Königs und „der Stände unterwerfen, ersuchen aber dabey, „zu erwägen, wie hart es Uns fallen würde, „wenn Wir nach so langer Geduld und Verläug„nung, nach so oft wiederholten Versicherun„gen und gemachten Hofnungen Uns endlich „doch Unsers Successions-Rechts beraubt sehen „sollten, und zwar zu einer Zeit, da es das „Interesse Schwedens sowohl als das Unsrige

„erfordert, daß Uns diese Gerechtigkeit erwie„sen werde.“

So dringend und in mehrerer Hinsicht auch wirklich submiß diese schriftliche Vorstellung des Herzogs war, so antwortete der König doch nicht darauf. Er begnügte sich damit, dem Knes Dolgorucki und dem Holsteinschen Minister Reichel die mündliche Erklärung zu geben, daß man sich hierin durchaus nicht mischen könne, und daß Schweden bey dieser Sache bloß seine guten Dienste, aber auch weiter nichts anzuwenden schuldig wäre.

Wirklich konnte Friedrich der Erste in dieser Sache auch durchaus nicht anders, als so handeln: hatte man in Schweden von irgend einer Seite etwas zu fürchten, so war es von Dänemark. Dem Kopenhagener Hofe war es nicht unbekannt geblieben, daß bey dem Beytritte Rußlands zur Wiener-Allianz für den Herzog von Holstein die Restitution von Schleswig bedungen worden. Er nahm daher seine nöthigen Maasregeln, und rüstete sich zu Lande und zu Wasser auf das lebhafteste. Zugleich ließ er durch seinen Minister zu Stock-

holm die Ursachen dieser Rüstungen bekannt machen, und drang auf eine Erklärung Schwedens, ob, und in wie weit, es an den Absichten des Russischen Hofes zu Gunsten des Herzogs von Holstein Theil nehmen würde. Man antwortete, daß Schweden fest entschlossen sey, mit Dänemark in gutem Vernehmen zu bleiben, und die zwischen beyden Mächten bestehenden Tractaten heilig zu beobachten.

Während dieser Verhandlungen mit Dänemark, und während der vergeblichen Bemühungen des Russischen und Holsteinischen Ministers, erschien ganz unvermuthet eine Englische Flotte in den Schwedischen Scheeren. Ihr Commandeur, der Admiral Wager, erklärte gleich, die Absicht seiner Ankunft sey keine andre, als die Schwedischen Küsten zu decken. Georg hatte zugleich an die Russische Kaiserin in hartem Tone geschrieben, und sie offenbar heimlicher Anlegungen zum Vortheile des Prätendenten, und zur Stöhrung der Ruhe im Norden beschuldigt. Schwerlich war an die Plane, die man ihr auf diese Art zur Last legte, gedacht worden, wie Catharina in ihrer Antwort auch ausführlich er-

klärte. Sie ließ indeß eine Flotte von 50 Schiffen auslaufen; wahrscheinlich nur in der Absicht, um dem Englischen Hofe zu erkennen zu geben, daß seine ausgeschickte Escadre wenigstens nicht im Stande wäre, ihre Absichten zu vernichten.

Waren diese kriegerischen Maasregeln Rußlands und Englands auch gleich ohne Erfolg, so unterließ die Lebhaftigkeit der gegenseitigen Erklärungen beyder Höfe, zumal die des Englischen, doch nicht, Besorgnisse zu erregen. Man sah einen Krieg zwischen beyden Mächten als unvermeidlich an. Und diese beunruhigende Perspective brauchte Dologorucki jetzt vorzüglich, um Schweden von dem Beytritte zur Hannöverschen Allianz abzuhalten. Allein der König blieb seinem jetzt schon unabänderlich bestimmten Systeme getreu. Man nahm jetzt auf die fortdaurenden Einreichungen und Denkschriften des Russischen Ambassadeurs weiter keine Rücksicht, und ließ verschiedene unbeantwortet.

Noch weniger glücklich, als Dolgorucki war der österreichische Minister Graf Freytag in seinen Negotiationen für die Wiener Allianz. Würklich hätte der Wiener Hof zu diesem ihm

so angelegenen Geschäfte auch keinen ungeschicktern Unterhändler wählen können, wie gerade diesen Mann. Ihm fehlte alle Minister-Schlauheit und jene kalte Ueberwindung und Vorsicht, die eine der nothwendigsten und unentbehrlichsten Eigenschaften eines guten Geschäftsmannes sind. Statt mit behutsamer Delicatesse die Sache seines Hofes zu betreiben, überwarf er sich mit der königlichen Familie, mit dem ganzen Reichsrathe, mit verschiedenen andern vornehmen Personen des Hofes und selbst auch mit einigen auswärtigen Ministern. Vor diesen Letztern verlangte er unbedingt den Vortritt, den Reichsräthen versagte er den ihnen zukommenden Titel Excellenz, *) der Königin begegnete

*) Dies Prädicat und das ausschließende Recht dazu wurde den Senatoren durch eine eigne Verordnung Carls des Eilften ertheilet. Vorher hatten sie keinen bestimmten Ehrentitel, und man nannte sie mehrentheils Eure Herrlichkeit; ein Titel, der bey der ursprünglichen Unbestimmtheit und Bedeutungslosigkeit der Excellenz vielleicht passender und expressiver war, wie diese letztere Ehrenbenennung, zumal wenn man auf die hergebrachte Diplomatische Würde der Schwe-

er bey Hofe mit grober Indecenz, und mit dem Schwedischen General-Major Baron Schwerin hatte er eine Ehrensache, bey der er durch

dischen Reichsräthe Rücksicht nimmt. Der Kanzler Carl Oxenstierna nahm einst als Director des Evangelischen Bundes seinen Sitz über Churfürsten, und regierende teutsche Fürsten liessen es sich gefallen, unter den Befehlen eines Johann Bauers, Torstensohns und Wrangel zu stehen. Bauer verlangte diesen Vorzug nicht so sehr, weil die Vorschrift Gustav Adolphs ihm untersagte, sich dem Befehle eines Reichsfürsten zu subordiniren, sondern hauptsächlich wegen seiner Reichs-Raths-Würde. Von diesen Zeiten her glaubten die Schwedischen Senatoren die Befugniß zu haben, mit den regierenden Fürsten in Teutschland gleichen Rang einzunehmen, und den Granden in Spanien, wie auch den Herzogen in England und Frankreich vorzugehen. Nach dieser Prätension — die, wie man leicht erachten kann, zu öftern Ceremonial-Streitigkeiten Anlaß gab, — hatte der Reichsrath Baron Carl Sparre, der Gustav den Dritten 1783 auf seiner Reise begleitete, würklich an den italiänischen Höfen die Ehre, wie ein regierender deutscher Fürst behandelt zu werden. Als der Fürst von Hessenstein im Jahre 1776 zum Reichsrathe berufen wurde, mußte sein Fürsten-Titel ebenfalls dem Reichsräthe Titel nachstehen und wie er 1785 zum Schwedischen Fürsten erhoben wurde, behielt er doch den Platz im Senate,

sein Ungestüm, seinen Stolz und seine Friedlosigkeit seinen moralischen Character eben so sehr,

den er vorhin hatte. Uebrigens ist es in Schweden nicht erlaubt, wenigstens nicht gebräuchlich, daß selbst ein Bruder, noch weniger ein andrer Verwandter, einen Reichs-Rath in Unterredungen oder Schriften Bruder oder Vetter nennen darf; ein Beweis, welchen hohen Werth man auf die Senatur zu legen bemüht ist.

Der Titel Excellenz — wir wollen es bey dieser Gelegenheit beyläufig anführen — war in Teutschland von Alters her gebräuchlich und von wenigem Gewichte. Man gab ihn Professoren und graduirten Personen auf Universitäten, wo noch jetzt das viri excellentes täglich gehöret wird. Von den hohen Schulen und von dem Katheder gieng dieser Titel in die große Welt über, als die deutschen Höfe ihre Kanzlerstellen und andre wichtige Aemter mit Doctoren der Rechte besetzten. Mit der Zeit eigneten sich nachdem die höchsten Beamten diesen Titel ausschließungsweise zu. Indeß ist in einigen Reichsstädten die alte Sitte noch beybehalten, den graduirten weltlichen Personen die Excellenz zu geben. In diesen kleinen Republiken finden sich immer einige Magistratspersonen die Doctoren der Rechte sind, und da diese an ihrem Orte in großem Ansehen stehen, so ist der Gebrauch entstanden, allen diesen Ehrentitel zu geben, die den Doctor-Hut tragen. Als der Doctor Schulz aus Halle einst nach Nürnberg kam,

als seinen öffentlichen compromittirte. Man hatte, um einen Zweykampf, mit dem Freytag öffentlich drohte, zu verhindern, nach den Landes- und Polizey-Gesetzen beyden Wache vors Haus gegeben. Der Minister erklärte dies für Beleidigung des Gesandschaftsrechts und seiner Person, in Ausdrücken, die man mit seiner Hitze entschuldigen muß, da sie mit den Gesandschaftspflichten nicht übereinstimmten. Der König nahm seine ungestüme Beschwerde mit kalter Gelassenheit auf, und versprach ihm Satisfak-

trat die ganze Wache im Thor ins Gewehr. Schulz wurde darüber betreten, und verbat sich eine Ehre, die ihm als bloßem Doctor nicht zukäme. „Gerade weil Eure Excellenz Doctor sind, erwiederte der Officier, ist diese Attention unsre Schuldigkeit.“ Büsching wollte in Danzig eines Morgens früh den dortigen Professor Kühn besuchen, und erhielt die Antwort: „Sr. Excellenz wären noch nicht aufgestanden.“

In Frankreich war dieser Titel ursprünglich bedeutender. Im Mittelalter führten ihn dort die Könige, bis Ludwig XI. mit der Souverainität auch die Majestät annahm. Die Excellenz blieb darauf ein Eigenthum der dortigen Prinzen, bis nach und nach die Titulaturen Hoheit, Durchlaucht u. s. w. in Aufnahme und Umlauf kamen.

tion. Die Sache wurde von der gehörigen Instanz untersucht und dem Grafen Freytag die Genugthuung decretirt, von dem General-Major eine Ehrenerklärung zu erhalten. Hiemit aber war der Minister noch nicht zufrieden. Er kam von neuem mit einem Satisfaktionsgesuche ein, und der König ließ sich herab, ihm selbst eine mündliche Ehrenerklärung zu geben, und die Versicherung hinzuzufügen, daß er darauf bedacht seyn würde, ihm mehrere Gerechtigkeit zu verschaffen. Aber auch hieran begnügte sich Freytag noch nicht, sondern fuhr fort, beleidigende Drohungen gegen Schwerin auszustoßen und öffentlich zu sagen, daß er ihn wolle zum Fenster hinauswerfen lassen, wenn er sich unterstände, sein Haus zu betreten. Dies war eine freche Beleidigung des Königs in der Person seines General-Majors. Der König ließ es indeß dabey bewenden, ihn an das zu erinnern, was er geredet, und vor wem (es war gegen die Königin) er es gesprochen habe. Freytag wurde durch diese gelinde Erinnerung so aufgebracht, daß er sich jetzt an seinen Hof wandte, und seine Beschwerden dort vortrug. Man verbot ihm

nun zu Stockholm den Hof, und befahl auch dem Baron Schwerin, sich zu entfernen. Der König schickte darauf eine Klage über das unehrerbietige Betragen des Gesandten nach Wien, mit einer Rechtfertigung seines eignen Verhaltens, und mit der Zusicherung, dem Minister alle Satisfaktion zu verschaffen, die mit seiner eignen Ehre bestehen könnte. Ehe Antwort einlief, gieng Freytag, ohne sich beym Könige zu beurlauben, nach Copenhagen. Dort blieb er ein ganzes Jahr, bis er von seinem Herrn Befehl erhielt, nach Stockholm zurückzukehren, und den König wegen seines unanständigen Betragens zu befriedigen. Ein solcher Befehl mußte einen so trotzigen und stolzen Kopf unsäglich kränken. Aber er mußte gehorchen. Man sah in Wien ein, daß seine zügellose Heftigkeit ihn zu falschen Schritten verleitet habe, und daß durchaus an keine Rechtfertigung für ihn zu denken sey. Der König, der bisher ein Uebermaaß von Geduld gegen den ungestümen Minister bewiesen hatte, trieb nach dieser Satisfaktion seine Güte selbst so weit, daß er sich für seinen Beleidiger verwendete. Er bat den

Kaiſer, ihm wegen ſeines Vergehens ſeine Bedienung nicht zu nehmen.

Dieſe nichtswürdigen Zänkereyen, — die wir auch deswegen anführen, um in ihren Vorgängen zu zeigen, wie ſehr Schweden ſeit Carl dem Zwölften (der eher einen Krieg mit dem Kaiſer angefangen, als einen Schritt gethan haben würde, der der Würde ſeiner Krone nachtheilig geweſen) herunter gekommen — konnten den Bemühungen des Wiener Hofes nicht ſehr förderlich ſeyn. Freytags Bemühungen waren, wie die des Grafen Dolgorucki, vergebens.

Mit beſſerm Glücke arbeiteten der franzöſiſche Geſandte Marquis de Brancas, und der engliſche Miniſter, Herr Points, gemeinſchaftlich für die Hannöverſche Allianz. Bey dem ſichtbaren Gedeihen ihrer Unterhandlungen, und bey dem offenbaren Vorzuge, den ihre Anträge bey Hofe, bey mehrern Reichsräthen und auch bey dem größern Theile der Nation fanden, blieben ihre Gegner, der ruſſiſche und öſterreichiſche Miniſter, nicht ruhig. Es entſtand ein lebhafter Schriftwechſel der Miniſter, in dem man

die respectiven Höfe nicht schonte. Points gab den 4ten Junii 1726 ein weitläuftiges Memorial ein, in welchem er dem Petersburger und Wiener Hofe die verderblichsten Absichten zur Last legte. Freytag säumte nicht, auf diese Beschuldigungen zu repliciren. Er bezüchtigte in starken Ausdrücken den englischen Hof verderblicher Plane, und retorquirte die Beschuldigungen, die man seinem Herrn aus dem Petersburger Cabinette zuschob. Er sagte öffentlich: die Absicht der hannöverschen Allianz sey keine andre, als die Verfassung des teutschen Reichs umzustoßen, und der König von Großbritannien gienge damit um, den Schwedischen Thron, so bald er erledigt seyn würde, einem seiner Enkel zu verschaffen. Hieran wurde schwerlich in London gedacht. Aber wahrscheinlicher war es, daß man in Petersburg seine Absichten darauf richtete, dem zukünftigen Prinzen des Herzogs von Holstein, nebst der Russischen, auch die Schwedische Krone zu verschaffen. Auch das schriftstellerische Publikum nahm an dieser Ministerial-Fehde Theil. Es erschienen eine Menge Broschüren, die pro et contra Parthey nahmen, und

deren Verfaſſer ſich auf das hitzigſte und, wie gewöhnlich, nicht auf die urbanſte Art bekriegten.

Schweden wünſchte mit Rußland gutes Vernehmen und Ruhe, und in dieſer Abſicht war erſt zwey Jahre vorher eine neue Allianz auf zwölf Jahre zwiſchen beyden Mächten geſchloſſen worden. *) Man hätte alſo keinen Anſtand genommen, der Wiener Allianz beyzutreten, wenn der Punkt der Reſtitution von Schleswig nicht davon abgerathen hätte. Aus dieſem Grunde neigte ſich der König gleich zur Hannöverſchen Verbindung, und mehrere Reichsräthe waren ſeiner Meynung. Verſchiedene riethen indeß mit Hartnäckigkeit zum Gegentheil. Bey dieſer Uneinigkeit des Reichsraths, und weil die Sache von Wichtigkeit war, beſchloß man, die Prü-

*) Am 22ſten Februar 1722. Beyde Mächte verſprachen ſich gegenſeitige Hülfe, ſobald die eine oder die andre von irgend einer Macht angegriffen werden würde. Schweden verpflichtete ſich in ſolchem Falle gegen Rußland zu 8000 Mann Infanterie und zu 2000 Mann Cavallerie Hülfstruppen, und außerdem zu 6 Linienſchiffen und 2 Fregatten. Rußland verſprach dagegen an Schweden in gleichem Falle 12000 Mann Infanterie, 4000 Mann Cavallerie und 9 Linienſchiffe nebſt 3 Fregatten.

fung und Entscheidung dieser Angelegenheit den Ständen zu überlassen.

Die Versammlung derselben wurde im September eröfnet. Es war für die Hannöversche Allianz ein günstiges Zeichen, daß der Graf Arwed Horn auf diesem Reichstage zum 2tenmale zum Landmarschall gewählt wurde. Er war ein muthiger und gewandter Anführer der jetzt herrschenden Mützenparthey. Mit dem Könige verwarf er die Wiener Tractaten, und da noch viele andre Senatoren seine Meynung soutenirten, so hatte er im Reichsrathe schon die Pluralität gehabt. Seine Antagonisten, und die eifrigsten Vertheidiger der Russisch-Oesterreichischen Föderation waren die Grafen Wellingk, Teßin, Cronhielm, Gyllenborg und der Baron Cederhielm.

Wir haben oben gesehen, wie rastlos und wetteifernd, und mit welchem Erfolge die bey dieser Sache interessirten auswärtigen Minister vor und während diesem Reichstage zu Werke giengen. Die Lebhaftigkeit und Hitze, mit der diese die Vortheile ihrer Höfe wahrzunehmen suchten, schien auch in die Freunde ihres Sy-

stems im Senate und im geheimen Ausschusse, der sich ganz mit der Allianz-Angelegenheit beschäftigte, übergegangen zu seyn. Man declamirte mit Ungestüm gegen die Senatoren und Reichstagsmänner, die für die Englisch-Französische Verbindung sprachen. Man nannte ihr System einen offenbaren Entwurf zum völligen Ruin des Vaterlandes. Dagegen, glaubte man, wäre diese Allianz-Angelegenheit ein Zeitpunkt, den die schwedische Nation sich nicht günstiger wünschen könne, um ohne viele Umstände wieder zu ihrem alten Flore und zu der ehemaligen Macht zu kommen. Denn, wenn man dem Wiener Tractate beytrete, so würde die Kaiserin Catharina alle Provinzen, die Schweden durch den Nystädter Frieden verloren, gegen eine gewisse Anzahl von Hülfstruppen wieder zurückgeben.

Offenbar war diese Hofnung, auf welche die Gegenparthey ihren Widerspruch stützte, ein leeres Hirngespinst. In Rußland hatte man nie an eine so wohlfeile Zurückgabe gedacht.

Diese Opposition und ihre Vorspiegelungen verursachten indeß auf dem Reichstage heftige

Gährungen und viele unruhige Debatten. Der Ausschlag der Sache fing beynahe schon an ungewiß und schwankend zu werden, als die Scene sich auf eine überraschende Art veränderte.

Der Reichsrath, Graf Mauritz Wellingk, der heftigste Vertheidiger des Wiener Bündnisses, wurde auf Angeben des Königs und eine darauf erfolgte Resolution des geheimen Ausschusses arretirt. Man bemächtigte sich seiner Papiere, und machte ihm den Criminal-Proceß. Er wurde beschuldigt, daß er mit dem Herzoge von Holstein eine verrätherische Correspondenz geführt, und daß er heimliche Anschläge betrieben, diesen Prinzen und seine Descendenten zur Schwedischen Krone zu verhelfen. Man fand würklich unter seinen Briefschaften einige Papiere, die die Angelegenheiten des Herzogs betrafen. Allein man konnte aus diesen das Verbrechen, das man ihm Schuld gab, nicht erweisen. Um ihn indeß auf alle Art strafbar zu machen, nahm man sein ehemaliges Gouvernement über Bremen und Verden zu Hülfe. Man klagte ihn an, daß er die Einkünfte dieser beyden Herzogthümer schändlich veruntreuet

treuet. Auch dies war nicht zu erweisen. Nun wurde es ihm zum Verbrechen angerechnet, der vertrauteste Freund des unglücklichen Görz gewesen zu seyn. Als solcher sollte er an den vermeinten unseligen und verderblichen Entwürfen Görzens Theil genommen, und das Vaterland in Unglück gestürzt haben; mithin verdiene er gleiche Strafe. Endlich sey er die Ursache alles des Unglücks, das unter Steenbocks Anführung über die Schwedischen Truppen gekommen.

Dies letztere war vielleicht der einzige Punkt, über den man ihn mit Recht zur Verantwortung ziehen konnte. Graf Steenbock schreyet in einem von ihm selbst aufgesetzten Berichte *) Rache über Wellingk. Er stand als jüngerer Königlicher Rath gewissermaßen unter dessen Befehl, und mußte seinen Rathschlägen Gehör geben. Es ist jetzt erwiesen, daß er nicht alle die Unterstützung erhielt, die erforderlich war, wenn er aus der Schlacht bey Gadebusch allen möglichen Vortheil ziehen sollte. Die schreckliche Fatalität bey Tönningen war also würklich

*) S Sam. Lönboms Anecdoter an namkundige och märkwärdige Swänske Män. Stockh. 1770—1775. B. II. St. 3.

eine Folge von Wellingks Unvorsichtigkeit und Vermessenheit.

Wir haben schon oben *) den Grafen Wellingk als einen Mann kennen lernen, der eben nicht den gerechtesten Anspruch auf unser Mitleiden hat. Dies hält uns indeß nicht ab, zu bekennen, daß bey diesem Processe ihm offenbar Unrecht geschah. Selbst Schwedische Geschichtschreiber verheelen dies nicht, und gestehen es ziemlich laut, daß er eigentlich ein Opfer seiner Opposition gegen die Hannöversche Allianz wurde. War er wegen seiner Aufführung in Stade, wegen seiner Versehen bey dem Steenbockschen Unglücke, und wegen seiner Verbindungen mit Görz verantwortlich, warum verfolgte man ihn denn nicht gleich? Seit Görzens Hinrichtung waren jetzt schon acht Jahre verflossen, und in diesem ganzen Zeitraume hatte man geschwiegen, und Wellingk nicht zur Rechtfertigung gezogen!

Aber er sollte nun einmal ein Opfer werden, wie es sein Freund Görz geworden war. Man sprach ihm, wie diesem, Leben, Ehre und Güter ab. Die Sentenz stand zur Execu-

*) B. 2. S. 136. ff.

tion, als seine Tochter, Gemahlin des General-Lieutenants Grafen Banner, sich für ihren grauen unglücklichen Vater verwendete. Ihre Bitten fanden in so weit Gehör, daß die Todesstrafe in eine lebenswierige Gefangenschaft auf dem Schlosse zu Jönkjöping verwandelt, und aus dem Urtheile die Infamie weggestrichen wurde. Aber seine Güter wurden confiscirt. Der unglückliche Graf war auf dem Wege nach seinem Gefängnißorte, als er von einem Fieber befallen wurde, und in einem Gasthofe zu Mjölby starb. Er und Görz hatten in ihren Schicksalen am Ende auffallend viel Aehnliches. Welingks Leben wurde durch seine Tochter gerettet, und Görz hatte lange nach seinem Tode die Rettung seiner Ehre und Unschuld ebenfalls seiner Tochter zu verdanken!

Nicht bloß Welingk, sondern auch einige andre Lobredner und Vertheidiger des Wienerschen Bündnisses mußten ihre Opposition theuer büßen. Die meiste Gefahr lief nächst ihm der Reichsrath Baron Cederhielm. Er war gleich nach dem Tode Peters des Großen (1725) nach St. Petersburg geschickt worden,

um der Kaiserin Catharina Alexiewna zu ihrem Regierungsantritte Glück zu wünschen. Man gab ihm dabey den geheimen Auftrag, diese Veränderung zum Vortheile Schwedens zu nutzen, und dahin zu arbeiten, die damaligen Gährungen und Unruhen in Rußland möglichst zu unterhalten. Jetzt beschuldigte man ihn, diesem Auftrage mehr entgegen als nachgelebt, und statt das Feuer in Rußland noch mehr anzufachen, die Rolle eines Mediateurs gespielt zu haben. Man gab ihm an die Hand, seinen Abschied zu fodern. Dies geschah, und man bewilligte ihm seine Dimission, doch mit Beybehaltung seines Charakters. Er starb indeß auch kurz nachher. Auch der Graf Teßin mußte seinen Abschied als Reichsrath nehmen, behielt jedoch seine Stelle als Obermarschall und seinen vorigen Charakter. Auch er folgte noch in demselben Herbste seinen Freunden ins Grab. Gyllenborg kam bey dieser harten Verfolgung der Opposition mit einer starken Verwarnung wegen seines unzeitigen Eifers gegen die Hannöverſche Allianz davon.

Hier sah man also die ersten traurigen Früchte, welche der Partheygeist und der gewaltthätige Eifer, der ihn beherrschte, hervorbrachte. Die Erbitterung der Gemüther mußte bey einer solchen Verfahrungsart der herrschenden und mächtigsten Parthey auf das höchste steigen, und unauslöschlich werden. Diese erste Staatsverfolgung, die wenigstens noch ohne Blutvergiessen ablief, war das Signal zu ähnlichen noch schrecklichern Auftritten, die wir im Verfolg dieser Geschichte weiter unten werden kennen lernen.

Wellingks Arrest gab dem Betriebe der Allianzangelegenheit bald einen schnellern Gang. Die Stimmen, die sich vorhin laut gegen den Hannöverschen Tractat hatten hören lassen, wurden leiser, und verstummten nach und nach ganz.

Am 14ten März 1727 ward diese so lange und mit so vielen Unruhen debattirte Sache endlich beygelegt. Der geheime Ausschuß gab sein Gutachten zum Vortheil des Englisch-Französischen Bündnisses ab, und der König trat demselben ungesäumt bey. Man publicirte zugleich, von Seiten der Stände, eine Staatsschrift, in der die Bewegungsgründe von dieser Entschlies-

sung enthalten waren. „Es hieß darin, daß, nachdem man alle Vorgänge, Documente und Briefschaften, die die auswärtigen Angelegenheiten beträfen, beym Reichsrath und den Collegiis genau untersucht, die geheime Correspondenz der Minister, die Conferenzen mit den auswärtigen Gesandten und ihre eingereichten Memoriale genau geprüft und erwogen, die Reichsstände keine Ursache gefunden, den Hannöverschen Tractat aus einem andern Gesichtspunkte zu betrachten, als daß er auf eine Vertheidigung und Aufrechthaltung der Ruhe abziele, welcher Zweck denjenigen Mächten mißfällig sey, denen an der Stöhrung dieser Ruhe gelegen sey. Hieraus folge, daß Schwedens Beytritt zu diesem Tractate nicht als ein Bruch einer anderweitig geschlossenen Allianz angesehen werden könne. Indem nämlich alle übrigen Mächte mit einander in Frieden lebten, so könne eine genauere Verbindung zwischen Schweden und Großbritannien dem Russischen Hofe gar nicht verdächtig scheinen. In Betreff der Schleswigschen Angelegenheit glaubten der König und die Stände, daß der Beytritt zum Hannöverschen Trak-

tat als das kräftigste Mittel werde angesehen werden, alle Irrungen und Zweifel zu heben, die der Herzog von Holstein gegen den Schwedischen Hof hege, da eben dieser Beytritt zur Erfüllung des mit Rußland geschlossenen Traktats dienlich wäre, ohne den mit Dänemark geschlossenen und von verschiedenen Mächten bestätigten Verbindungen Gewalt zu thun u. s. w.“

Außer dem Vortheile, seine Ruhe auf der gefährlichsten Seite gesichert zu sehen, hatte Schweden von dem Vorzuge dieser Allianz noch den Gewinn, daß England und Frankreich dem Schwedischen Hofe auf drey Jahre jährlich 50000 Pfund Sterling Subsidien-Gelder versprachen und auszahlten, wogegen man die Verpflichtung über sich nahm, beyden Mächten, nöthigen Falls eine gewisse Anzahl Truppen zum Dienste zu überlassen.

So kriegerisch auch damals die Aussichten waren, so kam Schweden doch nicht in die Nothwendigkeit, diese Subsidial-Verpflichtung erfüllen zu müssen. Zwischen Spanien und England kam es zwar zum Bruche, aber man kam in Paris überein, die Irrungen auf einen Con-

greß in Soissons beyzulegen. Dieser Congreß nahm am 14. Juny 1728 seinen Anfang. Es fanden sich Minister von Spanien, Frankreich, England, Schweden, Dänemark, Oesterreich, Rußland, Holland u. s. w. dabey ein, und nie hat man mitten im Frieden vielleicht eine glänzendere und größere Versammlung von Ministern gesehen, wie hier. Man richtete indeß in Soissons nichts aus. Doch hatte dieser Congreß den Erfolg, daß Frankreich, Spanien und England im folgenden Jahre zu Sevilla, und unmittelbar darauf auch Oesterreich, Spanien, England und Holland Tractaten schlossen, wodurch die Ruhe von Europa vorläufig gesichert wurde. Durch diese Verbindungen fielen die Wiener und Hannöversche Allianz, die so mannichfaltige Bemühungen, Anstrengungen und Intriguen gekostet hatten, völlig wieder über den Haufen, und die Conjunkturen von Europa erhielten jetzt auf einmal eine ganz andre Gestalt.

Schweden hatte jetzt von außen eine Ruhe, die man sich nicht günstiger wünschen konnte, um dem erschöpften Lande wieder Kräfte zu geben. Man war auch darüber aus, diese Umstände zu

benutzen. Man schloß, wo nur Gelegenheit dazu da war, Handlungsverbindungen und machte selbst auch die ersten Versuche im Handel nach Ostindien. Zugleich richtete man sein Augenmerk auf Manufacturen und Fabriken, ohne deren Flor der Handel durchaus passiv bleiben muß. Graf Gyllenborg und seine Anhänger — die Antagonisten der herrschenden Hornschen Parthey — erwarben sich in diesem Stücke besondre Verdienste. Auch der Ackerbau, die erste und vornehmste Hülfsquelle jedes Staats, zu deren sorgfältigsten Benutzung die natürliche Beschaffenheit Schwedens vorzüglich auffoderte, wurde nicht verabsäumt. Man gieng damit um, sich durch die Verbesserung der bisherigen Agricultur so viel möglich von den Ausländern unabhängig zu machen, und die großen Summen der ehemaligen Getraide-Einfuhr im Lande zu behalten. Man wollte selbst keinen Tobak mehr von den Fremden kaufen, und führte den Anbau dieser Pflanze mit ziemlichem Fortgange in Schweden selbst ein.

Diese löblichen Bemühungen waren auch nicht ohne Erfolg. Aber man berechnete ihre

Vortheile zu groß, und wurde ungeduldig, wenn diese Vortheile sich nicht sogleich ergaben. Daher um diese Zeit so mancherley Einrichtungen und Entwürfe, die kaum festen Fuß gefaßt hatten, wenn sie von neuen Projecten und vermeinten Verbesserungen verdrängt wurden.

Ausserdem, daß man in aller Art auf die Verbesserung der Oekonomie des Landes Bedacht nahm, wandte man jetzt auch seine Aufmerksamkeit auf die Sorge für die Gesetze. Diese Arbeit war um so verdienstlicher, je unvollkommner die gesetzliche Verfassung und die Beschaffenheit der Gerichtsstühle bis dahin in Schweden war. Man hatte nämlich überhaupt damals noch kein anderes Gesetzbuch, als das, welches König Christopher 1442 sanctionirt hatte. Die Mangelhaftigkeit desselben läßt sich aus dem Geiste der Zeit, in der es entworfen wurde, von selbst beurtheilen. Man hatte dieselbe auch längst gefühlt, und unter Erich dem Vierten und Carl dem Neunten war es mehrere Male im Plane, seiner Unvollständigkeit und seinen Fehlern abzuhelfen. Aber es blieb immer beym Entwurfe, und der neue Gesetz-Codex, an dem

Carl würklich arbeiten ließ, kam nie zum Vorschein. Dagegen hatte dieser Monarch doch aber das Verdienst, daß er die vorhandnen und bisher gebrauchten Gesetze öffentlich durch den Druck bekannt machen ließ, indem man bis dahin nur handschriftliche Copien davon gehabt hatte. Gustav Adolph hob durch sein Stadtgesetz 1618 ein und die andre Unpaßlichkeit dieses Gesetzbuchs, aber seine unruhigen Zeiten ließen es diesem großen Manne nicht zu, durch eine neue Gesetzgründung sein Land zu beglücken. Carl der Eilfte legte nachdem thätig die Hand an dies Werk, und verordnete zu dem Behufe eine eigne Commission. Unter Carl dem XII. fuhr man mit dieser wohlthätigen Arbeit fort, die aber oft unterbrochen wurde, und bey der die dazu verordneten Männer nicht immer mit gleichem Eifer und gleichen Talenten fortschritten. Es wurde endlich unter Leitung des Grafen Gustav Cronhielm *) fertig, und auf den Reichstagen 1731 und 1734

*) Die vornehmsten Mitarbeiter daran waren Cederhielke Nordenstråle, Cederhielm, Rosenstolpe, und Wulfwenstierna.

den Ständen zur Requisition vorgelegt. Man änderte, erweiterte und berichtigte verschiedenes darin, und zu Anfange des Jahrs 1736 wurde es unter dem Titel: König Friedrichs Gesetzbuch publicirt, und zur allgemeinen Norm und Richtschnur angewiesen. Da schon im folgenden Jahre neue Erklärungen und Erweiterungen dieses Codex nöthig waren, und auch bekannt gemacht wurden, so läßt sich allerdings auf die Unvollkommenheit desselben schließen. Aber in welchem Fache sind Irrthümer, Mängel und Unvollständigkeiten wohl weniger zu vermeiden, als in der Nomothetik? Es bleibt immerhin ein bleibender Ruhm der Regierung Friedrichs I., daß unter ihm Schweden feste Gesetze bekam.

Zur Vergrößerung des äußern Glanzes des Hofes, auf den der König ungemein hielt, und durch den er sich für seine politische Ohnmacht in Schweden schadlos zu halten schien, trug in dieser Zeit der Tod des Landgrafen Carl von Hessen (1730), Vater des Königs, nicht wenig bey. Der König erbte alle Casselschen Lande, und machte 1731 eine Reise in seine teut-

sche Erbstaaten. Die Stände bewilligten ihm zu dieser Reise 400000 Thaler Kupfermünze, und während seiner kurzen Abwesenheit führte die Königin mit Beyrath des Reichssenats die Regierung.

Die Ruhe, die ganz Europa einige Jahre hindurch genossen hatte, wurde durch den Tod Augusts II. von Polen (1733) plötzlich unterbrochen. Stanislaus Lesczinsky hatte alles seines Ungemachs ungeachtet seine Ansprüche auf die Polnische Krone noch nicht vergessen, und mit Ungeduld auf diese Thronvacanz gewartet. Seine jetzige nahe Verbindung mit Frankreich begünstigte seinen Ehrgeitz und seine Prätensionen. Auch in Polen hatte er noch eine Menge Anhänger, deren vornehmster Anführer der Primas Potocki war. Dieser hatte auf dem gleich nach Absterben Augusts II. veranstalteten Convocations-Tage die meisten Polnischen Magnaten in das Interesse des bisherigen Ex-Königs zu ziehen gewußt. Man hatte sich selbst eidlich verpflichtet, durchaus keinen andern als König anzuerkennen, als diesen. Wenigstens wollte

man keinen Ausländer wieder auf dem Throne haben, und auf jeden Fall einen Piasten wählen.

Solche Aussichten und Conjuncturen konnten allein im Stande seyn, den Lesczinsky zu bewegen, noch einmahl die Ehre einer Krone zu suchen, deren kurzer Besitz ihm die Ruhe und das Glück seines Lebens gekostet hatte. Mit den muthigsten und sichersten Hofnungen wagte er sich noch einmal in den Sturm, um dies präsumtive Kleinod zu erringen. Aber ohngeachtet der hohen Versicherungen Frankreichs, ohngeachtet des Enthusiasmus Potocki's hatte der Schwiegervater Ludwigs des funfzehnten diesmal nicht mehr Glück, wie weyland der Woywode von Posen.

Während Potocki und seine Parthey ihn zum Könige ausriefen, traten Oesterreich und Rußland für August den Dritten auf, und erklärten Stanislaus für einen unfähigen Throncompetenten. Beyde Höfe führten den Beweis seiner Unwürdigkeit zur polnischen Krone unter andern auch daraus, daß er auf dem großen Pacifications-Reichstage 1717 für vogelfrey erklärt, und von aller Amnestie ausgeschlossen

worden. Frankreich nahm dies Betragen und diesen Widerstand des Wiener und Petersburger Hofes mit dem empfindlichsten Misvergnügen auf. Es griff ohne Verzug Oesterreich mit Krieg an, und würde auch Rußland seinen Unwillen haben empfinden lassen, wenn die Entfernung es nicht verhindert hätte. Diese letztere Macht ließ inzwischen eine starke Anzahl Truppen in Polen einrücken, deren Gegenwart bewerkstelligte, daß schon im Januar des folgenden Jahres August III. zu Cracau gekrönt wurde.

Gleich bey Annäherung der Russischen Armee hatte sich Stanislaus nach Danzig geflüchtet. Sein Prälat folgte ihm dahin nach. Die Russen belagerten, in Vereinigung mit den Churfächsischen Truppen, diese Stadt. Man wollte anfänglich durchaus von keiner Capitulation hören: aber die Ankunft einer starken russischen Flotte zwang dazu. Stanislaus floh in der Nacht vor der Uebergabe nach Marienwerder, und von da nach Königsberg. Potocki und andre Häupter der Lesczinskischen Parthey wurden gefangen, und unterwarfen sich freywillig.

Alles, was Stanislaus bey diesem gefahrvollen und nun für immer mislungenen Unternehmen gewann, war, daß in dem Frieden zwischen Oesterreich und Frankreich (1735) ihm der Titel eines Königs von Polen und Großherzogs von Litthauen ausbedungen, und der Besitz der Herzogthümer Lothringen und Bar nebst der freyen Disposition über seine Güter eingeräumt wurde.

Der französische Minister zu Stockholm, Graf Casteja, gab sich in Folge seiner Aufträge vom Hofe alle ersinnliche Mühe, Schweden in diesen Krieg mit zu verwickeln. Er bot ansehnliche Subsidien, wenn man dem Schwiegervater des Königs Hülfstruppen geben wollte. Man übertrieb aber seine Foderungen so sehr, daß Casteja nicht weiter daran denken konnte, von dieser Seite Hülfe zu schaffen. Da er also bey Hofe nichts ausrichten konnte, wandte er sich an das Militair selbst. Er versprach mehreren Officieren große Vortheile und die Aufnahme in den französischen Dienst, wenn sie zur Armee des Königs Stanislaus giengen. Verschiedne unter ihnen ließen sich bereden, einige

nige warben selbst Freycorps, und die Regierung ließ in diesem Stücke ihnen freyen Willen. Würklich versammelte sich auch ein ansehnliches Corps Schweden, Officiere und Soldaten zum Dienste des polnischen Thronbewerbers. Man hatte ihnen große Hofnungen gemacht. Allein ihre Erwartungen giengen bey den Widerwärtigkeiten Stanislaus zu Grunde. Nach seiner Flucht kamen sie in Königsberg ins Gedränge. Man zahlte ihnen in langer Zeit keinen Sold. Sie waren also genöthigt, auf Credit zu leben. Die Gläubiger wurden aber endlich ungeduldig. Sie droheten, die schwedischen Officiere wie gewöhnliche Schuldner zu behandeln. In dieser Verlegenheit schickten sie eine Deputation nach Stockholm, und die Großmuth des Königs und der Stände bewilligte ihnen eine reichliche Unterstützung, deren Betrag die Foderungen der Gläubiger noch überstieg. Und sonderbar! Frankreich nahm diese Unterstützung und Aushülfe als einen Schimpf und als Beleidigung auf. Casteja, der nach der Zurückkunft der Officiere vielleicht manches Skomma darüber hören mogte, reichte darüber ein so ungemäßigtes und be-

leidigendes Memorial ein, daß der König eine Abschrift davon nach Paris schickte, und auf den Rappel dieses inconsequenten Ministers drang. Man correspondirte fast anderthalb Jahre über diese Sache, und der schwedische Hof erhielt mit Mühe die Genugthuung, auf die er drang, die Entfernung dieses Ministers von Stockholm.

Der Ausgang dieses Krieges hatte für Schweden große und merkwürdige Erfolge. Frankreich hatte bisher schon mit Unwillen und Neid das schnelle Emporkommen Rußlands angesehen, und die wachsende Macht dieses Reichs war ihm ein Dorn im Auge. Es mußte darauf denken, dem Petersburger Hofe Schranken zu setzen, und solche Conjuncturen zu treffen, durch die es in Stand gesetzt wurde, Rußland, so oft es wollte, zu beunruhigen. Wäre der Plan mit der Polnischen Königswahl gelungen, so hatte man dazu das sicherste Mittel. Aber dieser Entwurf war, wie man von der Wachsamkeit und dem nothwendigen Widerstande Oesterreichs und Rußlands vorher erwarten konnte, durchaus und auf eine schimpfliche Art gescheitert,

Man mußte sich also nach andern Mitteln umsehen, Rußland im Zaum zu halten, und von der französischen Politik in einiger Art abhängig zu machen. Man wählte dazu Schweden, und hätte sowohl für das Glück dieses Landes selbst, als auch für die Erreichung seiner Zwecke nicht unberathener wählen können. Unter Gustav Wasa und unter Gustav Adolph hatte Frankreich freilich große und wichtige Dienste von seiner Verbindung mit Schweden gehabt; aber damals begünstigten die Staatsverhältnisse von Europa diese Verbindung. Diese Conjuncturen hatten jetzt lange aufgehört, und machten daher auch ganz andre Systeme nothwendig. Schon unter der Königin Christina sah man ein, daß eine Allianz mit Frankreich den Schweden wenige Vortheile, aber desto mehr Unruhen verschaffen würde, und der Kanzler Oxenstierna machte dieser Fürstin, die bekanntlich sonst viele Vorliebe für Frankreich hatte, gegen eine solche Verbindung die nachdrücklichsten Vorstellungen. Noch eifriger wie Oxenstierna war Carl der Eilfte gegen alle Bündnisse mit Frankreich. In einem Briefe, den er in einer gefährlichen Krank-

heit an den Reichsrath schrieb, drückte er sich darüber so aus: „Da ich wohl weiß, daß unter den Senatoren, die ich meinem Sohne zu Vormündern bestimmt habe, und auch unter den übrigen Reichsrathsgliedern, mehrere sich befinden, die Frankreich ganz ergeben sind, so muß ich sie nachdrücklich ermahnen, daß sie bey den von mir geschlossenen Bündnissen fest beharren, weil ich sie als die sichersten und vortheilhaftesten für Schweden ansehe. Frankreich hat mich einmal betrogen, und ich möchte daher niemals wieder Zuflucht bey ihm suchen.“

Wie gut würde es für Schweden gewesen seyn, wenn man diese Warnung befolget hätte. Aber schon einige vierzig Jahre nachher warf man diese Grundsätze Carls ganz über den Haufen, und mußte schwer dafür büßen.

Wenn die Mützen-Parthey unter Leitung des Grafen Horn auf dem Reichstage 1726 bey Gelegenheit der hannöverschen Allianz für Frankreich war, so gab eine weise Politik dies System ein. Man ergriff überdem in der Alternative, welche die Wahl schwierig machte, diese Parthey

mehr um der Engländer willen, als um dem französischen Hofe gefällig zu seyn. Großbritannien ist ein ziemlich natürlicher, Frankreich aber durchaus ein unnatürlicher Bundsverwandter Schwedens. Bey dem Aufhören der Herrenhausischen Allianz hörte nunmehr auch das Motiv auf, welches ihr in den Augen der Hornschen Parthey den Vorzug vor der Wiener gab; und man sah auch auf einmal diese Parthey jetzt vom französischen Interesse gänzlich ab, und dagegen auf die Seite Rußlands treten.

So wie die Mützen jetzt russisch gesinnt wurden, so giengen ihre Gegner, an deren Spitze die Grafen Gyllenborg und Teßin standen, plötzlich zur französischen Parthey über. Während jene es für den sichersten Vortheil des Landes hielten, eine genaue Correspondenz mit Rußland zu unterhalten, und jede weitere Verbindung mit Frankreich zu vermeiden, hielten die Hüte es für besser, mit Rußland zu brechen, um einige an dasselbe abgetretene Provinzen wieder zu erhalten und sich auf das engste mit Frankreich zu alliiren. Die Vorspiegelung, den ehemaligen Verlust wieder an sich bringen zu

können, würkte bey der Nation, und die Gyllenborgische Parthey oder die Hüte, hatten bald starken Anhang unter dem Volke. Und was diese Hofnung, die man aus den damaligen Verhältnissen Rußlands auf eine täuschende Art zu berechnen wußte, nicht vermogte, bewürkte das französische Geld, das jetzt nicht geschont, sondern wo es nöthig war, in aller Art von Bestechungen in Menge gebraucht wurde.

Unter diesen Umständen, und bey diesem Contraste der Systeme beyder Partheyen nahete 1738 jener famöse Reichstag heran, dessen Unruhe und Erfolge einen schimpflichen Zeitpunkt in der neuern Schwedischen Geschichte ausmachen. Die Parthey der Hüte hatte sich jetzt offenbar schon das Uebergewicht verschaft, und man bemerkte an den Mützen, je näher dieser Zeitpunkt heran kam, die deutlichsten Zeichen von Besorgnissen, die nachdem auch zum größten Nachtheile Schwedens nur allzu wahr wurden.

Dem damaligen Russischen Minister Bestuchef waren die Bemühungen und die schlauen Kunstgriffe nicht entgangen, die der französische

Gesandte Castejа gleich nach dem Jahre 1733 in angestrengter Maaße gebraucht hatte, der Sache seines Hofes Anhänger zu verschaffen. Es war ihm nicht unbekannt, daß diese Bemühungen nicht ohne Erfolg gewesen waren, und da der französische Minister jetzt (1735) an einem neuen Subsidien-Tractat mit Schweden zu arbeiten anfieng, so war doppelte Aufmerksamkeit nöthig, den Absichten des Versailler Cabinets entgegen zu arbeiten.

Der Termin des Vertrags, den Rußland 1724 mit Schweden geschlossen hatte, näherte sich seinem Abflusse. Bestuchef trug auf eine Erneuerung desselben unter den bisherigen Bedingungen an. Noch hatte die Mützen-Parthey, die jetzt für Rußland sprach, eine kleine Pluralität. Seine Bemühungen fanden daher, ohngeachtet der Gegenarbeiten des französischen Gesandten, ziemlich leichten Eingang. Aber Schweden konnte und wollte von der Eifersucht Rußlands und Frankreichs profitiren. Man erklärte also gleich, daß der zu erneuernde Traktat nur unter der Bedingung könne abgeschlossen werden, daß Schweden 1) keinen Theil an

dem Kriege der Russen in Polen nähme; daß Rußland 2) eine alte Foderung von fünftehalb Tonnen Goldes, die Holland wegen des verpfändeten rigaischen Zolls an Schweden machte, übernähme, und 3) eine zollfreye Ausfuhr von noch einmal so vielem Getraide, als bisher, aus Liefland gestatte.

Rußland mußte sich diese Conditionen wohl gefallen lassen, wenn es anders dem französischen Hofe nicht freies Spiel in seinen Intriguen lassen wollte. Man hätte noch mehr bewilligt, wenn von Schwedischer Seite mehr verlangt worden wäre. Bestuchef bat sich einige Tage Frist aus, um über diese Vorschläge den Willen seines Hofes einzuholen. Sein Bericht war kaum zu St. Petersburg angekommen, als noch am selbigen Tage ein Courier mit der Genehmigung dieser Foderungen abgeschickt wurde. Acht Tage nach jener schwedischen Proposition wurde der Tractat schon unterzeichnet.

Die Nachricht hievon erregte im Versailler Cabinette eben so viel Verwunderung, als Unwillen. Drey Wochen vorher hatte Casteja bereits einen Subsidien-Tractat zu Stockholm un-

terzeichnet, dessen Ratification die schwedische Regierung täglich erwartete. Aber man eilte in Versailles mit diesem Werke nicht. Man wollte erst den Ausgang der russischen Unterhandlungen abwarten, um darnach seine Maßnehmungen zu bestimmen.

Die neue Verbindung mit dem Petersburger Hofe vereitelte die erste Absicht, die Frankreich bey diesem Subsidien-Tractate hatte. Dieser wurde vor's erste, und bis man sich einen nähern Nutzen davon würde versprechen können, untauglich. Man versagte daher der Uebereinkunft, die schon unterzeichnet war, die Ratification.

Dieser Vorgang erregte bey der Nation großes Aufsehen. Die Hofnung, von der Allianz mit Frankreich große Summen und Vortheile zu beziehen, war nun auf einmal vereitelt. Der Tractat mit Rußland konnte ihm das Gleichgewicht nicht halten. Er befreyete die Nation zwar von einem ansehnlichen Schuldposten, und gab die Hofnung zu einem wohlfeilern Preise des Getraides. Aber er brachte doch keine Baarschaften ein, und gegen diese vergaß man alle

andere, auch noch so wesentliche, Emolumente. Die Hüte unterließen nicht, die Zertrümmerung der französischen Subsidial-Verbindung durch die Erneuerung der russischen Allianz, als einen der unbesonnensten und verderblichsten Streiche zu schildern, den die Mützen-Parthey dem Lande hätte spielen können. Die Nation dachte inconsequent genug, ihre Eingebungen und Vorstellungen gegründet zu finden, und die natürliche Folge hievon war Unzufriedenheit, Mißvergnügen und Haß gegen die bisher herrschende Hornsche Parthey. Alles wurde vorbereitet, sie jetzt zu stürzen, und ihr Fall war unvermeidlich. Dies sah jeder vorher; aber kein Unbefangener hätte sich die spitzfindige und zugleich gewaltsame Art denken können, wie man diesen Sturz einzuleiten, und zu bewerkstelligen wußte.

Die Regierung arbeitete daran, auf diesem Reichstage dem Grafen Horn abermals zur Würde eines Landmarschalls zu bringen. Horn sah indeß ein, daß seine Wahl den stärksten Widerspruch finden, und nur dazu dienen würde, seine Gegner noch mehr zu erbittern. Er lehnte diese Ehre also von selbst ab, und seine Parthey

warf jetzt ihr Augenmerk auf den Baron Palmfeld, der sich bey ihren Bemühungen passiv verhielt. Diese waren auch durchaus vergebens, da die Hüte überall das Uebergewicht hatten.

Ihre Wahl fiel auf den Grafen Teßin, und hätte für die Häupter der Mützen nicht schlimmer ausfallen können. Der Gewählte war ein Sohn des Grafen Teßin, den wir oben zugleich mit Wellingk verfolgt und gestürzt sahen. Schon damals sprach der junge Teßin laut, daß seinem Vater Unrecht geschehe, und er vertheidigte ihn mit Lebhaftigkeit und Geschick vor den Ständen. Der Haß gegen die Mützen war seit der Zeit bey ihm unvertilgbar, und eine Gelegenheit, sich an den Feinden seines Vaters zu rächen, mußte ihm als der höchste Wunsch willkommen seyn. Er war ein schlauer Kopf, unerschöpflich an politischen Kunstgriffen, und das Sprachrohr der Hüte. Der Hof hatte ihn bey einigen Gesandschaften mit Vortheil gebraucht, und man hatte Gelegenheit gehabt, seine Talente kennen und schätzen, aber zugleich auch fürchten zu lernen.

So wie der König das Project dieser Wahl erfuhr, schien er betroffen, und enthielt sich nicht, sein Mißvergnügen darüber zu erkennen zu geben. Die Art, wie dies geschah, war für Teßin ziemlich beleidigend, und mußte auch seine Freunde aufbringen. Der König befahl nämlich dem Grafen Bielke, „jedem, der ihm begegnete, öffentlich zu sagen, daß Er (der König) es keinen andern mißgönnte, Landmarschall zu werden.“ Eben diesen Auftrag erhielten außer Bielke noch mehrere Personen.

Diese Unzufriedenheit des Königs über die Wahl Teßins wurde bald bekannt, und die Anhänger des Hofes versäumten nicht, die spöttische Aeußerung, deren Verbreitung ihnen aufgetragen war, auszustreuen. Auf dem Ritterhausmarkte, wo einige hundert Edelleute versammelt waren, entstand darüber ein unruhiger Lärm. Man murrte in starken Ausdrücken darüber, daß die Königlichen Personen sich um ihre Wahl bekümmerten, und sich darin mischen wollten. Der General Graf Löwenhaupt gieng darauf in einer starken Begleitung von Edelleu-

ten auf das Schloß, und hielt an den König, wegen der Landmarschalls-Wahl eine dreiste Rede. Der König erwiederte auf diesen unvermutheten Schritt. „Er sehe, daß sie bereits von dem Zusammenhange unterrichtet wären, aber auffallend scheine es ihm, daß sich Generale um die Wahl des Landmarschalls bekümmerten. Uebrigens wäre er mit der Wahl des Grafen Teßin eben so zufrieden, wie er mit jeder andern seyn würde.“

Diese Antwort erklärte die Gesinnungen des Königs über Teßin und dessen Wahl von neuem deutlich genug. Sie erbitterte die Opposition indeß noch mehr. Man wollte zeigen, daß man sich nichts vorschreiben ließe, und brachte, ohngeachtet aller Gegenbemühungen, in Zeit von zwey Tagen für Teßin die Pluralität zu Stande, und übergab ihm den Landmarschalls-Stab. Die Wahl der Sprecher bey den übrigen Ständen fiel ebenfalls auf lauter eifrige Hüte und erklärte Gegner des bisherigen Ministeriums.

Teßin fieng den Krieg gegen dasselbe damit an, daß er in seiner ersten Rede am versammelten Reichstag die bisherigen Regierungsge-

schäfte, besonders die Erneuerung der russischen Allianz und die dadurch verursachte Stöhrung des französischen Bündnisses, strenge kritisirte, und die Nation auffoderte, den Reichsrath dafür verantwortlich zu machen. Um dies Letztere einzuleiten, stützte er sich auf den Grundsatz, daß der Senat bloß Gevollmächtigter der Stände wäre. Niemand konnte gegen die Richtigkeit dieser Behauptung etwas einwenden. Aber man zog Folgerungen daraus, die durchaus gefährlich werden mußten. Ein Gevollmächtigter, sagte man, kann, ohne ein Verbrechen begangen zu haben, seinen Dienst bloß deshalb verlieren, weil das Vertrauen seines Committenten aufhört, und dieser ihn nicht länger brauchen will. Bey der Gültigkeit einer solchen Regel waren die höchsten Staatsbedienten schlechter berathen, wie ein gemeiner Beamter. Dieser kann doch wenigstens ohne Anklage und Untersuchung nicht dimittirt werden, ob er gleich ebenfalls nur Gevollmächtigter des Königs oder des Reichs ist. Allerdings konnte das Verfahren des Senats untersucht werden, und dies mußte auf den Reichstagen geschehen. Hier

wurde eine solche Untersuchung an den geheimen Ausschuß gewiesen. Aber dieser wurde von der Pluralität erwählt, und hieng also von der herrschenden Parthey ab. Die Untersuchung und das Urtheil über alle Dinge, die von diesem Ausschusse vorgenommen wurden, mußte also durchaus eine Partheysache werden. An unbefangene Gerechtigkeit, an kühle Untersuchung und gesetzmäßige Sentenz war aber unter solchen Umständen nicht zu denken. Chicane und falsche Auslegung, Supposition und unerwiesene Deuteleyen mußten die Stelle der Beweise vertreten. Bey einem solchen Tribunal mußten, mit einem Worte, alle die Justiz-Gräuel Statt finden, die unvermeidlich sind, wenn der Richter zugleich Parthey ist; und wehe dem, der sich vor einem so unnatürlichen und alle Gerechtigkeit aufhebenden Richterstuhle verantworten soll!

Man fieng die Procedur gegen den verhaßten Staat damit an, daß man ihn, sechs Wochen nach der Eröfnung des Reichstags, vor den geheimen Ausschuß rief, und die unerwartete Frage vorlegte: „Ob die dermaligen Con-

juncturen nicht riethen, mit Rußland zu brechen, und sich die verlohrnen Provinzen wieder zu verschaffen zu suchen!“

Alle antworteten einstimmig: „Nein!“ bis auf den Grafen Gyllenborg und de la Gardie, von denen man die Bejahung im voraus erwarten konnte. Horn und seine Freunde unterstützten ihre Negative mit Gründen. Sie erklärten gleich mündlich, daß Schweden nicht im Stande, und zu ohnmächtig sey, sich in einem Kriege gegen Rußland zu behaupten. Man müsse daher, weit entfernt Eroberungs-Entwürfe gegen dies Reich ausführen zu wollen, nur darauf denken, mit ihm in gutem Vernehmen und Einverständnisse zu bleiben. Sie erbaten sich, ihre Meynungen und Bedenken darüber schriftlich aufzusetzen, und ihr System ausführlicher rechtfertigen zu dürfen. Aber man schlug ihnen dies Verlangen ab, weil der Vortheil der Hüte es mit sich brachte, jede Aufklärung der Nation über diesen Punct zu unterdrücken, und die vorgefaßte Meynung auf alle Art zu unterhalten. Alles, was die in Anspruch genommenen Reichsräthe in diesem Stücke auf eine formelle Weise

zu

zu ihrer persönlichen Vertheidigung und zum Soutien ihrer Politik versuchten, wurde vereitelt und mit Gewalt hintertrieben.

Ihre Standhaftigkeit bey Vertheidigung der russischen Allianz erbitterte indeß ihre Gegner noch mehr. Man erweiterte jetzt den Umfang ihrer Staatsversehen und ihrer politischen Verantwortlichkeit. Auch in den einheimischen Angelegenheiten sollten sie sich große Vernachläßigungen und Ungebührlichkeiten haben zu Schulden kommen lassen. Man wußte durch jeden Kunstgriff der Spitzfindigkeit und Chicane, die Summe ihrer Vergehungen und Irrthümer so zu vergrößern, daß zur Ablesung derselben, wie die Reichsräthe im Januar 1739 zum zweytenmale vor den geheimen Ausschuß gerufen wurden, beynahe zwey Stunden nöthig waren. Die Angeklagten suchten ihre Unschuld auf alle Art zu rechtfertigen, aber man gab ihnen kein Gehör. Sie beriefen sich auf ihre gewissenhafteste Ueberzeugung, bey allem ihren Betragen genau die Vorschriften der Constitution und den lautesten Patriotismus befolgt zu haben. Sie erklärten dreist, daß sie Verräther des Vater-

lands und strafwürdige Verbrecher hätten werden müssen, wenn sie wider ihr Besserdünken das Land in einen Krieg mit Rußland verwikkelt hätten. Hätten sie hierin geirret, so sey es noch immer Zeit genug, ihr wohlgemeintes Versehen zu redressiren. Uebrigens hätten sie dem Vaterlande unter drey Königen gedient, ohne in Ungnade zu fallen, und ihre vormalige Aufführung möge ihre jetzige vertheidigen, u. s. w.

Was sie zu ihrer Rechtfertigung und zur Ablehnung ihrer Sträflichkeit auch anführen mochten, war vergebens. Graf Horn hatte das Ungewitter, das über ihn und seine Freunde sich zusammen zog, schon lange aus der Ferne bemerkt. Er hatte also die Klugheit, sich bey Zeiten in Sicherheit zu setzen, um seinen Feinden nicht einen vollkommnen Triumph zu verschaffen. Einige Wochen vor dieser Anklage verlangte er selbst seinen Abschied. Weil er besonders bey Hofe, und auch unter dem Volke noch eine Menge Freunde hatte, so war das Gesuch um seine Entlassung, seinen Gegnern sehr willkommen, um nachdem freyeres Spiel zu haben. Horn behielt bey seinem Abschiede Gehalt und

Character, verließ sogleich die Hauptstadt, die jetzt ein Tummelplatz der Cabalen und Intriguen der kämpfenden Partheyen war, und begab sich auf sein Landgut Eckebyholm. Hier lebte der würdige Staatsmann noch einige Jahre in philosophischer Ruhe, und hatte die Satisfaktion, sein System in den traurigen Erfolgen, welche die politische Gallomanie seiner Gegner unmittelbar nach seinem Abgange über sein Vaterland brachte, gerechtfertigt, und seinen Sturz schwer gerächt zu sehen.

Wir können diesen höchstmerkwürdigen Mann, der in der schwedischen Geschichte Epoche macht, nicht von der Bühne treten lassen, ohne einige Particularien von ihm anzuführen.

Aus einer der ältesten und angesehensten Familien in Schweden entsprossen, vereinigte er mit den Vortheilen seiner Geburt die seltensten persönlichen Vorzüge. Bey den gründlichsten Kenntnissen hatte er die höchste Feinheit eines Hofmanns, und mit diesem Requisit der großen Welt verband er Eigenschaften, die — wenn man anders den Urtheilen und Bekenntnissen gewesener Höflinge trauen darf! — unter dem

Einflusse der Hofluft nicht allemal gedeihen. Er war rechtschaffen und aufrichtig, und uninteressirt. Das Wohl des Vaterlandes überwog bey ihm jede andre Rücksicht, und die Kunstgriffe, die in seinen letzten Lebensjahren so viele seiner Mitbürger treulos gegen ihr Vaterland machten, waren bey ihm nicht anwendbar. Sein einziger Fehler war, daß er diesen Patriotismus oft zu weit trieb, und an einzelnen Personen darüber ungerecht wurde. So war die Aufopferung Wellingks hauptsächlich sein Werk, nachdem er, wie wir oben gesehen haben, zu der schrecklichen Hinrichtung Görzens besonders thätig mitgewürkt hatte. Diese Verfolgungen bleiben immer ein Schandfleck in seinem Leben; aber man muß sie damit entschuldigen, daß Horn durch die fatalen Lagen, worin das Vaterland war, und durch die Lebhaftigkeit seines Eifers, diesem Vaterlande wieder zu helfen, zu Ungerechtigkeiten verleitet wurde, an denen bey ihm würklicher Irrthum, aber nicht überlegte und absichtliche Bosheit Theil hatte. Der Zeitpunkt, in dem Horns politische Laufbahn eintrat, war dazu gemacht, einem Manne von seinen Talen-

ten Gelegenheit zur Auszeichnung zu geben. Er war im Jahr 1704 schwedischer Ambassadeur in Warschau, und hatte an den grosen Begebenheiten, welche den Aufenthalt Carls des Zwölften in Polen unvergeßlich machen, starken Antheil. Damals betrieb er die Wahl des Grafen Leszczinsky lebhaft; aber sein Interesse für diesen unglücklichen König hörte auf, so bald das Beste des Vaterlandes ihm ein andres rieth. Daher die gleichgültige Unthätigkeit Schwedens, als Stanislaus nach dem Tode Augusts II. von neuem seine Ansprüche geltend machen wollte. Horn hintertrieb jezt alle Bemühungen des französischen Hofes zum Besten eines Fürsten, dessen Freund er war, und dessen Wahl und Krönung er mit gefeyert hatte; er hintertrieb sie — aus Liebe für sein Vaterland, das den Stolz, fremde Kronen zu vergeben, schon einmal schwer gebüßt hatte, und diesmal von seinem Partheynehmen sicher auch keine Vortheile geerndtet haben würde.

Carl der Zwölfte lernte Horns Talente bey dieser Gelegenheit in Warschau näher kennen. Die Folge davon war, daß Horn nach

Stockholm zurückgeschickt, und schon im folgenden Jahre 1705 in den Reichsrath aufgenommen wurde; eine Ehre und eine Auszeichnung, die für sein damaliges Alter ungewöhnlich war.

Ohngeachtet er ein eifriger Anhänger des Königs war, so entgiengen ihm die unausbleiblichen Folgen der tollkühnen Unternehmungen Carls des Zwölften doch nicht. Wo und wann er konnte, sprach er daher für den Frieden. Allein diese Sprache durfte nicht laut geführt werden, und Horn hatte Klugheit und Ueberwindung genug, sich immer stillschweigend in den Willen des Königs und seiner nächsten Rathgeber zu fügen. Der Verdruß, den er damals unterdrücken mußte, wenn er sich nicht selbst unglücklich machen wollte, würkte indeß zwiefach, wie Carl todt war.

Die Wahl Ulriken Eleonorens zur Nachfolgerin auf dem Throne, war hauptsächlich sein Werk, und an der neuen Constitution, zu welcher übrigens der Graf Ribbing vorzüglich seinen Namen hergab, hatte er nicht minder den größten Antheil. Horn war es auch, der der Königin die neue Constitution vorlegte, und ihr

nachdem bey ihrer Krönung den Eid wegen Haltung und Beobachtung dieser Regierungsform, vorlas und abnahm. Er war es ebenfalls, der Friedrich den Ersten zur Krone verhalf.

Diese Dienste konnten dem Königlichen Hause nicht gleichgültig seyn. Horn vermogte daher alles bey Hofe. Er war der Liebling, und man darf sagen, der genaueste Freund des Königs und der Königin. Ein paarmal fielen freylich zwischen ihm und der Königin, einmal auch mit dem Könige, Auftritte und Expectorationen vor, die das gute Vernehmen auf eine Zeitlang stöhrten. Allein man fühlte von beyden Seiten die gegenseitige Unentbehrlichkeit, und Horn hatte, einen kurzen Zeitpunkt ausgenommen, wo der König den Grafen Gyllenborg und sein System favorisirte, bis zu seinem Abgange die Gnade seines Fürsten.

Dreymal hatte Horn die Ehre, zum Reichstags-Marschall erwählt zu werden. Die Stände waren jedesmal mit seinem Betragen über alle Maßen zufrieden. Diese Zufriedenheit gieng bey dem Reichstage 1720 so weit, daß sie vier goldne Medaillen, jede 50 Ducaten

schwer, mit seinem, seiner Gemahlin und seiner beyden Kinder Bildnissen prägen ließen, deren Inschriften bis zur Schmeicheley giengen. Von diesem Zeitpunkte an dirigirte er alle einländische und auswärtige Geschäfte. Alle fremde Minister addressirten sich an ihn, und seine Meynung entschied immer im Senate. Der Hof müßte ihn ungern, und es würde auch unbegreiflich gewesen seyn, daß die Nation die Dienste eines solchen Mannes hätte fahren lassen können, wenn die Art, wie man ihn zu stürzen wußte, und die wir vorher haben kennen lernen, hierüber nicht hinreichenden Aufschluß gäbe. Er starb mit Hinterlassung eines Sohnes und einer Tochter auf dem Landgute Eckebyholm am 19ten April 1742 in einem Alter von 78 Jahren und 11 Tagen.

Nach dem Abgange Horns, war das Schicksal der Senatoren, die dem Russischen System ergeben waren, bey dem geheimen Ausschusse bald entschieden. Er gab das Gutachten ab, daß sie durch ihre verkehrte Aufführung das Vertrauen der Nation verwürkt hätten, und nicht länger fähig wären, ihre bisherigen Stellen zu

bekleiden. Doch könne ihnen, in Rücksicht auf ihre vormaligen und langen Dienste, die Beybehaltung ihres Charakters und ein Jahrgehalt von 4000 Thaler Silbermünze bewilligt werden.

Die angeschuldigten Reichsräthe kamen gegen diese Sentenz mit nachdrücklichen und ausführlichen Beschwerden ein. Dieser Versuch, ihre Unschuld zu retten, war aber auch völlig wieder vergeblich. Man schickte ihre Einreichungen zurück, und rechnete ihnen einige harte Ausdrücke, die als Beleidigung und Angriff des geheimen Ausschusses ausgelegt wurden, so hoch an, daß sie genöthigt wurden, eine neue gemilderte Erklärung abzugeben.

Inzwischen war das Gutachten des Ausschusses mit einem unvollkommenen Auszuge des Protocolls den Plenis oder den vollen Versammlungen der Stände vorgelegt worden. Es war natürlich, daß der Fall so vieler angesehener und bedeutender Männer eine außerordentliche Sensation erregen mußte. Bey allen Ständen kam es daher jetzt zu sehr lärmenden und tumultuarischen Debatten.

Ein Theil der Ritterschaft und des Adels verwarf die Annahme des Gutachtens, und bestand darauf, daß man jemanden verurtheilen könne, wenn man nicht vorher sein Verbrechen genau wisse. Ihre Gegner erwiederten hierauf, „Staatsgeheimnisse könnten nicht entdeckt werden, und die Stände müßten sich in diesem Stücke auf die Gewissenhaftigkeit und die genaue Untersuchung des geheimen Ausschusses, den sie mit ihrem Vertrauen beehrt hätten, verlassen, und sich an dieser Ueberzeugung begnügen.“ Die Vertheidiger der in Anspruch genommenen Senatoren erklärten darauf, daß man in Criminalsachen nach der Vorschrift des Gesetzes wenigstens die Gegenstimmen sammeln, und die Pluralität untersuchen müsse. Auch dieses Verlangen wurde unter dem Vorwande, daß dergleichen bey Staatsgeheimnissen nicht angehe, abgewiesen. Es blieb also bey Disputen und stürmenden Debatten, während welcher an kein Votiren gedacht werden konnte. Die Unruhe gieng auf dem Ritterhause zuletzt so weit, daß nicht viel daran fehlte, die ganze Versammlung in einer blutigen Rauferey zu sehen.

Der Bürgerstand hatte nämlich schon zwey Tage voller Lärmen und Unruhe über die Absetzung der Senatoren debattirt. Es war hier keine Hofnung mehr, daß man über die Sache einig werden würde. Unter diesen Unruhen gieng ein Mitglied dieses Standes zum Ritterhause und stellte die Nothwendigkeit vor, daß eine starke Deputation des Adels beym Bürgerstande erscheine und durch sein Zureden die Gemüther besänftige und einander näher bringe. Die Gegner der Reichsräthe nahmen diesen Vorschlag mit Freuden an. Mehrere von ihnen drängten sich gleich vorne in die Schranken, und erboten sich zu dieser Deputation. Graf Löwenhaupt war an ihrer Spitze. Die Freunde der Senatoren erklärten nun aber, daß über diese Deputation votirt werden sollte. Geschähe dies nicht, so hielten sie die Deputation für illegal und würden eine eben so starke Gegendeputation an den Bürgerstand abschicken. Dies reitzte Löwenhaupt und seine Partisane auf das heftigste. Man rief pro patria et libertate, und zog die Degen. Ihre Gegner machten sich zur Gegenwehr fertig. Der Tumult wurde schrecklich, und

ein Blutbad war seinem Ausbruche nahe. Da drängte sich General Wrangel hervor, und rief: „Brüder, sagt mir, wollt Ihr hier fechten oder deliberiren? Ihr sollt mich hier eher in Stücken hauen, als ich mir etwas aufdringen lasse! Auch Löwenhaupt gab sich jetzt viele Mühe, seine wüthenden Freunde zu besänftigen. Aber vergebens. Endlich kam Teßin, der wegen Unpäßlichkeit nicht zugegen gewesen war! Er klopfte ungestüm mit seinem Stocke, und rief so lange Ruhe, bis der Tumult sich etwas legte. Die Deputation wurde indeß mit Ungestüm verlangt, und man mußte darin willigen. Ueber vierzig Edelleute, von denen einige ganz ungerufen sich zu der Deputation schlugen, machten sich jetzt nach den Versammlungshäusern der übrigen Stände auf den Weg. Die Hitze, in die sie so eben auf dem Ritterhause waren gebracht worden, kühlte sich sogleich nicht ab. Sie giengen zuerst zu dem friedfertigen Priesterstande, der noch gar nicht in die Absetzung der Senatoren willigen wollte. Man fuhr die Geistlichen äußerst hart an. Mit kalter Entschlossenheit gaben diese zur Antwort, daß die gewalt-

same Art, mit der man sich in ihre Deliberationen mische, und ihnen vorschreiben wolle, offenbar die unverantwortlichste Verletzung ihrer Freyheit sey. Sie erklärten daher die Aeußerungen und das Unterfangen des Ritterstandes für eine Constitutionswidrige Ungebührlichkeit, und sie würden sich nicht zwingen lassen, ihre Meynung zu ändern.

Die Entschlossenheit und ein so gefaßter und unleidenschaftlicher Widerstand hatte Würkung. Die brausenden Deputirten stimmten ihren Ton um, sprachen jetzt nur von wohlgemeinten Rathgebungen, und protestirten gegen die Anschuldigung, daß sie in die Freyheiten des Priesterstandes Eingriff hätten thun wollen. Auch bey den übrigen Ständen führten sie nun die gelindeste Sprache, erhielten indeß auf ihre dringenden Zuredungen keine andre Antwort, als daß man die Sache weiter überlegen wolle.

Der tumultuarische Auftritt auf dem Ritterhause, die lärmenden Scenen in der Versamlung des Bürgerstandes, die Unruhe, die sich über alles dies unter das Volk verbreitete, und der Ueberdruß, länger Stellen zu bekleiden, die

Neid und Haß ihnen absprachen, bewog nunmehr die verfolgten Reichsräthe, selbst ihren Abschied zu fodern. Allein dieser Schritt war jetzt schon zu spät. Sie erhielten die Satisfaktion nicht, die sie durch die freywillige Aufhebung ihrer Aemter suchten. Gleich nach ihrer Erklärung kamen die letzten Beschlüsse der Stände über das Urtheil und Gutachten des geheimen Ausschusses in ihrer Angelegenheit zum Vorschein. Der Priesterstand, der anfänglich so lebhaft ihre Parthie gehalten, und ihre Aufführung vertheidigte, hatte in kurzer Zeit seine Meynung geändert. Er trat dem Beschlusse des Ausschusses bey, schlug indeß bey seiner Ausführung ein gelinderes Verfahren vor. Der Bauernstand, der auch zuerst einstimmig mit der Priesterschaft gegen die Entlassung der Reichsräthe gesprochen hatte, fügte sich jetzt ebenfalls in den Willen des Ritterstandes, und die Bürgerschaft erklärte, sie sey mit der Sentenz des geheimen Ausschusses zufrieden, gebe indeß zur Prüfung anheim, wie weit einige Modification möglich seyn könnte.

Auf diese Art hatten die Hüte einen vollkommnen Triumph. Außer Horn, der sich klüglichst bey Zeiten zurückzog, wurden sechs Reichsräthe auf einmal entlassen. Eine Ministerial-Revolution, wie man sie bis dahin in der schwedischen Geschichte noch nicht gehabt hatte.

Die auf diese Art durch eine gewaltsame Intrigue und gegen alle Billigkeit aus ihren Aemtern gestoßenen Senatoren waren: Graf Gustav Bonde, Graf Samuel Barck, Graf Carl Gustav Hård, Graf Thure, Gabriel Bielke, Graf Ernst Johann Creutz und Graf Eduard Diedrich Taube. Die Sensation des Volks über diese Begebenheit war so groß, daß man auf alle Art das Andenken derselben zu erhalten suchte. Es erschienen eine Menge Broschüren über diesen Vorgang, und unberufene Dichter suchten ihn sogar durch Verse zu verewigen. Von der Art war ein Hexameter, den damals jeder im Munde führte, ob er gleich völlig sinnlos ist, und bloß das quintanermäßige Verdienst hat, die Na-

men der Exsenatoren lateinisch aufzuführen. Wir wollen ihn der Rarität halber hersetzen:

Crux, durus, cortex, trabs, rusticus, atque columba.

Ein Uebersetzer suchte in diesen unharmonischen Umstand Sinn zu bringen, und gab ihn dem gemeinen Volke in den Worten feil:

Kors, hura hårdt sitter barcken, på bielcken! sade bonden til dufvan, d. i. Kreuz, wie hart sitzt die Borke auf dem Balken! sagte der Bauer zur Taube.

Bloß der Graf Taube wurde einigermaßen von dem Verdrusse dieses öffentlichen Schimpfes ausgeschlossen. Ihm allein wurde auf sein Anfodern gleich der Abschied gegeben, und sein Name wurde in der Liste der verabschiedeten Senatoren nicht genannt. Dies geschah auf nachdrückliche Verwendung des Königs, der mit der ältesten Tochter des Grafen schon einige Jahre zur linken Hand getrauet war.

Diese unrechtmäßige Gemahlin des Königs — wir wollen es hier beyläufig anführen — war in ihrem 16ten Jahre an den Hof gezogen worden,

den. Sie war schön und einschmeichelnd, und Friedrich, der überhaupt dem Frauenzimmer nicht abgeneigt war, bewarb sich um ihre Gunst. Das Fräulein Taube war indeß schlau genug, die Leidenschaft und Schwäche ihres königlichen Liebhabers gehörig zu benutzen, und ihren Preis hoch anzuschlagen. Sie erklärte, daß ihre Gewissenhaftigkeit und auch ihre Ehre ihr keinen nähern Umgang erlaubten, ohne die Beruhigung der priesterlichen Einwilligung dazu zu haben. Auch der König hatte so viel Gewissenhaftigkeit, das Unerlaubte seiner Liebe zu fühlen. Die Ergebenheit seiner Gemahlin, die ihm die Krone und alles verschafft hatte, und die nur darauf sann, ihm gefällig zu seyn, mußte ihm die Schändlichkeit seiner ungebührlichen Neigung vorrücken. Um indeß seiner ausschweifenden Leidenschaft den Triumph zu verschaffen, und dem Widerspruche des Gewissens für immer Einhalt zu thun, wählte er jenes Mittel, das gekrönte Wollüstlinge immer zur Hand haben, wenn ihnen die Unschuld entweder aus Klugheit, oder aus dem Gefühle ihres Werths widersteht. Er ließ sich das Fräulein heimlich an-

trauen. So sehr man auch bemüht war, diesen Act zu verbergen, so wurde er dennoch ruchbar und allgemein bekannt, wie das Kebsweib 1733 mit einer Tochter niederkam. Die Nation, die damals, — und zum Theil auch noch jetzt, — die Vorschriften der Religion als heilige Norm ansah, hielt die Bigamie des Königs für eine frevelhafte Verletzung der göttlichen Gesetze, denen auch ein König sich unterwerfen müsse. Man sprach von dieser Sache nur mit Abscheu und innerer Empörung. Man glaubte, diese ungebührliche Verbindung müsse durchaus Plage und Unglück über das Land bringen. Aus dieser Besorgniß, und im tiefsten Gefühle des Aergernisses, welches der König gab, verbanden sich auf dem Reichstage, mit dem wir uns beschäftigen, mehrere Personen, und entwarfen eine Vorstellung, die mit 1 Mos. 21. v. 10. anfieng. (Treibe diese Magd aus mit ihrem Sohne; denn dieser Magd Sohn soll nicht erben mit meinem Sohn Isaac.) Die Hofpartbey gab sich alle ersinnliche Mühe, die Einreichung und Verlesung dieses Memorials zu hintertreiben. Es ge-

lang nur durch den Kunstgriff, die vornehmsten Urheber dieser Motion durch vollgültige Gründe zum Schweigen und auf andere Gedanken zu bringen. Noch andre vergaßen sich in ihrem Eifer selbst so weit, daß sie sich sogar an die Königin — für die in dieser Sache die Unwissenheit das Beste war — wendeten, und sie baten, diesen Unfug zu hintertreiben. Ulrica Eleonora hatte aber die Fassung, die Geringschätzung eines Gemahls zu verschmerzen, der ihre Ergebenheit so sehr verkannte, und sie so wenig zu schätzen wußte. Aber das Murren des Volks wurde doch endlich zu laut und drohete einen unruhigen Ausbruch. Das Fräulein von Taube war 1740 mit ihren beyden Söhnen *) nicht mehr sicher. Ihre Kinder wurden daher abgeholt, und auf die hessischen Güter gebracht, die für sie angekauft waren. Vorher hielten sie sich noch eine kurze Zeit zu Malmö bey Nyköping auf, wohin ihre Mutter ihnen

*) Friedrich Wilhelm, geboren 1737 und Carl Eduard, geboren 1739. Sie wurden während des sächsischen Reichsvicariats 1741 in den Reichsgrafenstand erhoben.

folgen sollte. Allein die Trennung von ihr war dem Könige unmöglich. Er verfiel in einen Trübsinn, der bedenklich wurde. Der Fanatismus, der die Mätresse kurz vorher mit Freuden auf den Scheiterhaufen gebracht hätte, verwandelte sich jetzt in Mitleiden und in jenen bizarren Patriotismus, der den Königen Alles gestattet, wenn sie nur einsehen, daß sie nicht ganz unabhängig von der Meynung des Volks sind. Jetzt konnte das Fräulein Taube bleiben. Man nahm an ihrer Verbindung keinen Anstoß mehr, und die famösen Gerüchte, die man vorher von Tage zu Tage über sie ausprengte, hatten auf einmal ein Ende. *) Nunmehr bewarb man sich selbst um die Gunst einer Person, die man vorher mit Abscheu genannt hatte. Sie vermogte über den König alles, und war nachdem auch gegen die-

*) Man beschuldigte nämlich das Fräulein Taube, daß sie ohngeachtet ihrer Verbindung mit dem Könige mit einem Kaufmann in Stockholm zu vertrauten Umgang hätte. In einem satirischen Pamphlet das 1739 unter dem Titel: Ehrlichs Briefe an seinen Freund Polybius, in Stockholm circulirte, und welches im 10ten Bande des Büschingschen Magazins aufbewahrt ist, findet man S. 202 hierüber eine sehr nachdrucksvolle Stelle.

jenigen, die während jener Unruhen ihre Parthey gehalten und für sie gesprochen hatten, dankbar.

Indem die Nation gegen diese Verbindung des Königs so laut sprach, und viele Geistliche darüber das Anathema schrieen, dürfte man sich vielleicht wundern, wie ein Priester im Lande selbst dreist genug seyn konnte, der allgemeinen Meynung und den religiösen Grundsätzen des Volks durch die Genehmigung einer Doppelheyrath des Königs so gerade hin zu widersprechen. Man wird hierüber nur dann erstaunen, wenn man entweder nicht weiß, oder auch vergißt, daß auch die protestantische Kirche zu jeder Zeit ihre Casuisten hat, die an Gewissenlosigkeit keinem Jesuiten nachgeben. Von der Art dieser verachtungswürdigen Theologen war der Bischof Calsenius von Westerås, der — was für jene Zeiten auffallend ist — weitläuftig den Beweis führte, daß die Vielweiberey nicht gegen die Bibel, sondern nur gegen eine Kirchenordnung sey. Und diese sey kein bindend Gesetz. Der König könne davon dispensiren, wen er wolle; am ersten aber sich selbst. Man erräth

leicht, auf welche Beyspiele in der ersten Behauptung sich dieser spitzfindige Gewissensrath berief. Aber man muß über seine Unwissenheit und Frechheit im zweyten Puncte seines Grundsatzes erstaunen. Bloß Geiz und eine starke Belohnung, die vom Könige wegen Begünstigung seiner Liebschaft zu erwarten war, bewogen den Bischof zu der Frivolität, die Lehren der Religion, deren Apostel er war, so gerade hin zu verdrehen. Das Volk rächte sich an ihm durch Verachtung und Haß. Man characterisirte und schmähete ihn in den Flugblättern, die damals über ihn in Menge zum Vorschein kamen, mit den Worten Esaias, 56, 11. (Diese Priester sind starke Hunde von Leibe, die nimmer satt werden können, keinen Verstand haben, und nur für sich geitzen.) Jedermann fand diese Zeichnung des Bischofs sowohl physisch, als moralisch, höchst treffend. Doch wir müssen zu dem, was auf diesem Reichstage weiter erfolgte, jetzt zurückgehen.

Die Hutparthey begnügte sich nicht mit der Entlassung der benannten sechs Reichsräthe. Auch

alle andre, die ihr System auf irgend eine Art unterstützt hatten, und zu dessen Ausführung nur einigermaßen behülflich gewesen waren, wurden jetzt zur Verantwortung gezogen, und mußten zum Theil auch ohne weitere Untersuchung dafür büßen. Die Mitglieder der auswärtigen Expedition des Kanzley-Collegiums, dessen Chef der würdige Graf Horn gewesen war, wurden ohne alle Ausnahme entlassen. Das härteste Schicksal unter ihnen hatte der Secretär Arkenholz, ein Mann von Talenten und Kenntnissen, aber unbehutsam in seinem Hasse gegen Frankreich, und nicht zurückhaltend genug mit seiner Freundschaft für Rußland. Er war verschiedene Jahre vorher selbst in Paris gewesen, und hatte unter die Bemerkungen, die er auf jener Reise machte, einige Anzüglichkeiten über den damaligen ersten französischen Minister, den Cardinal Fleury, mit einfließen lassen. Aber Arkenholz ließ diese Nachrichten nicht drucken, und mithin konnten sie auch nicht zur allgemeinen Wissenschaft des Publikums kommen. Er hatte indeß die Unvorsichtigkeit, einen von diesen Aufsätzen einem unred-

lichen Freunde mitzutheilen. Der französische Minister in Stockholm erhielt Nachricht davon, und wußte Mittel, sich eine Copie dieses Aufsatzes zu verschaffen. Er besorgte eine Uebersetzung, und schickte diese nach Versailles an den Cardinal selbst. Fleury verlangte damals gleich Satisfaction; aber Arkenholz hatte noch billige Richter. Die Entscheidung der Sache zögerte von Zeit zu Zeit hin. Es sprach für den Angeklagten sehr, daß seine Meynungen nicht publici iuris geworden, sondern bloß Privaturtheile gewesen, die weiter keine Bestimmung gehabt hätten. Arkenholz selbst führte zu seiner Vertheidigung mit an, daß die quästionirten Aeußerungen*) nicht einmal ein Resultat seiner eignen Beobachtungen, son-

*) Die Stelle, welche Fleury so gewaltig übel nahm und für Pasquill erklärte, war folgende:

Si l'on considère avec attention le Ministère present en France, il paroit, qu'il ne puisse gueres être plus mediocre ailleurs que là. Le premier Ministre est un ami des Prêtres et des Jesuites, dont le soin principal est, d'obtruder a un grand nombre d'honnêtes gens plusieurs articles de foi absurdes, qu'ils ne sauroient accepter avec bonne conscience, et il n'a pas tenu a lui, qu'il n'y ait deja eu une grande emotion en France, ou les choses pourroient bien encore al-

dern bloß die Nacherzählung des allgemeinen Urtheils der Franzosen gewesen, so wie er es auch in dem Aufsatze selbst anmerkungsweise angeführt hatte. Allein was er auch zu seiner Rettung sagen mochte, war alles vergeblich, als sein Prozeß auf dem Reichstage 1738 dem geheimen Ausschusse zur Untersuchung und Entscheidung übergeben wurde. Bey seinen jetzigen Richtern war er nicht bloß wegen seines Verbrechens gegen den Cardinal-Minister strafbar. Er hatte in

ler un jour. Ils disent, que, si pour etre un Richelieu ou un Mazarin, il ne falloit qu'un Chapeau de Cardinal, notre pretre seroit un grand Politique. Mais il a donné aussi des grandes preuves de sa foible connoissance dans les affaires, par rapport aux puissances circonvoisines de la France, qui le regardent comme dupe, et avec mepris, sans qu'il s'appercoive de l'etre. Car autrement il seroit contenté d'une demi-douzaine de lourdes fautes d'etat, dont il a signalé ily-a long tems son Ministère, sans qu'il ait besoin d'entasser encore bevue sur bevue.

„Betrachtet man das jetzige Ministerium von Frankreich genau, so scheint es, daß man es nirgends mittelmäßiger, wie da, finden kann. Der Premier-Minister ist ein Freund der Pfaffen und Jesuiten, deren Hauptsorge ist, einer Menge ehrlicher Leute einen Haufen absurder Glaubensarti-

demselben Aufsatze die Untauglichkeit einer Allianz mit Frankreich historisch und politisch erwiesen. Durch die Verfolgung, die sie ihrem Verfasser zuzog, erhielt diese Piece Celebrität, und ihre Abschriften verdoppelten sich. Dies konnte der Hutparthey unmöglich gleichgültig seyn, weil ihre staatskundige Blöße darin aufgedeckt wurde. Um andre von der Annahme solcher Meynungen abzuschrecken, wählte man ein Mittel, zu dem die Gewalt gewöhnlich immer zuerst greift, dessen Erfolg aber beständig

tel aufzudringen, die man mit gutem Gewissen nicht annehmen kann. An ihm hats nicht gelegen daß nicht schon ein starker Aufstand in Frankreich — wo das Ding mit der Zeit noch wohl einmal gehen könnte! — gewesen ist. Die Leute sagen, daß, wenn bloß ein rother Hut dazu gehörte, um ein Richelieu oder Mazarin zu seyn, dieser Pfaff ein großer Staatsmann seyn würde. Von seiner Schwäche in Staatssachen hat er schon große Beweise gegeben, zumal gegen die Nachbaren Frankreichs, die ihn mit Verachtung für einen Dummkopf halten, ohne daß er seiner Schaafsköpfigkeit selbst inne wird. Denn sonst würde er sich mit einem halben Dutzend Staatsböcken, wodurch er seine Ministerschaft ausgezeichnet hat, begnügt haben, ohne von neuen dumme Streiche auf dummen Streichen zu häufen.

sehr unsicher ist, und das oft gerade die Würkungen hervorbringt, denen man entgegen arbeiten wollte. Arkenholz mußte wegen seiner richtigen Staatsgrundsätze, und nebenbey wegen eines nicht unpassenden Urtheils über einen französischen Minister, Märtyrer werden. Die Sentenz verwieß ihn aus dem Lande. Hätte der Unglückliche sein Exil doch bald gesucht! Aber es war noch ein schrecklicheres Schicksal über ihn verhängt. Ein Secretair des Grafen Löwenhaupt, Namens Gyllenstierna, hatte nämlich heimlich starken Umgang mit dem Russischen Gesandten Bestuchef. Dies wurde verrathen, und weil es verdächtig war, arretirte man den Gyllenstierna Abends spät, wie er eben aus dem Hause Bestuchefs kam. Man schleppte ihn zuerst vor seinen Herrn, und hier in der geheimen Commission, die man über ihn niedersetzte, gestand er, in der Hofnung, seine Sträflichkeit dadurch zu erleichtern, daß er dem Russischen Minister wöchentlich Abschriften von den Berichten der schwedischen auswärtigen Minister überliefert habe. Er gab zugleich mehrere Personen an, die um diese Verrätherey wüßten,

besonders aber auch Arkenholz. Man zog Letztern ein, aber er wollte nichts gestehen. Man brachte ihn auf die Marterbank, aber er fuhr fort zu leugnen. Alle übrigen angegebenen Complicen kamen frey; nur Arkenholz wurde zum ewigen Gefängnisse auf Bohus verurtheilt, wohin er auch gleich nachher abgeführt wurde. Der Hauptverbrecher selbst litt, bis auf die Infamie, zwey Stunden an der Schandbühne zu stehen, keine größere Strafe, wie Arkenholz, und wurde auf Zeitlebens nach Calmar gebracht.

Indem das harte Schicksal der eyfrigsten Freunde Rußlands, und die Art, wie die Anhänger des französischen Hofes ihr System geltend zu machen wußten, jeden abschreckte, der engern Freundschaft und Correspondenz mit den Moscowiten länger ein lautes Wort zu reden, ereignete sich eine Begebenheit, die ihrer Abscheulichkeit ungeachtet der Hutparthey doch in einiger Art willkommen seyn mußte, weil eben durch diesen Vorfall die Meynung des Volks nunmehr ganz auf ihre Seite gezogen, und der Haß gegen Rußland bey der Nation jetzt allgemein wurde.

Gleich nach Eröfnung des Reichstags wurde nämlich der Major Sinclair, ein Mitglied des geheimen Ausschusses, nach Constantinopel geschickt, um, wie man öffentlich vorgab, wegen der Schuldreste Carls des Zwölften mit dem türkischen Hofe zu liquidiren. Allerdings hatte er diesen Auftrag. Aber er war nicht das einzige, nicht das wichtigste Motiv seiner Sendung. Sinclair sollte hauptsächlich an einer nähern Allianz mit der Pforte arbeiten, und besonders den Divan zur Fortsetzung des Krieges gegen Rußland ermuntern. Der Wunsch und die Absicht der Hüte war, die russische Macht ganz mit den Ottomannen zu beschäftigen, alsdann selbst loszubrechen, um den Verlust des Nystädter Friedens auf eine leichte und wohlfeile Art wieder gut zu machen.

Ohnstreitig ein sehr lobenswerther Entwurf, dem weiter nichts fehlte, als die Hauptsache: — ein richtiger Calcul. Dieser aber schien von Anfang an die Sache Gyllenbergs und Teßins und ihrer Freunde nicht zu seyn. Daher von dem Augenblicke an, wo die Hutparthey die Direction der Staatsangelegenheiten durch List und

Gewaltthätigkeit an sich riß, eine politische Inconsequenz auf die andre!

Sinclairs Reise mußte dem russischen Hofe Anlaß zu mancherley Verdacht geben. Frankreich hatte jetzt mit Schweden den Subsidien-Tractat geschlossen, der durch die Convention mit Rußland, wie wir gesehen haben, auf die unerwarteste Art rückgängig gemacht wurde. Der französische Minister in Stockholm, jetzt der Graf St. Severin, ein schlauer und intriguanter Kopf, hatte einen entschiedenen Vorzug bey dem jetzigen schwedischen Senate und Einfluß auf alle Geschäfte. Die französische Allianz brachte den Schweden jährlich 300,000 Thaler Hamburger Banco ein, und die Summen, über die St. Severin zu disponiren hatte, um mit allem Nachdrucke für das Interesse Frankreichs im Stillen zu wirken, beliefen sich noch höher. Der französische Ambassadeur in Constantinopel arbeitete damals ebenfalls rastlos an dem Werke, zu dessen Beförderung auch Sinclair ausgeschickt war — an der nachdruckvollsten Fortsetzung des Krieges. Einige Hüte giengen in ihrer übermüthigen Unvorsichtigkeit, und in der sichern

Erwartung entscheidender Vortheile über Rußland so weit, daß sie von den Planen, die man jetzt einleiten wollte, und in kurzem auszuführen dachte, gar kein Geheimniß machten. Man hatte so wenig Discretion, daß selbst unter den Fenstern des russischen Gesandten von den Triumphen gesprochen wurde, die nun erfolgen sollten. Solche Aeußerungen von Privatpersonen, — die aber zum Theil Mitglieder des Reichstags waren, — konnten am Ende freylich als unüberlegtes und folgeloses Geschwätz angesehen werden. Allein der Reichstag selbst gab diesem Geschwätze einen Commentar, der den russischen Hof auf ernstere Folgerungen leiten, und ihn auffodern mußte, auf seiner Hut zu seyn.

Im tiefsten Frieden mit Rußland, mit dem man ohnehin so eben ein Freundschaftsbündniß erneuert hatte, beschloß nämlich der Reichstag, die Armee in Finnland zu verstärken, und die dortigen Festungen auf das schleunigste, theils ausbessern, theils wiederherstellen zu lassen. Es wurden deshalb unverzüglich zwey Regimenter dahin geschickt, und zwar in einer Jahrszeit, die

man nicht ohne Noth zu militairischen Translocationen wählt.

Diese Umstände und noch mehrere Anlässe, die dem russischen Hofe zum Argwohn gegeben wurden, muß man zusammen nehmen, um ein Ereigniß möglich zu finden, das auf den politischen Character der damaligen russischen Regierung einen unauslöschlichen Schandflecken wirft.

Als Sinclair seine Geschäfte in Constantinopel geendigt hatte, trat er im Frühjahr 1739 in Gesellschaft eines französischen Kaufmanns, Namens Couturier, seine Rückreise nach Stockholm an. Beyde unterwarfen sich in Breslau der gewöhnlichen Visitation, und setzten ruhig ihren Weg fort. Nicht weit von Grünberg in Schlesien wurden sie aber von sechs Leuten, unter denen, wie man gleich nachher erfuhr, zwey russische Officiere waren, auf öffentlicher Heerstraße angehalten. Einer dieser Officiere, ein Capitain Kettler, zeigte ihnen an, daß er Ordre habe, sie zu arretiren und nach Breslau zurückzuführen. Sinclair fand dies unglaublich. Er berief sich darauf, man habe sie in Breslau visitirt und ungestört ihre Reise

fort-

fortsetzen lassen. Kettler zog auf diese Einwendung ein Papier mit einem großen Siegel hervor, zeigte es aber weiter nicht, und verlangte von Sinclair die Ablieferung seines Reisedegens. Dieser war gleich muthlos, und ergab sich. Man zwang den Postillion umzukehren, und den Weg zu fahren, den man ihm zeigen würde. Man kam in ein Gehölz, und Kettler erklärte nun, er habe Ordre, ihre Sachen genau zu durchsuchen. Die Koffres wurden abgeladen, und während das Gepäck des Couturier visitirt wurde, entfernte sich dieser mit einem der Officiere, der dazu den Vorschlag that, so lange in den Wald. Jetzt kam die Reihe an Sinclairs Effekten, und auch dieser wurde von dem Lieutenant Lewinsky, dem zweyten Anführer dieser Banditen-Rotte, beredet, während der Zeit sich mit ihm im Gehölze umzusehen. Sie waren einige Minuten fort, als ein starker Schuß fiel. Sinclair wurde im Unterleibe verwundet, fiel aber nicht und suchte zu entlaufen. Lewinsky und drey andre Mörder rannten ihm mit bloßen Degen nach, und erstachen ihn vor den Augen der übrigen auf die unmenschlichste Art. Jetzt besorgte Coutu-

rier ein gleiches Schicksal, warf sich voller Angst vor den Mördern auf die Knie, und bat um Schonung seines Lebens. Lewinsky antwortete ihm: „Seyd nicht bange. Es würde eine Sünde gegen den heiligen Geist seyn, wenn wir Euch was zu Leide thun wollten, da Ihr nichts Böses gethan habt. Aber Euer Reisegefährte war ein Bösewicht, und hat den Tod zehnfach verdient. Er war — diese Aeußerung Lewinsky's wurde bey der nachherigen Aussage von Couturier beschworen, und ist in dieser verwikkelten Mordgeschichte bedeutend — gegen meine Regentin, und Alle, die gegen diese sind, sind auch wider Gott.“

Sinclairs Cadaver blieb in seinem Blute auf der Stelle, wo man ihn ermordet hatte, liegen, und auf diese Greuelscene folgte eine Theilung seiner Effecten. Der zitternde und besinnungslose Couturier mußte sie taxiren, damit keinem der Räuber Unrecht geschähe. Alsdann befahl man ihm, sich wieder zu Wagen zu setzen, und untersagte ihn bey Androhung des Todes, keinen Vorübergehenden anzureden, auch sich durchaus nicht nach den Namen der Oerter zu

erkundigen, die sie passiren würden, und aus dem ganzen Vorfalle überhaupt das tiefste Geheimniß zu machen. Die Straßenräuber ritten neben dem Wagen her, und Couturier kam bey Nachtzeit in — Dresden an. Von hier wurde er auf die Festung Sonnenstein gebracht, wo er beynahe zwey Monate im Gefängnisse saß, und darauf mit 500 Ducaten Schadloshaltung wieder frey gelassen wurde. Gleich nach seiner Ankunft in Stockholm meldete er diesen Vorfall, den man anfänglich kaum glauben wollte. Aber zwey Posttage darauf kamen auch die erbrochenen Papiere Sinclairs mit der Post über Stralsund nach Stockholm, ohne daß man ausfindig machen konnte, woher und von wem sie überschickt worden.

Ein solcher Frevel, der auf öffentlicher Landstraße an einer Person verübt worden, deren Character in einem friedlichen Lande den uneingeschränktesten Anspruch auf Sicherheit hatte, mußte nicht nur die Schweden, sondern auch ganz Europa empören. Der Stockholmer Hof suchte in Wien gleich Satisfaction, da der Mord auf kaiserlichem Gebiete geschehen war. Und

dies konnte dem österreichischen Hofe nicht gleichgültig seyn. Voller Unwillen über diese Ruchlosigkeit, und um seine eigne, und die Ehre seiner Unterthanen zu retten, — da die Meuchelmörder kaiserliche Befehle und kaiserliche Dienste vorgegeben hatten — publicirte Carl VI. eine Declaration, in der deutlich genug gesagt wurde, daß der russische Resident in Warschau Theil an der Sache hätte. Der russische Hof suchte diese Schande so gut als möglich von sich abzuwälzen, und die Kaiserin Anna machte öffentlich eine Erklärung bekannt, worin sie versicherte, daß sie um diese Niederträchtigkeit durchaus nicht wisse, und noch weniger Theil daran habe. Zum Schein, daß dieser Frevel von den Mördern aus eigenem Antriebe verübt worden, wurde auch der Lieutenant Lewinsky in Riga arretirt, und nach Petersburg gebracht. Aber man hat nie von einem Processe gehört, der ihm gemacht worden, noch weniger von seiner Bestrafung, die er als Schänder der Ehre seines Hofes im höchsten Grade verdient hatte. Wahrscheinlich entgieng er derselben nicht; aber sicher nicht deshalb, weil er sein Bubenstück würklich, sondern weil er

es auf die dummste Art ausgeführt hatte. Dem zweyten Hauptmörder, Capitain Kettler, einem gebohrnen Curländer, wurde untersagt, sich je in Petersburg betreten zu lassen. Er veränderte aber seinen Namen und gieng nachdem, wohin er wollte.

Es bleibt wohl ausgemacht gewiß, daß der russische Hof, ohngeachtet seiner Ableugnungen, um den Mord wußte. Aber zur Ausführung dieses Frevels hätte man keine ungeschicktere Leute wählen können. Als Sinclair erstochen wurde, zitterte Kettler, der neben Couturier stand, zuckte die Achseln und stotterte, „es hätte geschehen müssen, aber er wäre dazu nicht im Stande gewesen,“ Empfindungen und Aeußerungen, die seinem Herzen allerdings Ehre machen, die sich aber mit seiner Willfährigkeit zu diesem Bubenstücke nicht reimen. Selbst Couturier wundert sich in seinem Berichte über die Unvorsichtigkeit der Meuchelmörder, nicht auch ihn und den Postillion bey Seite zu schaffen. Sie begnügten sich damit, beyde durch einen Eid Verschwiegenheit angeloben zu lassen, und hielten sich dann für sicher.

Die kaltblütige und formelle Procedur bey dem Arreste und nachher auch bey dem Morde selbst, die fernere Behandlung Couturiers, die Erklärung des Wiener Hofes — alles bewies, daß der Vorgang kein Privat-Complott war, zu dem man es von Seiten des Petersburger Hofes so gerne machen wollte, sondern daß höherer Einfluß den ganzen schändlichen Vorfall eingeleitet und betrieben hatte. Und jeden übrigen Zweifel hierüber hebt das Factum, daß der russische Minister zu Stockholm, Bestuchef, einige Zeit vorher das Portrait des Major Sinclair nach Petersburg geschickt hatte.*)

Ob man unter dem Raube Sinclairs die politischen Eröffnungen und Aufschlüsse fand, die der Petersburger Hof zu haben wünschte, ist nie bekannt geworden. Unter den Papieren, die erbrochen und zum Theil nicht auf die sauberste Art behandelt nach Stockholm überschickt wurden, befanden sich insonders nur die Quittungen, die Sinclair über Carls Schulden beygetrieben hatte.

*) S. Lagerbring S. 329.

Während dieser Unglückliche von seinen Freunden und den Gegnern Rußlands nach seinem tragischen Tode in Denkschriften aller Art gepriesen, und als Märtyrer seines Patriotismus vergöttert wurde, machten die Vertheidiger des Petersburger Hofes ein lügnerisches Epitaph auf ihn bekannt, in welchem er nicht als der beste Mann charakterisirt wird. Es werden ihm darin Dinge zur Last gelegt, die, wenn sie völlig erwiesen wären, seinen Mord und die Art, wie er verübt wurde, zwar nicht rechtfertigen, aber doch in etwas entschuldigen würden. Wir rücken dies Stück ein, weil es selten ist, und bey der Beleuchtung dieses, schon an und für sich und noch mehr durch seine Folgen merkwürdigen Vorfalls nicht aus der Acht gelassen werden darf. Es lautet:

Hic jacent ossa N. Sincleri.
Quem si ullus Deus amasset, plus annis decem
plus jam viginti mortuum esse oportuit;
nam quum ante annos XVIII. captivus in Russia
Commilitonem ac Sodalem, imparatum, nec metuentem
scelus,
surrepto illius gladio, trucidasset,
promeritam poenam,

pacis, sub id tempus cum Suecis initae, beneficio
distulit quidem, sed effugere non potuit.
Malis quippe artibus semper deditus
anno superiore exercitum Russicum clandestinus Explorator
nomine atque titulo saepius commutato,
quantum potuit, circumiit, scrutatus est
et quae Russis exitio essent consilia
ad hostem detulit,
ut vel hinc appareat
quanto in errore illi versentur,
qui humilitatem et turpitudinem Viri, tot probris contaminati
atque ad infames excursiones adhibiti
a personae publicae dignitate non discernunt.
Foedus arctissimum inter Suecos et Turcas ut conciliaret mirum in modum laboravit.
Quo facto ut Reipublicae Christianae pessime consuluit,
ita praesertim adversus patriam imprudenter se gessit.
His facinoribus cognitum Nemesis assecuta est.
Impie ac nefarie judicant,
qui suprema auctoritate hanc caedem perpetratam existimant.

Aquila,
tam multis victoriis aperto marte ab hoste reportatis inclita,
Latronum ac percussorum ope non indiget,

nec tanti erat mors hominis,
cujus vitam nemo prudens vitiosa nuce emisset.
Caveant igitur malevoli,
ne tranquilla, dum non lacessitur, aquila
tot subinde injuriis provocata iras colligat
nec fulmine ejus attoniti
Jovis alitem
sero agnoscant.

d. i.

Hier liegen die Gebeine N. Sinclairs, der, wenn Gott ihn irgend lieb gehabt hätte, schon vor 10, ja vor 20 Jahren hätte sterben müssen. In seiner Gefangenschaft in Rußland mordete er vor 18 Jahren einen wehr- und arglosen Freund und Cameraden, dem er vorher heimlich seinen Degen entrissen hatte. Durch Begünstigung des um jene Zeit mit Schweden geschlossenen Friedens entgieng er der verdienten Strafe zwar auf einige Zeit; aber ihr ganz entlaufen konnte er nimmer. Bösen Ränken beständig ergeben, umschlich er im vorigen Jahre unter oft verändertem Namen und Character als Spion die russische Armee, kundschaftete heimlich aus, und überbrachte dem Feinde für Rußland verderbliche Anschläge. Schon hieraus leuchtet hinreichend ein, wie gewaltig diejenigen irren, welche die Verworfenheit und Schande eines durch so viele Bubenstücke gebrandmarkten und zu ehrlosen Streifereyen gebrauchten Menschen von der Würde einer mit öffentlichen Aufträgen versehenen Person

nicht unterscheiden. Auf alle Art arbeitete er an einer engen Verbindung zwischen den Schweden und Türken, und sorate hierdurch nicht nur schlecht für das Beste der Christenheit, sondern handelte eben dadurch auch höchst unüberlegt gegen sein Vaterland. Verschollen wegen dieser Unthaten ereilte ihn endlich die Rache. Gewissenlos und boshaft urtheilen alle, welche glauben, daß sein Mord auf höchsten Befehl verübt worden. Der Adler, hehr durch so viele über den Feind offenbar erhaltnen Siege, bedarf des Arms des Straßenräubers und Meuchelmörders nicht. So viel war auch nicht an dem Tode eines Menschen gelegen, dessen Leben kein Vernünftiger um eine taube Nuß würde erkauft haben. Hüten sich daher die Uebelgesinnten, daß der Adler, der unbeneckt ruhig ist, durch so viele Beleidigungen gereizt, nicht endlich ergrimme, und sie durch seinen Blitz erschreckt, zu spät inne werden, daß er der Waffenträger Jupiters sey.

Die Antipathie gegen Rußland hatte sich bisher hauptsächlich nur noch auf denjenigen Theil der Nation erstreckt, auf welchen die französischen Inspirationen und Einflüsse zunächst wirken konnten. Das Volk selbst hatte noch keine Parthey genommen. Dergleichen überließ es seiner Deputirten und Repräsentanten, und bey seiner gewöhnlichen politischen Indolenz war

es ihm völlig gleichgültig, ob der Petersburger Hof oder das Ministerium zu Versailles in der Allianz mit Schweden den Vorzug habe. Aber nach Sinclairs Ermordung erwachte auch der Ehrgeitz des Volks und auch seine Stimme wurde laut. Nun verlangte die Nation allgemein Genugthuung wegen jener Beleidigung. Man wünschte nun allgemein einen Krieg mit Rußland.

Es läßt sich von selbst leicht erachten, daß eine solche Stimmung des Volks der nun völlig herrschenden Hurparthey sehr willkommen seyn mußte. Sie entsprach durchaus ihren Entwürfen und ihren politischen Neigungen. Der jetzige Reichsrath war dem französischen Interesse ganz und gar ergeben, theils, weil viele Mitglieder desselben dies System für ihre Privatvortheile am heilsamsten fanden, theils auch weil diejenigen Senatoren — es waren ihrer aber nur wenige — an welche die Schlauheit der Corruption sich nicht wagen durfte, durch trügerische und blendende Vorstellungen in ihrer falschen, aber wohlgemeinten und desto eigensinnigern Politik bestärkt wurden. Es verdient übrigens bemerkt zu werden, daß die Wahl dieser

neuen Senatoren beynahe mehr Mühe kostete, als die Verdrängung der vorigen. Unter drey und zwanzig Personen, denen diese Stellen — ehemals das Ziel des Ehrgeitzes — angeboten wurden, lehnten vierzehn dieselben ab. Unter diesen war auch der Graf Teßin, der übrigens seinen Einfluß und seine Projecte durch diese Ablehnung nicht verkümmerte, indem er sich dagegen die Stelle eines Ambassadeurs am französischen Hofe zu verschaffen wußte; ein Posten, der jetzt um so wichtiger und bedeutender war, da nach dem Geständnisse der schwedischen Geschichtschreiber selbst alle vorzüglichen Angelegenheiten Schwedens nunmehr in Versailles betrieben und — entschieden wurden.

Die Folgen dieser kriegsüchtigen Stimmung der Nation und des Charakters der jetzigen Regierung äußerten sich bald. Bevor der famöse Reichstag von 1738 und 39 auseinander gieng, machte der geheime Ausschuß den förmlichen Entwurf zu einem Kriege gegen Rußland. Daß Frankreich an diesem Entwurfe Theil gehabt und ihn besonders betrieben habe, bedarf kaum der Erwähnung. Nach diesem Plane sollte Schwe-

den gegen Rußland losbrechen, sobald die politischen Conjuncturen nur einigermaßen dazu rathen würden. Und dieser Fall würde eintreten, sobald man der Neutralität Dänemarks, der Ruhe Preußens und eines nachtheiligen Ausschlages des Türkenkrieges für Rußland versichert seyn könnte. Ueberdem rechnete man auf innere Unruhen, die bey der nächsten Thronsuccession in Rußland unvermeidlich seyn würden, auf die Unterstützung der Pforte oder wenigstens auf einen Separat-Frieden derselben mit Oesterreich und — auf die Subsidien Frankreichs, die in diesem Falle vorausbezahlt werden sollten.

Man kann nicht läugnen, daß dieser Plan seinem ganzen Umfange nach jedes Erforderniß der Circumspection hatte. Allein eine wichtigere Frage war, ob die Conjuncturen, auf denen das schwedische Ministerium seine künftigen Siege im Voraus gründete, jemals so richtig zusammentreffen würden, als man sie in diesem Entwurfe berechnet hatte. In der präsupponirten Art trafen sie nicht ein; allein das Glück begünstigte diesen Entwurf nachdem auf die un-

erwartetste Art. Aber der Erfolg seiner Ausführung war dennoch höchst unglücklich. Diese Möglichkeit eines unglücklichen Erfolgs fiel indeß den Urhebern dieses Projects und ihren Freunden auch nicht auf die entfernteste Weise ein. Ihre Präsumtion und ihr unbegreiflicher politischer Leichtsinn gieng im Gegentheile so weit, daß sie zu eben der Zeit, als die Ausführung dieses Projects mit Frolocken gut geheißen wurde, auch schon die Bedingungen entwarfen, unter welchen den Russen demnächst der Friede bewilligt werden sollte. „Es könnte seyn, sagte der Bischof Benzelius, Sprecher der Geistlichkeit auf dem Reichstage 1741, auf welchem der Krieg gegen Rußland beschlossen wurde, daß wir künftig keinen so patriotischen Landmarschall hätten wie diesmal. *) Es wäre daher wohl rathsam und nothwendig, zugleich die Friedensconditionen zu entwerfen, von denen auf keine Art abzugehen wäre."

*) S. Anmerkung über das Betragen des Schwedischen Ministerii und den Ursprung des 1741 mit Rußland angefangenen Krieges. In Büschings Magazin Th. 2. S. 349.

Und dies geschah auch würklich. Man authorisirte eine Deputation von 11 Männern, unter denen sich auch ein Mitglied des Bauernstandes befand, zur Abfassung der Friedensbedingungen. Ihren Entwürfen und Beschlüssen wurde im voraus eben die Kraft und Gültigkeit gegeben, als wenn sie von den sämmtlichen Ständen herrührten. Und diese Friedensbedingungen selbst — das Werk der lächerlichsten Voreiligkeit — waren so beschaffen, daß das Bewußtseyn und Gefühl der überwiegendsten innern Macht, und die vollkommenste Ueberzeugung von der Schwäche und Unbedeutenheit des Gegners sie nicht übermüthiger und vermessener hätte eingeben können. Des Sieges über Rußland auf jeden Fall gewiß, gab man nach dem Verhältnisse des größern oder mindern Glücks, welches die schwedischen Waffen haben würden, einen dreyfachen Maasstab an, nach welchem dem russischen Hofe der Friede sollte zugestanden werden. Sobald nämlich das bedrängte Rußland um Frieden nachsuchen würde, sollte es, bevor Schweden sich auf einen Waffenstillstand einließe, vorläufig ganz Carelien, Kexholm, Wiburg,

Petersburg, Nöteburg, Kronstadt und Kronschloß mit dem ganzen Nevastrom abtreten. In den Friedensnegotiationen selbst wollte man alsdann auf die Cession von ganz Liefland, Esthland, Ingermannland, auf die Zurückgabe der Inseln, die Schweden ehemals besessen, auf die Abtretung des ganzen Ladoga-Sees u. s. w. dringen. Im Falle aber den schwedischen Waffen zu Wasser und zu Lande ein Unglück zustoßen, oder durch die Misgunst fremder Mächte ihre Siege gehemmt werden sollten, wolle man sich mit Esthland und denjenigen Abtretungen, die in den obigen Präliminarien angeführt worden, begnügen. Und wenn endlich, wider alles Vermuthen und gegen alle politische Wahrscheinlichkeit, der Krieg durch Einmischung fremder Mächte für Schweden weniger glücklich ablaufen sollte, so wolle man mit der Einräumung dessen, was diese Präliminarien anführen, zufrieden seyn, und ausserdem noch sich ausbedingen, daß Rußland auf der Lief- und Esthländischen Küste künftig keine Kriegsschiffe und Galeeren halten, und eine freye Getraideausfuhr nach Schweden gestatten solle.

Das

Das Uebermaas von Patriotismus, das diese Prätensionen eingab, war vielleicht Schuld daran, daß man an den Fall eines völlig unglücklichen Krieges, bey dem jede Foderung nicht nur wegfallen, sondern ausserdem noch neuer Verlust erfolgen würde, gar nicht dachte. Wir werden mit Erstaunen sehen, wie der Erfolg den Erwartungen und Vorausberechnungen der schwedischen Friedensvermittler entsprach.

Drey Monate nach dem unruhigen und langwierigen Reichstage 1738, *) während dessen auf jeden Fall schon ein Krieg gegen Rußland beschlossen war, schlug der Reichsrath Sparre im Senate vor, von Neuem 7000 Mann Infanterie und 3000 Mann Cavallerie mit dem nöthigen Geschütze, nach Finnland zu schicken. Er führte dabey an: „daß der fortdauernde Krieg der Russen mit den Türken und die Verhältnisse Schwedens jetzt zum Ausbruche der Feindseligkeiten gegen Rußland riethen. Käme es auch würklich nicht zu Thätlichkeiten, so könne man doch durch diese drohenden Maasregeln den Rus-

*) Er wurde erst am 23sten April 1739 geschlossen, und dauerte also wider Gewohnheit 11 Monate.

fischen Hof, dem die Türken genug zu schaffen machten, und der sich daher in keinen neuen Krieg einlassen würde, zur Abtretung von Wiburg, Ingermannland und Petersburg zwingen.“ Diese Meynung hatte unverzüglich die Pluralität im Senate, und nur vier Reichsräthe wioersprachen ihr. Unter diesen führte der Reichsrath Ackerhielm wiederholt und mit Nachdruck an, daß man dem Russischen Hofe unverdienter Weise die Ermordung Sinclairs zur Last lege, und man habe kein Beyspiel in der Geschichte, daß Länder und Städte durch bloße Drohungen wären erobert worden. Sobald Rußland sich von Schweden bedrohet sähe, würde es mit den Türken Friede schließen, und seine ganze Macht gegen seinen neuen Feind wenden. Ueberhaupt wäre jetzt gar noch nicht der Zeitpunkt, und auch das Verhältniß der Conjuncturen noch nicht so beschaffen, wie der bekannte Plan es voraussetzte, wenn die Entwürfe gegen Rußland mit Glück ausgeführt werden sollten.

Aber diese Vorstellungen waren fruchtlos, selbst da noch, als man in Stockholm nicht nur Nachricht von dem entscheidenden Siege der Rus-

sen bey Choczim, sondern auch selbst schon gewisse Zeitungen von dem Frieden zwischen Rußland und der Pforte hatte. Auch der König äußerte seine Bedenklichkeiten gegen den vorgeschlagenen Truppen-Transport zu drey wiederholten Malen. Aber gleichfalls vergebens. Die Truppen giengen noch um 1000 Mann stärker, als der erste Anschlag gerathen hatte, im October würklich nach Finnland ab.

Obgleich von Seiten Schwedens noch keine förmliche Kriegserklärung an Rußland erfolgt war, so konnte doch die Zusammenziehung einer Armee von einigen zwanzig tausend Mann an den Russischen Grenzen für eine würkliche Kriegsdeclaration gelten. Natürlich nahm der Russische Hof den Transport auch so auf, und traf die nöthigen Maasregeln. Die schwedische Regierung ließ ihm hiezu auch bequeme Zeit. Sie schien im vollen Ernste zu erwarten, daß gleich nach der Erscheinung der neuen Truppen in Finnland, Rußland sich die drohenden Feindseligkeiten mit einer freywilligen Aufopferung der verlangten Districte und Städte ohne Schwerdtstreich vom Halse kaufen würde. Denn die

Truppen zogen nach Finnland, ohne Auftrag und Befehl zu kriegerischen Operationen zu haben, und ohne daß überhaupt irgend ein Kriegsplan entworfen war. Bey ihrer Ankunft in Finnland war ihnen der Weg nach Petersburg offen. Sie hätten diese Residenz ohne Widerstand wegnehmen können, da die russische Armee unter Münnich und Lascy noch in der Moldau und Krimm war. Diesen vortheilhaften Zeitpunkt benutzten die Schweden indeß nicht. Statt anzugreifen und zu erobern, giengen sie in die Winterquartiere. Noch mehr; selbst nach der Kriegserklärung agirten die schwedischen Truppen, (eine kleine Exkursion über die russische Grenze, bey der aber nichts vorfiel, ausgenommen) nie offensiv. Dies überließen sie den Russen, denen sie die Feindseligkeiten angekündigt hatten. Nie ist überhaupt wohl ein Krieg verkehrter und unüberlegter geführt worden, wie dieser!

Nach dem erwähnten Projecte des geheimen Ausschusses sollten die Thätlichkeiten gegen Rußland nur unter stillschweigender Genehmigung und Neutralität Dänemarks angefangen werden,

An diese wichtige und nothwendige Bedingung hatte der Reichsrath aber bey der Eilfertigkeit seines Entschlusses nicht gedacht. Es ließ sich erwarten, daß der Dänische Hof die kriegerischen Vorkehrungen in Finnland nicht mit Gleichgültigkeit ansehen würde. Er wollte die Ruhe im Norden nicht unterbrochen wissen, Rußland war sein Alliirter und es erfolgten Erklärungen, die vielleicht zu der unbegreiflichen Unthätigkeit der Armee in Finnland hauptsächlich beytrugen. „Man hätte gewünscht und erwartet, hieß es in einer sehr ernsthaften Sprache, daß der Kopenhagener Hof über diese Anstalten wäre zu Rathe gezogen worden, und es wäre tauglicher gewesen, wenn zur Befriedigung Schwedens gelindere Mittel wären ersonnen worden, am wenigsten solche, die einen gefährlichen Krieg nach sich ziehen dürften. Fienge Schweden, seinem eigenen Interesse und der genommenen Abrede zuwider, einen Krieg an, so würde Dänemark sich nicht entbrechen, Rußland zu unterstützen.“ Auf die Beschwerden, die Schweden gegen Rußland in Kopenhagen anführte, und wodurch es seine genommenen Maasregeln rechtfertigen

wollte, antwortete das Dänische Ministerium: „Es könne sich von der Rechtmäßigkeit dieser Beschwerden nicht gehörig überzeugen, sondern glaube vielmehr, daß Rußland eben so große Befugniß habe, über Schweden zu klagen.“

Der französische Minister in Stockholm hatte geglaubt, und man hatte ihn auch versichert, daß Dänemark um den Truppentransport nach Finnland wisse. Dies glaubte man auch in Versailles. Und wie erstaunte man, als durch die erwähnten Erklärungen das Gegentheil bekannt wurde. Frankreich nannte den Truppentransport jetzt einen höchst unüberlegten unvorsichtigen Schritt, und gab sein äußerstes Misvergnügen über diesen unpolitischen Streich ohne Rückhalt zu verstehen.

Aber der Streich war einmal geschehen. Die Truppen waren in Finnland, verzehrten, wie der Reichsrath Ackerhielm warnend vorhergesagt hatte, in Unthätigkeit die Magazine, und mußten bey dem würklichen Ausbruche des Krieges nachher hungern. Ihre Besoldung fiel überdem dem Lande sehr zur Last. Das Volk, das nicht den mindesten Erfolg von der

finnischen Expedition sah, von der es sich doch so große Vortheile versprochen hatte, fieng an zu murren. Jetzt bereuete der Reichsrath sein übereiltes Unternehmen. Aber es war zu spät. Man glaubte und behauptete, die Truppen nicht zurückziehen zu können, ohne das Reich zu beschimpfen. Und welchen Vorwürfen, welcher Verantwortung hätten sich in diesem Falle die Männer ausgesetzt, die ein so kostbares aber am Ende völlig unnützes und lächerliches Unternehmen eingeleitet und befördert hatten!

In dieser Verlegenheit blieb dem Reichsrathe nichts übrig, als die Zusammenberufung eines neuen Reichstags, auf dem die Entscheidung des finnländischen Zuges, und die Wahl zwischen Krieg und Frieden mit Rußland dem Willen der Nation überlassen werden sollte. Dieser Reichstag wurde unter dem 14ten August auf den 4ten December 1740 ausgeschrieben.

Das Glück, das schon öftrer den verkehrtesten Planen zu Hülfe kam, rettete auf die unvermutheste Art die Entwürfe der schwedischen Senatoren. Einige Wochen nach der Convocation der Reichsversammlung, am 20sten Octo-

ber, starb Carl VI. Und acht Tage nachher wurde auch der russische Thron durch den Tod der Kaiserin Anna Iwanowna erledigt. Schweden hätte sich keine günstigere Umstände zur Durchsetzung seiner Projecte gegen Rußland wünschen können, wie diesen zwiefachen Sterbefall.

Frankreich hatte die Macht des österreichischen Hauses, die seinen Entwürfen und seiner Herrschsucht so oft im Wege war, schon lange mit scheelen Augen angesehen. Diese Eifersucht wurde noch größer, da seit geraumer Zeit zwischen Oesterreich und Rußland die genaueste Verbindung Statt fand, und die vereinigte Macht beyder Staaten immer gefährlicher wurde. Es war dem Versailler Hofe also daran gelegen, so viel möglich beyde Mächte, besonders aber Oesterreich zu schwächen. Der unverhofte Tod Carls VI. — er starb in einem Alter von 55 Jahren — schien hiezu die beste Gelegenheit und das beste Mittel an die Hand zu geben. Fast alle europäische Mächte hatten zwar die pragmatische Sanction garantiret, nach welcher die österreichischen Staaten auf ewig un-

theilbar seyn, und nach Abgang des männlichen Stammes auf die nächste Anverwandtin des letzten männlichen Besitzers, nach dem Rechte der Erstgeburt vererben sollten. Nach diesem Successionsgesetze nahm Maria Theresia, Tochter Carls VI. von den gesammten österreichischen Erblanden ruhigen Besitz. Die meisten Höfe erkannten sie als wahre Erbin von Oesterreich an, und dies geschah auch selbst — von Frankreich. Aber mit der Treulosigkeit und Intrigue, die besonders seit Ludwig XIV. die französische Regierung charakterisirte, arbeitete der Cardinal Fleury zu eben der Zeit, als diese Anerkennung in Versailles geschah, schon an dem Plane, die pragmatische Sanction über den Haufen zu werfen.

Bey dem Tode Carls VI. kannte seine Nachfolgerin nur einen Prätendenten gegen den Inhalt des Successionsgesetzes ihres Vaters. Dieser war Carl Albert, Churfürst von Baiern. Er hatte die pragmatische Sanction nie anerkannt, und protestirte jetzt förmlich dagegen. Er verließ sich auf Frankreich, das ihm versprochen hatte, seine Sache mit Nachdruck

zu führen. Und Frankreich, das so offenbar wortbrüchig gegen Oesterreich und treulos gegen seine kurz vorher gegebenen Versicherungen wurde, schützte zu der Zeit, als es Carln VII. zum Könige von Böhmen und zum teutschen Kaiser krönen ließ, mit der unverschämtesten Chikane und Sophisterey vor, daß es die pragmatische Sanction noch immer respectire, und daß es dem Churfürsten von Baiern, als seinem alten Alliirten, die tractatenmäßige Hülfe gebe, ohne darauf zu achten, zu welchem Zwecke er sie anwende. Bekanntlich nahm auch der Churfürst, um diese hinterlistige Täuschung zu bestärken, den Titel eines französischen General-Statthalters in Teutschland an. Frankreich hatte übrigens bey diesem Kriege, der in der Geschichte immer sehr demüthigend für Teutschland bleibt, und dessen Erfolge für Baiern so fruchtlos und so tragisch waren, keine andere Absicht, als die österreichische Macht gänzlich zu zerstückeln, und sich auf diese Art einen Nebenbuhler seiner Macht auf immer vom Halse zu schaffen.

So groß und weitaussehend auch dieser Entwurf war, so war Fleury doch mehr wie jemals darauf bedacht, die Ausführung desselben mit so wenigem Aufwande von Geld und Mannschaft zu bewerkstelligen, als möglich. Ein Umstand, der dem österreichischen Hause in diesem Kriege sehr zu Statten kam. Um das Project zu erleichtern, war die Hauptsache, Rußland von der Unterstützung Oesterreichs abzuhalten. Dies konnte nicht besser geschehen, als wenn man Schweden zu einem Kriege aufhetzte, und die damaligen innern Unruhen in Rußland auf alle Art beförderte und unterhielt. Die Kaiserin Anna hatte nämlich zu ihren Nachfolger den Prinzen Iwan, einen Tochtersohn ihrer Schwester, der Herzogin von Meklenburg, Gemahlin des Prinzen Anton Ulrich von Braunschweig, bestimmt. Sie hatte also nicht nur die noch übrige Tochter Peters des Großen, die Prinzessin Elisabeth, sondern auch ihre Schwestertochter selbst übergangen. Der Vortheil ihres Sohnes konnte dieser letztern und ihrem Gemahle die Ausschließung von der Succession allerdings erträglich machen. Aber unerträglich

mußte es ihnen seyn, daß ihnen während der Minderjährigkeit des Prinzen auch nicht einmal die Regentschaft überlassen und anvertrauet wurde. Diese erhielt der Günstling der verstorbenen Kaiserin, Herzog Biron von Curland. Es wurde den Eltern des Prinzen zwar leicht, diesen zu stürzen und nach Sibirien zu schicken. Aber Elisabeth war noch da, und bey ihrem Anhange und Ehrgeize eine neue Thronrevolution in Rußland mehr als wahrscheinlich.

Diese vortheilhaften Conjuncturen mußten bey der Eröfnung des Reichstags auf die Gemüther stark würken, und die Grundsätze und Rücksichten, die den Ausbruch des Krieges bisher nachdrücklich widerriethen, nunmehr völlig verdrängen. Und um diejenigen, die etwa dem ferneren guten Vernehmen mit Rußland das Wort reden, und von den Feindseligkeiten abrathen würden, auf alle Art zum Schweigen zu bringen, wählte die Hutparthey ein Mittel, dessen Würkungen für ihre Absichten allerdings sicher seyn konnten, das aber, genau untersucht, wahrhafte Verrätherey, und der unverantwortlichste Betrug gegen die Nation war.

Gleich nach der Eröfnung des Reichstags wurde nämlich eine Deputation des secreten Ausschusses niedergesetzt, die alle auf den projectirten Krieg mit Rußland Bezug habende Angelegenheiten untersuchen und leiten sollte. Um die Nation an den Arbeiten dieser geheimen Commission, nach den Erfordernissen der Constitution, in einiger Art Theil nehmen zu lassen, und die machthabenden Aristokraten auf den Fall eines unglücklichen Ausgang einigermaßen zu sichern, hatte man die Vorsicht, auch von der Geistlichkeit und dem Bürgerstande Mitglieder in diese Commission zu ziehen. Von Seiten der Clerisey wählte man dazu den Bischof Benzelius, von dem man wußte, daß er ganz Hut war. Die Stimme des Bürgerstandes wurde in dieser Commission von dem Bürgermeister Salie geführt, den man auch als einen eifrigen Gegner Rußlands kannte. Ueberdem konnten diese beyden Stimmen die Entwürfe der herrschenden Parthey, wenn sie ihnen auch gerade entgegen gewesen wären, nicht im mindesten hindern, da drey Reichsräthe und zwey Mitglieder des Ritterstandes, die wegen der gegen Ruß-

land zu nehmenden Maasregeln längst einig waren, dieses geheime Conseil organisirten.

Die Nation wußte allerdings um die Existenz dieser Commission. Sie hatte selbige mit Beyfall genehmigt, und verließ sich auf die Treue und Ehrlichkeit ihrer Repräsentanten. Aber die Nation wußte nichts von dem ungemäßigten Constitutorial, das der geheime Ausschuß dieser Deputation zugefertigt hatte, ohne die Stände darum im mindesten zu befragen. Man wird es nicht befremdend finden, daß in Folge dieser Bevollmächtigung das geheime Conseil angewiesen war, die Untersuchung und Beantwortung aller auf die auswärtigen Angelegenheiten Bezug habenden Papiere mit Verschwiegenheit zu betreiben. Aber befremdend ist es, und es war grobe Täuschung der Nation, wenn eben diesem Conseil auch der Eid aufgelegt wurde, von dem ganzen Zustande der Angelegenheiten durchaus nichts zur Wissenschaft des Publikums kommen zu lassen, als was in den Augen des Volks zur Beförderung des Krieges gegen Rußland beytragen könnte. Betrug war es, wenn diesem Conseil untersagt wurde, mit irgend einer Com-

munication hervorzutreten, die eine Sensation hervorbringen könnte, welche dem Bruche mit Rußland entgegen wäre. Selbst der geheime Ausschuß war nicht einmal befugt, Erläuterungen und Aufschlüsse über den Zustand der Reichsangelegenheiten von diesem Conseil zu verlangen. Ein wahrhaft großer und patriotischer Mann, der Bischof Schröder, drang zu Anfange des Reichstags auf solche Erläuterungen, die, wie er sich bedeutend ausdrückte, durchaus nothwendig wären, wenn man nicht Gefahr laufen wolle, falsche Schritte zu thun. Aber er erhielt zur Antwort: „Man könne wegen seines Eides nichts offenbaren.“ — Das Schicksal der Nation hieng also in diesem kritischen Zeitpunkte ganz von dem Willen, den politischen Grundsätzen und Neigungen — und zugleich von der Unerfahrenheit, der Inconsequenz und der guten oder bösen Treue dieses Conseils ab.

Und wie verfuhr dieses Conseil, und ausser ihm der geheime Ausschuß, um seine Anschläge zu befördern, seine Politik geltend zu machen, und — die Nation zu hintergehen?

Dem Minister in Petersburg wurden die kleinsten Umstände der Berichte, die er nach Stockholm zurückschicken sollte, ganz fertig zugesandt. Nach diesen Berichten war die russische Armee durch den letzten Türkenkrieg fast gänzlich aufgerieben. Was Rußland noch an Truppen habe, — log man mit der schaamlosesten Dreistigkeit — sey zusammengeraftes, junges und untaugliches Volk. Die dortigen Officiere seyen fremde Miethlinge, die sich nur ums Geld und ihren eigenen Gewinn, um das Wohl des Landes und der Armee aber gar nicht bekümmerten. Wie die Landarmee, so habe auch die Flotte untaugliches, ungeübtes Volk. Die Nation sey ausgesogen und im höchsten Grade mißvergnügt, und der Hof habe, statt von Fremden und Alliirten Hülfe erwarten zu können, alle seine Nachbaren und Bundsverwandten zu Feinden. *)

Sol-

*) Sheridan's Geschichte der letztern Staatsveränderung in Schweden S. 179. Anm. Vergl. Anmerkungen über das Betragen des schwedischen Ministerii und den Ursprung des 1741 mit Rußland ange-

Solche Schilderungen des Zustandes von Rußland, die geflissentlich unter das Volk ausgestreuet wurden, konnten die beabsichtigte Würkung nicht verfehlen. Und der bisherige Chef der finnländischen Armee, General Buddenbrock, unterließ ebenfalls nicht, die Nation in ihrer kriegsüchtigen Stimmung zu erhalten. Er hatte — wie Sheridan versichert, und seine eigenen Bekenntnisse bey seinem nachherigen traurigen Schicksale es bestätigen — ebenfalls die Anweisung, noch vor dem Ausbruche des Krieges solche Beschreibungen von dem Zustande Finnlands nach Stockholm zu schicken, wie sie den Entwürfen der herrschenden Parthey vortheilhaft waren. Und daß der Graf Teßin, in Absicht der Gesinnungen des französischen Hofes, ähnliche Ermunterungen nach Schweden geschickt, läßt sich von selbst leicht erachten. Er änderte zwar nachher ganz unvermuthet auf einige Zeit sein System, und suchte noch kurz vor dem Ausbruche des Krieges von den Feindseligkeiten gegen Rußland abzurathen. Aber da war

fangenen Krieges. In Büschings Magazin. Th. 2. S. 335. ff.

es zu spät. In dem Augenblicke, als die Hutpartey auf den Krieg drang, wurden Teßins Berichte aus Paris fast bey jedem Deliberationspunkte als entscheidende Motive mit angezogen. Man machte von seiner Correspondenz treulosen Gebrauch, den aber die Beeidigung der Kriegscommission authorisirte. Man führte nämlich nur den Inhalt derjenigen Briefe von ihm an, worin er zum Vortheile des Kriegs sprach, unterdrückte aber alle seine Aeußerungen, die diesem Entwurfe entgegen waren.

Bey Eröffnung des Reichstags, den diesmal der Graf Löwenhaupt — ein eifriger Hut, der genaueste Freund Gyllenborgs und Teßins, ein declarirter Anhänger des französischen Hofes, ein starker Raisonneur, aber der schlechteste General, — als Landmarschall dirigirte, wurde die Frage aufgeworfen: „Ob es nicht rathsam sey, die Truppen in Finnland jetzt zusammen zu ziehen, und sie gegen Rußland feindlich agiren zu lassen?“ — Um die Stände zur Bejahung dieser Proposition desto geneigter zu machen, wurde angeführt, „daß eine friedliche Zurückziehung dieser Truppen der Ehre

des Reichs offenbar höchst nachtheilig und äusserst schimpflich seyn würde. Die auswärtigen Verhältnisse Schwedens wären übrigens jetzt so, daß man sie zur Ausführung des Projects gegen Rußland nicht günstiger und vortheilhafter wünschen könne. Die Conjuncturen, die bey dem Entwurfe dieses Plans als nothwendige Bedingungen seiner Realisirung vorausgesetzt worden, träfen vollkommen ein, und es sey eine sehr große Frage, ob man ihre Combination je wieder so vortheilhaft erwarten könne. Wolle man daher das Beste des Reichs nicht auf eine unverantwortliche Art hintansetzen, so müsse man den Krieg gegen Rußland beschleunigen. Die Armee in Finnland sey stark genug, jeden Widerstand Rußlands zu vereiteln, aber um dem Kriege auf jeden Fall den besten Erfolg zu geben, sey es nothwendig, ohne Verzug auch eine Flotte auszurüsten, die gleich im Frühjahr abseegeln könne."

Dieser Antrag fand bey einigen Mitgliedern des Reichstags stärkern Widerspruch, als man erwartete. Die Debatten wurden so lebhaft und stürmisch, daß es beynahe zu blutigen

Auftritten kam. Man zog die Degen, und ein Hofgerichtsrath Fredenstierna, der den Tumult stillen wollte, wäre beynahe ein Opfer geworden. Die Gährung der Gemüther war äusserst heftig; aber nicht von Dauer, da die Opposition nur schwach war. Der oben erzählte Vorfall mit dem Secretair Gyllenstierna kam überdem dazwischen, und man vergaß über seine Verrätherey, die von neuem gegen Rußland erbitterte, auf eine kurze Zeit den Gegenstand des Streits.

Am 15ten May 1741 gab das Kriegsconseil oder die geheime Vorbereitungscommission ihr Gutachten über die politischen Conjuncturen von Schweden ab. Es war so eingerichtet, wie es der Plan der Hüte mit sich brachte, und wie es beschaffen seyn mußte, um der Nation ihre etwanigen Bedenklichkeiten wegen des Krieges zu benehmen. Allein die Commission hatte die Klugheit, in dem Gutachten selbst mit keinem Worte des Krieges zu erwähnen. Sie wollte der Nation in diesem Stücke nicht vorgreifen, schützte sich dadurch auf jeden Fall vor aller nachherigen Verantwortlichkeit, und sie konnte

das weitere Glück ihres Plans mit Zuversicht der Entscheidung des geheimen Ausschusses und des Reichstags überlassen. Sie führte inzwischen mit an, daß sie auf den Fall eines Krieges eine Hülfe von 9 Tonnen Goldes schaffen könne, die außer den französischen Subsidien ohne alle Gegenbedingung und mit Sicherheit zu haben wären. Woher man diese Summe bekommen könne, wurde nicht angeführt. Man erfuhr nachher, daß Frankreich dazu Hofnung gemacht habe, so bald man Rußland angriffe, und daß der preußische Hof es wäre, der in diesem Falle sich zu dieser Unterstützung verstehen würde. Wie sehr diese Anführung des Gutachtens übrigens würkte, läßt sich daraus abnehmen, daß bey den Debatten über die Feindseligkeiten gegen Rußland von einigen Reichstagsgliedern auch dieser baare Gewinn als Motiv angeführt wurde, sich auf Thätlichkeiten und nicht auf bloße Negotiationen mit Rußland einzulassen. Das Reich, hieß es, hat 9 Tonnen Goldes weniger, wenn man nicht zu Feindseligkeiten schreitet.

Wie dieses Gutachten am 21sten Julius im geheimen Ausschusse vorgelesen wurde, um die Deliberationen und die Entscheidung darüber zum Schlusse zu bringen, wurden gleich die Fragen aufgeworfen: „Ob Schweden länger zögern müsse, diese Conjuncturen zu benutzen? und ob man die Schande des Reichs mehr zu fürchten habe, oder einen Krieg, wenn dieser auch selbst unglücklich ablaufen sollte? Der größte Hazard sey der Ruin und der Verlust Finnlands; dieser aber wäre unter den obwaltenden günstigen Umständen gar nicht zu besorgen. Wenn aber auch dies seyn sollte, so sey ein solcher Verlust keine Entehrung, da auch die tapfersten Nationen dann und wann verlohren hätten. Dem übrigen Europa sey außerdem an der Aufrechthaltung Schwedens gegen Rußland gelegen, und es würde in solchem Falle nicht gleichgültig bleiben. Und wenn man auch hierauf nicht einmal Rücksicht nehmen wolle, so sey noch die Frage, ob es für die schwedische Nation ehrenvoller sey, als ein tapferes Volk mit dem Degen in der Faust zu sterben, oder in Schande, Verachtung und Dependenz zu leben?“

Der Oberstlieutenant Koyet war einer der ersten, der diese Frage beantwortete. Er nahm die Bibel zu Hülfe, und declamirte für den Krieg mit einer Salbung, die aus dem Munde des Deputirten der Geistlichkeit weniger auffallend gewesen seyn würde. „Ich rathe, sagte der heillose Prophet, auf mein Gewissen zum Kriege. Abels (Sinclairs) Blut schreiet um Rache, und wir wollen und müssen im Namen des Herrn offensive agiren. Es ist sündlich, sich auf fleischlichen Arm zu verlassen, aber auch kleinmüthig, über ein rauschendes Blatt zu erschrecken. In des Herrn Hand steht unsre Hülfe und Trost u. s. w.

Fast alle Mitglieder des geheimen Ausschusses waren, der Hauptsache nach, derselben Meynung. Man beschloß sogleich, das Gutachten des Senats einzuholen und dessen Meynung in der Versammlung des Ausschusses zu hören. Dies geschah. Die Reichsräthe Wrangel und Ackerhielm sprachen mit Nachdruck gegen den Krieg. Letzterer nahm seine Gründe aus der Verschiedenheit der russischen und schwedischen Macht her. Er führte an, „daß Rus-

land 40 Rangschiffe und 100 Galeeren und eine Landarmee von 200,000 Mann auf den Beinen habe. Schweden hätte dagegen nur 40,000 Mann, 29 Linienschiffe und 32 Galeeren. Die russische Armee könne überdem sehr leicht rekrutirt werden. Nicht so die schwedische; wenn man anders nicht angesessene Bauern wegnehmen, und ihre Höfe wüste lassen wolle. Rußland habe Victualien und Getraide in Ueberfluß, und könne daher seine Armee ohne außerordentliche Anstrengung unterhalten. Nicht so Schweden, dessen baare Resourcen, ohngeachtet der Vorausbezahlung der französischen Subsidien und der 9 Millionen, auf welche die Vorbereitungscommission sich berufe, nicht einmal für den ersten Feldzug hinreichen würden. Es wäre daher jetzt durchaus nicht rathsam, den Krieg anzufangen, sondern man müsse darauf denken, sich aus der unangenehmen Lage, die der Transport zur Folge habe, mit Ehren herauszuziehen.“ Wrangel berief sich bey seiner Opposition auf den Umstand, daß Dänemark bey der Störung des Friedens nicht gleichgültig seyn würde. Diese Macht und Preußen müsse man durchaus auf

schwedischer Seite haben, wenn der Krieg glücklich seyn sollte; könnte es auch nur gegen die Bedingung geschehen, daß man ihnen Esthland und Liefland verspräche.

Aber diese Gegenvorstellungen und ihre Gründe wurden nicht gehört. Die Pluralität war für den Krieg, und entschied die ganze wichtige Frage mit der Maxime des Livius: Pax servientibus gravior, quam liberis bellum. (Dem Sclaven ist der Friede lästiger, als dem Freyheitsmanne der Krieg.) Jetzt war auch der König für den Krieg gegen Rußland. Er rieth, ohne Verzug zur Unternehmung selbst zu schreiten.

Nie ist ein Krieg eilfertiger, aber nie auch ein Krieg unüberlegter beschlossen worden. Die Mehrheit vereinigte sich im geheimen Ausschusse dahin, daß die Sache noch an demselben Morgen den Ständen vorgelegt, und über den Krieg entschieden werden sollte. Kein Mitglied des geheimen Ausschusses, kein Deputirter sollte eher zu Tische und zu Bette gehen, bevor nicht die Sache abgemacht wäre. Und dies — so wurde in der Expedition an die Stände nach-

drücklich angeführt — müßte mit der möglichsten Geschwindigkeit geschehen, damit der Feind und Verräther nicht Hindernisse und Widersprüche erregen könne. Vergebens erklärten einige Reichsräthe und Deputirte, daß sie ihr Gutachten nicht abgeben könnten, ohne vorher die geheime Correspondenz gesehen und untersucht zu haben. Vergebens widersprachen sie einer Eilfertigkeit, bey der keine gehörige Ueberlegung Statt finden konnte. In Betreff des erstern Punktes beriefen die Enragés sich, statt aller weitern Aufschlüsse auf den Inhalt eines auswärtigen (französischen) Schreibens, wovon die Copie zwar vorgezeigt wurde, von dem aber das Original nie zum Vorschein gekommen ist. Ein Beweis, daß die Authenthie desselben nicht durchaus Probe hielt.

Bey dieser Eilfertigkeit und bey diesem Drange den Krieg gegen Rußland erklärt zu wissen, that ein Mitglied des geheimen Ausschusses den Vorschlag, die Entscheidung der Sache, die nur dem secreten Ausschusse zukomme, nicht an die Plena, oder an die volle Versammlung der Stände gehen zu lassen. Die Besorgniß

eines starken Widerspruchs gab diesen Vorschlag ein. Aber Löwenhaupt antwortete: „Man mache sich die Nation verbindlich, wenn man sie an dem Beschlusse Theil nehmen lasse.“

Und so wurden kurz vor 12 Uhr Mittags die Plena zusammen berufen. Man theilte ihnen das Gutachten des Kriegsconseils, die Meynung des geheimen Ausschusses und der grösern Deputation, und den Inhalt des eben erwähnten Schreibens mit, und noch vor ein Uhr war die Einwilligung der Stände in den Krieg da. Bey der Eile, in der alles geschehen sollte, konnten keine weitläuftige Debatten statt finden. Zudem waren die Gemüther auch so vorbereitet, und zum Theil so überrascht, daß man — ohne weiteres Bedenken einwilligte. Der Ritter- und Bürgerstand nahm die Kriegsproposition schlechthin an. Die Geistlichkeit gab ebenfalls ihr Ja! berief sich jedoch dabey auf die präsupponirten Bedingungen. Und der Bauernstand hatte gegen Krieg und Unfrieden mit Rußland nichts einzuwenden, da der König im Senate dazu sein Votum gegeben hatte. Der Krieg wurde also

noch an demselben Tage beschlossen, und man hatte den Vorsatz, nicht eher zu speisen und sich nicht eher schlafen zu legen, bis darüber entschieden sey, erfüllt. — Sollte man es glauben, daß aus dem schnellen Gedeihen der Erklärung des Krieges ein guter Erfolg geweißagt wurde? Und dies geschah würklich! Aber war es Wunder? Der biblische Koyet hatte das Signal gegeben; der Bischof Benzelius hatte die rigorösen Friedensbedingungen eingeleitet, und — doch, was erfolgte?

Dänemark und Holland gaben sich Mühe, den Ausbruch des Krieges zu hintertreiben. Aber vergebens. England schickte einen außerordentlichen Gesandten nach Stockholm, um vortheilhafte Anträge zur Ausgleichung zu thun. Schwerlich hätte man bey dem einmal entworfenen übermüthigen Plane gegen den Petersburger Hof überhaupt auf die englische Mediation gehört. Aber das sarkastische Betragen des englischen Ministers veranlaßte, daß man auch gar nicht einmal Wissenschaft davon nahm. In seiner ersten Unterredung mit dem Grafen Gyl-

lenborg, ließ sich der unzurückhaltende Britte die beißenden Worte entfallen: Je crois, qu'il faut attendre la dessûs la resolution de la France. (Wir müssen vermuthlich hierüber den Willen des französischen Hofes erwarten.) Leider! war diese Satyre nur allzuwahr: wenigstens bewies man es dadurch, daß man sie so tief fühlte, und so empfindlich ahndete. Unmittelbar nach dieser Unterredung wurde dem englischen Gesandten der Hof verboten. Er reiste auf Befehl seines Hofes 14 Tage vor der Kriegserklärung, ohne Abschied von Stockholm, und gab vorher ein Schreiben seines Souverains ab. Diese Missive wurde indeß nicht erbrochen, sondern beym geheimen Ausschusse ad acta gelegt.

Von den Beschlüssen und dem Willen Frankreichs hieng jetzt auch würklich Alles in Schweden ab. Es misbilligte, wie erwähnt worden, anfänglich die Expedition nach Finnland und rieth von den Unternehmungen gegen Rußland ab. Die schwedische Armee blieb auch unthätig, besonders weil Frankreich es wollte.

Allein die österreichische Succession und die weit aussehenden Plane, die das Versailler Cabinet jetzt entworfen hatte, gaben der finnischen Expedition bald eine entscheidende Bestimmung. Die Versammlung dieser Armee hätte dem französischen Hofe nie passender und willkommner seyn können, wie gerade jetzt.

Sobald dieser Hof am 18ten May 1741 zu Nymphenburg mit Baiern den famösen Traktat, wegen Umstoßung der pragmatischen Sanktion, geschlossen hatte, erfuhr man die Würkungen davon auch besonders in Schweden. Der Minister in Stockholm, Graf St. Severin, erhielt sogleich Auftrag, dem Senate und dem geheimen Ausschusse die Versicherung zu geben, daß, wenn Schweden nunmehr etwa in einen Krieg verwickelt werden sollte, die 1738 versprochenen Subsidien vorläufig auf 2 Jahre um 4 Millionen Livres vermehrt werden sollten. Man möchte indeß diese Vermehrung der Subsidien nicht bekannt werden lassen, damit Rußland keinen Verdacht daraus schöpfe. Einen Monat nachher lief auch schon eine Million die-

ser Subsidien in Stockholm ein; allein mit einem Defecte von 18000 Thalern, da man Bancogeld versprochen hatte, und doch nur eine Million in Livres zahlte. Dieser Defect ist auch nie ersetzt worden. Und unmittelbar darauf, am 5ten und 17ten Juli, erklärte Frankreich: „es wünsche endlich den Entschluß Schwedens über das Verhältniß mit Rußland zu erfahren. Ließe man dies Jahr ungenutzt verstreichen, so dürfte man nachher zu spät kommen, da schwerlich je eine so günstige Gelegenheit sich wieder darbieten würde. Aus einer längern Zögerung würde der französische Hof Argwohn schöpfen und Ursache zu einem gerechten Mißtrauen und zu einem Kaltsinn gegen Schweden haben, den man so leicht nicht werde wieder heben können. Man erwarte daher die schleunigste Resolution, um zu wissen, woran man sey.“ — St. Severin begleitete diese schriftlichen Erklärungen mit der dringenden mündlichen Aeußerung, „ihn in Stand zu setzen, binnen einigen Tagen einen Courier mit dem Finale abschicken zu können. Er fügte — man erkennt hierin die Autorität, die damals das Versailler Cabinet in Stockholm

sich anmaßte, und auch würklich hatte, nur zu sehr! — den guten Rath hinzu: Schweden möge seinen Entschluß so einrichten, daß sein Herr nicht Ursache hätte, in Ansehung dieses Reichs auf lange Zeit neue Maasregeln zu ergreifen.“

Diese nachdrücklichen Erklärungen, dieses Dringen auf schleunigen Entschluß hatten zum größten Schaden Schwedens nur zu viel Kraft. Der Wille Frankreichs war für die Hutparthey, und besonders für diejenigen Mitglieder des Senats und des geheimen Ausschusses, die von der Gültigkeit desselben auf eine triftigere Art überzeugt waren, Befehl und Gebot. Dies macht die beyspiellose Eilfertigkeit begreiflich, mit der man zur Kriegserklärung schritt. Dies macht die Unbegreiflichkeit begreiflich, daß man an dem Tage, wo der Krieg gegen Rußland im Sturme beschlossen wurde, alle andre Rücksichten vergaß. Es liefen nämlich Depeschen von dem Viceadmiral Rojalin ein, worin er meldete, daß die Flotte außer Stand sey, zu dienen, da die Mannschaft theils gestorben, theils krank wäre. Diese Depeschen, die der ganzen Deliberation ohnfehlbar

bar eine andere Wendung hätten geben müssen, wurden von dem Vorbereitungsconseil entweder nicht erbrochen, weil man keine Zeit dazu hatte, oder ihr Inhalt auch geheim gehalten, weil dies nothwendig war.*) „Es ist uns unbekannt, sagten die Räthe Löwen und Meyerfeldt, in wie weit die jetzt gerüstete Armee zu Wasser und zu Lande bey einiger Dauer des Krieges könne unterhalten, und ihr Abgang ersetzt werden. Wir wissen nicht, wie man die Magazine zur rechten Zeit wieder füllen soll. Die 36 Tonnen Goldes, welche uns die Vorausbezahlung der französischen Subsidien und der Zugang, auf den die Vorbereitungscommission hoffen läßt, zusichert, werden im ersten Feldzuge darauf gehen. Wie viel Baarschaft man zu weitern Transporten habe, und wie der Kriegsfond überhaupt beschaffen sey, wissen wir nicht. Aber — nie ist wohl ein inconsequenteres Aber gesprochen worden — wenn Frankreich zu einer

*) Anmerkungen über das Betragen des schwedischen Ministerii u. s. w. a. a. O. S. 344.

Thätlichkeit räth, so muß Schweden wohl etwas wagen. *)

Allein mit welcher Unvorsichtigkeit und nach welchen falschen Rechnungen fieng Schweden, dem französischen Hofe zu Gefallen, dies Wagestück an! Der geheime Ausschuß versicherte die Stände, man könne den Krieg fast allein von fremdem Gelde führen, und wenn man einen Theil der bisher schon bewilligten Contributionen zu Hülfe nähme, so werde das Reich darüber weiter nicht die mindeste Last empfinden. Armee und Magazine wären im besten Stande, und überhaupt alle, den Menschen mögliche Vorsicht so genommen, daß das ganze Werk nur allein auf den Willen und Segen Gottes ankomme. Und in kurzer Zeit erfuhr man, daß diese kecken Versicherungen aufs Gerathewohl gegeben, und über den Kriegsfond gar noch nicht gehörig deliberiret war. Es waren im Allgemeinen 69 Tonnen Goldes berechnet, die zum Kriege könnten verwendet werden. Aber diese Rechnung war mit solcher Freygebigkeit entwor-

*) Anmerk. über das Betragen des Schwed. Minist. u. s. w. a. a. O. S. 342.

sen, daß einige Posten darin über die Hälfte zu hoch angeschlagen waren. Auch hatte der Krieg noch kein halbes Jahr gedauert, die Armee hatte noch nicht die Grenze des Reichs überschritten, als die Resourcen, auf die man sich so dreist verließ, schon erschöpft waren. Man war in der Nothwendigkeit zu dem äußersten Mittel, zu einer auswärtigen Geldanleihe zu schreiten. Es wurden auf allgemeinen Credit des Reichs 4 Millionen im Auslande gesucht, allein diese Geldnegotiation kam nicht zu Stande.

Wie mit dem baaren Kriegsfond, so war es auch mit den Magazinen beschaffen. Man schwatzte den Ständen, besonders den Deputirten des Bauernstandes ein, daß die Vorrathshäuser im besten Stande wären. Und gleich nach dem Ausbruche der Feindseligkeiten litt die Armee Mangel. Daß man bey einer so leichtsinnigen Sorglosigkeit über die Mittel und Resourcen des Krieges an den Entwurf eines tauglichen und geschickten Operations-Plans gar nicht gedacht, ist nun nicht mehr unbegreiflich. Frankreich verlangte die Mittheilung des Operationsplans; allein da man selbst noch nicht

daran gedacht hatte, und auch nachher nicht daran dachte, so begnügte sich das geheime Kriegsconseil mit der allgemeinen Anführung, daß Schweden nach aller Macht in Finnland agiren, und ein hinlängliches Reserve-Corps im Lande behalten wolle, um auf Dänemark zu achten, wenn dieses etwa sich zum Vortheile Rußlands erklären sollte. Den Mitgliedern des Ausschusses und der größern Deputation, die nach dem Operationsplan fragten, gab man die schnöde Antwort: „Dergleichen Communicationen wären nicht nöthig, und die Vorbereitungscommission habe auch nicht die Verbindlichkeit, sich in das Detail des Kriegsplans einzulassen. Graf Spees stellte nachdrücklich die Nothwendigkeit vor, einigen Deputirten den Entwurf eines Operationsplans aufzutragen, weil das Reich sonst in Gefahr kommen könne. Aber man achtete auf seinen Rath nicht, und Graf Löwenhaupt und der Bischof Benzelius antworteten darauf sogar mit schneidenden Ausdrücken; eine Unbesonnenheit, die dem Geistlichen noch einigermassen zu gute zu halten, bey Löwenhaupt aber unverzeihlich war.

Ohne einen sichern und hinreichenden Fond, ohne genugsame Magazine, ohne Plan und — ohne geschickte Heerführer wagte man also den Krieg. Generale, sagt Lagerbring, die sich durch Erfahrung und Einsicht gegründete Achtung erworben, waren Niemand bekannt. Ausländern durfte man das Commando nicht anvertrauen, weil dies den Reichsgesetzen zuwider war. Der König erbot sich zwar, es zu führen, aber man wollte seine Person der Gefahr nicht blosstellen. Den Hauptbefehl über die Armee erhielt der Reichstagsmarschall Löwenhaupt, und nächst ihm der General Buddenbrock, die ihre eigne und die Thorheit derer, welche mit Gewalt zum Kriege riethen, bald nachher mit dem Leben büßen mußten.

Die Gründe, die man zu diesem Kriege anführte, und wodurch man die Nation theils blendete, theils hintergieng, waren außer dem Vorwande der zutreffenden günstigen Conjuncturen, und der ausdrücklichen Auffoderung Frankreichs: die auf die finnische Expedition schon verwendeten Kosten — die Ermordung Sinclairs — die Unerträglichkeit des Nystädter Friedens, den

Rußland dem Reiche aufgedrungen — die Versuche des Petersburger Hofes, den Herzog von Holstein mit Gewalt nach Schweden zu bringen — die Widersetzung eben dieses Hofes gegen die Wahl Königs Stanislaus, und endlich das unnachbarliche und feindselige Benehmen desselben, indem er die Getraideausfuhr nach Schweden theils gehemmt, theils durch die Steigerung der Kornpreise erschweret habe, wodurch Schweden in kurzer Zeit 200 Tonnen Goldes eingebüßt, ohne den Verlust von 33 Tonnen Goldes jährlicher Einkünfte zu rechnen, die Schweden vorhin aus den verlohrnen Provinzen gehabt.

Die förmliche Kriegserklärung wurde noch an demselben Tage, als der Entschluß dazu am Morgen und in der Mittagsstunde vom Ausschusse, der größern Deputation und den Ständen in größter Eilfertigkeit genommen wurde, entworfen, und der Krieg unter Pauken- und Trompetenschall ausgeblasen.

Man schickte die Kriegserklärung dem General Buddenbrock — der das Hauptcommando in Finnland hatte, weil Löwenhaupt noch beym Reichstage war — ohne Verzug zu.

Und Buddenbrock hatte nach dem Beyspiele seiner Committenten die unerklärliche Unvorsichtigkeit, die Kriegsdeclaration gleich nach Empfang an die russischen Vorposten zu schicken. Einige Officiere machten ihm dringende Vorstellungen dagegen, da die Armee noch zerstreut sey, und in einem so coupirten Lande wenigstens in 4 Wochen nicht versammlet werden könnte. Ein Theil derselben war überdem noch nicht einmal in Finnland, sondern noch unterwegs dahin. Aber diese Vorstellungen waren vergebens. Eben diese Rathgeber drangen nachdem auf forcirte Märsche. Allein ebenfalls vergebens. Buddenbrock und die Urheber des Kriegs träumten. Sie bildeten sich fest ein, daß die bloße Kriegserklärung die Russen schrecken und davon jagen würde. Nach dem, was man auf dem Reichstage gesagt und betheuert hatte, durfte man im Falle eines Widerstandes nicht einmal solche Russen fürchten, wie die bey Narva waren. Und von diesen hatten sich 20,000 an nicht mehr als 8000 Schweden auf Gnade und Ungnade ergeben.

Kaum war das schwedische Kriegsmanifest in Petersburg angekommen, als Lascy Befehl erhielt, den Feinden entgegen zu rücken. Er sammelte eiligst bey Wiborg 9000 Mann zu Fuß und 1500 Mann Cavallerie, und rückte auf Willmanstrand los. Lascy hatte Nachricht, daß die schwedische Armee noch nicht zusammengezogen sey, und beschloß, Willmanstrand gleich anzugreifen, um den Feind im Kleinen zu schlagen. Und dieser Streich gelang aufs beste.

Am 22sten August traf Lascy des Abends bey Willmanstrand ein. Hier stand der General-Major Wrangel, den Buddenbrock mit 3000 Mann Infanterie und 300 Carelischen Dragonern detaschirt hatte, um sich zwischen Willmanstrand und Friedrichsham zu postiren, und diesen beyden Festungen, die in dem elendesten Zustande waren und überdem nur eine sehr schwache Garnison hatten, zu Hülfe zu eilen, im Fall der Feind etwas dagegen unternehmen würde. Wrangel erfuhr den Anmarsch der Russen und ihre Absichten auf Willmanstrand früh genug. Er ließ Buddenbrock um schleunige Hülfe bitten. Aber statt diese schleunige

Hülfe zu geben, zögerte Buddenbrock 24 Stunden, und dieser leidige Aufschub war nicht nur für die merkwürdige Affaire bey Willmanstrand, sondern auch für diesen ganzen Krieg entscheidend, und für die schwedischen Waffen unsäglich fatal. *)

Die Russen fiengen am folgenden Tage um 1½ Uhr das Feuer an. Während ein Theil der Schweden seine anfänglichen Vortheile zu hitzig verfolgte, war ein andrer Theil derselben zu feige, indem die gar zu große Uebermacht der Russen zu bald bekannt und leider! auch empfunden wurde. Die Linie wurde gebrochen und die Verwirrung und Unordnung war in kurzer Zeit unter dem schwedischen Corps allgemein. Die Carelischen Dragoner retirirten sich schon bey der dritten Salve des Feindes in die Stadt, und ließen ihre Officiere im Stiche, auf die der Feind nun allein losgieng. Das Tawastehusische Bataillon wollte ihnen zu Hülfe; aber in dem Augenblicke, da der Obrist „Gebt acht“

*) Memoires d'un Gentilhomme Suedois (Comte de Hordt) pag. 18.

commandirte, rief der Capitain Barkenhom „Rechts um kehrt euch,“ und das ganze Bataillon lief ebenfalls davon, und ließ seinen braven Obristen Bildstein und einige andre Officiere im Feuer. Der rechte Flügel stand indeß noch fest, und wehrte sich tapfer. Wrangel eilte dahin, wurde aber stark blessirt. Man trug ihn in die Stadt, wohin sich jetzt Alles in noch ziemlich guter Ordnung retirirte. Die Feinde versuchten hierauf den Wall zu ersteigen, als man auf der einen Bastion eine weiße Fahne ausstekte. Die Russen hielten also mit dem Schießen inne, und der General-Major Yrskul — der vormals in schwedischen Diensten gewesen war — trat auf und rief, man sollte Einige zur Capitulation herausschicken. Allein er wurde niedergeschossen. Eben dies Schicksal hatte bey derselben Absicht auch der russische Obrist Lohmann, gleichfalls ein gebohrner Schwede. Die, welche diese meuchelmörderischen Schüsse thaten, wußten noch nicht, daß die weiße Fahne ausgesteckt war. Nun wurden die Russen wüthend, brachen über die Brücke und den eingestürzten Wall, und fiengen ein schreckliches

Gemetzel an. Die Stadt wurde geplündert, und am folgenden Tage abgebrannt. Außer einigen Flüchtlingen und einem kleinen Corps von Westerbottningern, die sich auf eine heldenmäßige Art durchschlugen, kam von den Schweden nichts davon. Alles wurde entweder niedergesäbelt, oder auch gefangen genommen. Diese Westerbottninger standen während der Aktion, und bis der Feind in die Stadt drang, unerschütterlich. Von den Russen zuletzt ganz umringt, schossen sie vor und hinter sich, formirten ein Quadrat, drängten sich so mitten durch den Feind, und retirirten sich nach Friedrichshamm, wo sie am dritten Tage ankamen. Ihr merkwürdiger, kluger und tapferer Anführer war — ein Trommelschläger, Namens Carlberg. Wie das Regiment alle seine Officiere verlohren hatte, suchte er Wrangeln auf. Er fand den General verwundet und ermattet auf einem Steine sitzen. „Geben sie uns Officiere, sagte Carlberg, wir wollen noch fechten.“ Voll Bekümmerniß und verlassen antwortete Wrangel: „Kannst du, mein Sohn, etwas ausrichten, so hast du meine Erlaubniß, alles was

du kannst zu unserm Besten zu thun.“ Der Trommelschläger eilte zurück, nahm eine Fahne in jede Hand, sammelte den Rest seiner Cameraden und führte seinen Auftrag auf die erwähnte Art heldenmäßig aus. Ein russischer Officier commandirte einige Mannschaft, dies kleine desperate Corps niederzumachen. General Keith aber — eben der, welcher nachdem im preußischen Dienste so berühmt wurde — verhinderte dies. „Es wäre Schade, sagte er, wenn so brave Leute niedergehauen würden.“

Buddenbrock erhielt gleich am folgenden Tage von einigen Flüchtlingen Nachricht von dieser traurigen Niederlage. Er sah sein Versehen ein; allein er konnte es nicht wieder gut machen, da er nur 7 Bataillons bey sich hatte. Er verlohr überdem auf der Stelle alle Fassung, und gab Ordre zum schleunigsten Rückzuge. Einige Wochen nachher hätte er wahrscheinlich sein Versehen redressiren können, da Lascy sich nach der Einnahme von Willmanstrand mit dem größten Theile seiner Truppen wieder in die Nähe von Petersburg zog, weil täglich eine neue Revolution in Rußland erwartet wurde. Keith

blieb nur mit einer geringen regulairen Mannschaft und mit ein Paar tausend Kosacken in der Gegend von Willmanstrand. Es wäre ein Leichtes gewesen, diesen Rest der Russen über den Haufen zu werfen, oder ihn wenigstens über die Grenze zu jagen. Aber die Bestürzung über die unglückliche Eröfnung des Krieges war allgemein, und blieb es bis zum Ende dieses für Schweden so unrühmlichen Feldzuges.

Zu diesem Unglück der Waffen kamen jetzt noch größere und traurigere Unfälle — Krankheiten nämlich und Sterben der Truppen bey der Landarmee sowohl als auf der Flotte. Als Graf Löwenhaupt zu Anfange des Septembers bey der Armee eintraf, bestand sie noch aus 15000 gesunden und tüchtigen Leuten; die Artillerie und 3000 Vacante ungerechnet. Schon damals aber lagen über 2000 Mann in den Lazareten, die nicht auf das Beste versehen waren. Die Krankheiten nahmen zu, je tiefer man in den Herbst kam. Und dies war kein Wunder. Es fehlte an Lebensmitteln, und die, welche man mit Mühe herbeyschafte, waren theils verdorben, theils mußten sie auch auf die elendeste Art

genossen werden. Die Magazine in Friedrichshamm waren schon zu Ende des Septembers leer. Man mußte Proviant aus den Vorrathshäusern zu Borgo und Helsingfors holen, theils in kleinen Böten, theils mit Wagen und Schlitten. Diese letztere Art des Transports kam besonders den Einwohnern theuer zu stehen. Ihre Pferde wurden von den Regimentern auf 20 und 30 Meilen, und so lange gebraucht, als noch Athem darin war. Diese Vorräthe, die man so mühsam herbeyschafte, reichten aber nicht hin. Man mußte selbst in dem armen Finnland Proviant aufsuchen. Und da die Mühlen und Bekkereyen nicht hinreichten, konnte man auch dies Wenige nicht gehörig bereiten. Die Soldaten mußten sich statt des Brods häufig mit gekochtem Getraide behelfen. Dazu kam, daß die Truppen bis tief in den Herbst unter freyem Himmel standen, weil man zu den Winterquartieren nicht früh genug Anstalt getroffen hatte. Die Leute gruben sich in die Erde, um sich vor der Kälte zu schützen. Erst gegen die Mitte des Septembers waren die Winterquartiere fertig. Und diese konnten in einem so wenig bewohnten Lan-

de auch nicht die besten seyn. Eine ganze Compagnie von 150 Mann, 4 Officieren und 6 Unterofficieren mußte sich — wie Graf Hardt versichert *) — in zehn elenden engen Bauerhütten behelfen. War es unter solchen Umständen ein Wunder, daß die Soldaten bey Tausenden erkrankten? Die Infanterie allein hatte in diesem unglücklichen Herbste und Winter über zehntausend Todte. Die Flotte hatte kein besseres Schicksal. Sie bestand aus 21 Linienschiffen und 40 Galeeren, und hatte außer ihrer gewöhnlichen Mannschaft noch 3000 Mann von den Regimentern am Bord, um desto besser agiren zu können. Aber schon im August hatte sie wegen Krankheiten und Sterben kaum so viel Leute, daß die Anker gelichtet werden konnten. Dieser elende Zustand dauerte den ganzen Herbst hindurch. Mehrere Befehlshaber, und unter diesen auch der Viceadmiral Royalin, wurden Opfer der Seuche. Zwey bis dreymal mußten Landsoldaten zur See geschickt werden, und zwey bis drey Jahre nach einander mußten die Matrosen-Rotten sowohl die gewöhnlichen Leute,

*) Memoires d'un Gentilhomme Suedois pag. 23.

als auch die zur Verdoppelung bestimmten stellen. Man war endlich selbst genöthigt, Matrosen von den Kauffartheyschiffen wegzunehmen, um die Flotte vom Untergange zu retten.

Unter diesen traurigen Umständen wagte es Löwenhaupt, im November mit einem Corps von 6000 Mann Infanterie und 450 Drazonern über die russische Grenze zu marschiren. Auch diese Leute wurden von Krankheiten aufgerieben, und kaum die Hälfte davon kam zurück. Bey seinem Vordringen machte Löwenhaupt durch ein Manifest bekannt, daß der Anmarsch der schwedischen Armee in keiner andern Absicht geschehe, als um der Krone Schweden Schadenersatz für das vielfältige Unrecht, das ihr durch die fremden Minister, die eine Zeit her über Rußland geherrscht, zugefügt worden, und Sicherheit für die Zukunft zu verschaffen, wie auch zugleich, um die russische Nation von dem unerträglichen Joche, das ihr diese fremden Minister aus eigennützigen Absichten aufgelegt hätten, zu befreyen, u. s. w.

Aber in dem Augenblicke, da Löwenhaupt dies Manifest zum Vortheil der Prinzessin Elisabeth

beth publicirte, war zu Petersburg die Revolution schon erfolgt, wodurch Elisabeth auf den Thron kam. Sie ließ dem Grafen für seinen guten Willen danken, und erklärte, daß sie bereit sey, sich mit Schweden auf billige Friedensunterhandlungen einzulassen. In dieser Absicht ersuchte sie den französischen Minister in Petersburg, Marquis de Chetardie, dem Stockholmer Hofe ihre Gesinnungen zu eröfnen, und Keith erhielt Befehl, die Feindseligkeiten einzustellen. Zugleich wurde der Capitain Didron, der bey Willmanstrand gefangen genommen war, mit der Nachricht von der in Petersburg erfolgten Revolution und der Contremandirung der russischen Truppen nach Stockholm geschickt. Didron überbrachte seine Aufträge zuerst dem Grafen Löwenhaupt, der nicht nur volle Gewalt über die Armee hatte, sondern auch authorisirt war, Friedensvorschläge anzunehmen und zu beantworten. Löwenhaupt wollte sich anfänglich nicht eher auf einen Waffenstillstand einlassen, als bis ihm zur Sicherheit Wiborg und Kexholm abgetreten wären. Man antwortete russischer Seits auf diese Prätension, daß die Sa-

chen noch zu neu und zu verwirrt wären, als daß man sich jetzt schon auf Bedingungen einlassen könne; man hoffe aber, daß mit der Zeit alles besser durch Negotiationen, als durch Waffen könne ausgemacht werden. Und nun schloß Löwenhaupt, besonders auf Zureden des Marquis von Chetardie, einen Waffenstillstand von 3 Monaten. Unbegreiflich ist die Unvorsichtigkeit, daß er bey diesem Waffenstillstande sich durchaus nichts vorbehielt. Und noch unbegreiflicher und würklich außerordentlich ist es, daß dieser Waffenstillstand nur mündlich verabredet wurde.

Jetzt hatten die Russen Zeit, sich völlig wieder in Ordnung zu setzen. Die Unbestimmtheit des Waffenstillstandes gab ihnen Gelegenheit, loszubrechen, sobald sie in fertigem Stand seyn und es selbst für gut finden würden. Um indeß den Krieg nicht mit Hintansetzung aller Formalitäten wieder anzufangen, wurde Löwenhaupt am 9ten December gefragt: „ob? und unter welchen Bedingungen er zur Unterhandlung des Friedens authorisirt wäre?“ — Beyde gegenseitige Höfe fiengen ebenfalls an, über die Con-

ditionen des Friedens zu tractiren. Die Unterhandlungen giengen durch die Hände der französischen Minister. Die Kaiserin von Rußland erbot sich, alle Kosten, die Schweden von diesem Kriege gehabt, baar zu ersetzen. Aber in Stockholm verlangte man die Zurückgabe aller Provinzen, die unter Carl XII. an Rußland verlohren waren. Eine Foderung, auf die Elisabeth sich unmöglich einlassen konnte, wenn sie nicht den Anfang ihrer Regierung durch die schimpflichste Nachgiebigkeit bezeichnen, und ihre Unterthanen gegen sich aufbringen wollte, zumal da sie diese ungebührliche Foderung mit Nachdruck zurückweisen konnte.

Um indeß den schwedischen Prätensionen Gewicht zu geben, wurde am 10ten December (1741) dem General Löwenhaupt von Stockholm der Befehl zugeschickt, mit der ganzen Armee in Rußland einzubrechen. Löwenhaupt gab zur Antwort: „die Vollziehung dieses Befehls wäre unmöglich. Das Land wäre verwüstet und erschöpft, ein großer Theil der Armee krank, und überdem die Jahrszeit zu einer solchen Expedition nicht tauglich. Die Armee wäre demoh-

geachtet in solchem Stande, daß der König nichts von seinen Foderungen nachzugeben brauchte.“ Diese vermessene Behauptung kostete nachher dem Grafen den Kopf. Und wie unüberlegt sie war, und wie wenig Löwenhaupt dieser dreisten Versicherung Wort hielt, werden wir jetzt mit Erstaunen, und zum Theil auch mit Unwillen sehen.

Am 15ten Februar 1742 kam ein russischer Officier ins schwedische Hauptquartier bey Friedrichshamm, und kündigte dem Grafen Löwenhaupt an, daß der Waffenstillstand am 28sten Februar zu Ende sey, und die Feindseligkeiten wieder ihren Anfang nehmen würden, da die Kaiserin sich auf die von Schweden gemachten Foderungen nicht einlassen könnte. Zugleich erhielt Löwenhaupt Nachricht, daß 50,000 Mann Russen schon im Anmarsche wären. Unsre Bestürzung — sagt ein Augenzeuge, der Graf Hårdt — war allgemein. Wir glaubten, den Feind schon vor den Mauern von Friedrichshamm zu sehen, ob er gleich noch weit davon entfernt war, und in dieser Jahrszeit weder mit so zahlreicher Mannschaft anrücken, noch etwas Wich-

tiges unternehmen konnte. Aber der Schreck läßt der Ueberlegung selten Raum. Löwenhaupt hielt Kriegsrath und man beschloß, auf das schleunigste alle Truppen zusammen zu ziehen, das Land auf eine Meile weit zu verheeren, die Magazine und Vorrathshäuser zu vernichten, die eingefrornen Kriegsschiffe und Proviantfahrzeuge zu verbrennen, und die Kanonen und Pulver-Magazine zu sprengen. Man hatte mit der Ausführung dieses desperaten Entschlusses schon den Anfang gemacht, als man erfuhr, daß die feindliche Armee noch weit entfernt, und daß man bloß durch einige streifende Kosacken allarmirt worden sey. Löwenhaupt ließ in dieser Verwirrung den General Keith um eine Verlängerung des Waffenstillstandes bitten; sein Gesuch fand indeß nicht Statt.

Inzwischen rückten die entlegenern Regimenter nach und nach in das Hauptlager bey Friedrichshamm. Die Eilfertigkeit, mit der dies geschah, rieb eine Menge Leute auf. Besonders litt die Cavallerie dabey unsäglich. Sie mußte in der heftigsten Kälte und bey tiefem Schnee verdoppelte und forcirte Märsche ma-

chen, und hatte zugleich den größten Mangel an Proviant und Fourage. Viele Leute fielen todt von den Pferden. Man scharrte sie in der Eile bloß in den Schnee, wodurch die Wege, die sie passirten, im Frühjahre unerträglich wurden. Außerdem wurden auch zahlreiche Recruten-Transporte nach Finnland geschickt. Der traurige Zustand der finnischen Armee war indeß unter dem Volke schon allgemein bekannt. Es war daher kein Wunder, wenn die Recruten mit Widerwillen und Verdruß zur Armee giengen. Vierhundert Dalecarlier, die zu Stockholm eingeschifft werden sollten, erregten einen förmlichen Aufstand. Sie weigerten sich, eher abzugehen, als bis man ihnen volle Montur und Bewaffnung gegeben haben würde. Man gab ihnen, was sie verlangten. Aber nun foderten sie noch mehr. Sie pochten und wollten nicht eher fort, als bis der König mitkäme. Wild und berauscht lärmten sie in der Stadt umher, und alle Vorstellungen waren bey ihnen vergeblich. Man mußte strengere Maßregeln gebrauchen, um sie wieder zur Besinnung zu bringen. Sie wurden eines Morgens in der Rennbahn von 300

Garden mit 2 Feldstücken schnell umringt, und da sie auch hier noch fortfuhren, sich unruhig zu betragen, so wurde auf der Stelle Standrecht über sie gehalten, und der zehnte Mann zum Tode verurtheilt. Der König milderte indeß diese Sentenz, die übrigens die beste Würkung hatte. Bloß die Aufführer wurden mit Ruthen gestrichen, und einige von ihnen nach Maarstrand gebracht. Dieser Aufstand war einigermaßen das Vorspiel jenes famösen Aufruhrs der Dalbauern, der bald nachher ausbrach.

Die Russen säumten immittelst nicht, gleich nach der Aufhebung des Waffenstillstandes, die Feindseligkeiten in aller Art wieder anzufangen. Im März und April streiften sie bis nach Lappland hinauf, und über 200 Dörfer und beynahe 800 einzelne Häuser wurden von ihnen in die Asche gelegt. Was sie von Magazinen auf ihren Zügen antrafen, ward zerstört, und das Vieh der Einwohner mit Gewalt weggeführt. Diese flüchteten sich haufenweise in die Wälder, und die Noth und der Jammer im Lande waren unbeschreiblich. Das unmenschliche Verfahren der russischen Truppen war indeß nicht bloß Folge

der kriegerischen Feindseligkeiten. Man wollte den russischen Namen bey den Finnen gefürchtet machen, und sie durch Schrecken zum Abfalle von Schweden bewegen. In dieser Absicht wurde auch von der Kaiserin unterm 29. März ein Manifest bekannt gemacht, worin sie erklärte, daß sie dazu beytragen wolle, das Großfürstenthum Finnland zu einem freyen, abgesonderten, und von Niemand abhängigen Staate zu machen, wenn es sich der schwedischen Herrschaft entziehen wolle. Dieses Manifest, und jenes unpassende barbarische Hülfsmittel, das man zu seiner Empfehlung gewählt hatte, verfehlten indeß die gehofften Würkungen. Die Finnen nahmen auf das russische Anerbieten keine Rücksicht, und hörten mit Wärme die Erklärung des Stockholmer Hofes vom 8ten May, in welcher sie auf das kräftigste zur Treue und zum Gehorsam gegen ihren rechtmäßigen Regenten aufgefodert und ermuntert wurden.

Nach Ankunft der neuen Recruten war die schwedische Armee im May übrigens wieder in einem respectablen Stande. Auch die Flotte hatte sich erholt, und konnte der russischen auf

jedem Fall die Spitze bieten. Man hoffte und versprach sich also alles Gute. Löwenhaupt beschloß, den Feind bey Friedrichshamm zu erwarten. In dieser Absicht ließ er den wichtigen Paß bey Mendolax, anderthalb Stunden von Friedrichshamm, durch den Obristen Fröberg mit 2000 Mann besetzen. Von Mendolax streifte ein Corps von 300 Schweden bis zum feindlichen Lager. Es kam ohne bedeutenden Verlust, aber mit der Schreckens-Nachricht zurück, daß die Russen würklich im Anmarsche wären. Und sogleich verließ Fröberg diesen höchst wichtigen Paß, ohne einmal den Feind zu sehen, der 18 Stunden nachher sich dort lagerte. Der Obrist wurde wegen dieses unverzeihlichen Rückzuges nachher zur Verantwortung gezogen. Er berief sich aber auf mündliche Befehle des Grafen Löwenhaupt, und kam mit der Dimission davon.

Als Fröberg mit seinem Haufen bey der Hauptarmee ankam, wurde die Bestürzung allgemein. Löwenhaupt hielt sogleich großen Kriegsrath, und man beschloß, die Festung zu verlassen und sie in Brand zu stecken. Dies geschah

auch am folgenden Abend, den 28sten Junius, obgleich der Generalmajor Bousquet, Commendant der Festung von Friedrichshamm, den Grafen dringend gebeten hatte, ihm zu Hülfe zu kommen, um die Festung zu behaupten. So wie die Garnison die Stadt in Brand gesteckt und sich zurückgezogen hatte, drangen die Russen gleich ein. Sie löschten das Feuer, und fischten eine Menge neuer metallener Kanonen auf, die Bousquet auf Schiffböten zu retten gesucht, aber bey der Eilfertigkeit der Retraite ins Meer hatte werfen müssen.

Nach dem schimpflichen Rückzuge von Friedrichshamm retirirte sich die schwedische Armee über den Kymene-Fluß. Man brannte die Brücken ab, und war entschlossen, den Feind von Neuem zu erwarten. Dies schrieb Löwenhaupt auch an den König. Aber der Feind, der sich bisher mit der Wiederherstellung der Festungswerke von Friedrichshamm beschäftigt hatte, zeigte sich nur, und man verließ auch den vortheilhaften Posten, den man damals inne hatte. Von Stockholm war Befehl da, die Russen wenigstens vom weitern Vordringen abzu-

halten, wenn man sie nicht zurücktreiben könne. Als dieser Befehl ankam, hatte man schon dreymal den festen Entschluß, dem Feinde die Spitze zu bieten, auf die unrühmlichste Art gebrochen. Man beschloß nun von neuem, sich ihm entgegen zu stellen. — Aber, so wie die Russen näher kamen, zog man sich immer weiter zurück, bis endlich die ganze Armee bey Helsingfors am 9ten August von den Russen eingeschlossen wurde.

Lascy hatte den Feind nun völlig in seiner Gewalt, bediente sich seiner Vortheile aber mit einer bewundernswürdigen Mäßigung. Er ließ am 17ten August den Schweden selbst eine vortheilhafte Capitulation antragen, erhielt indeß zur Antwort: „Man würde sich bis auf den letzten Blutstropfen vertheidigen.“ Jetzt fieng Lascy an zu drohen, und es würden wahrscheinlich noch höchst blutige Auftritte erfolgt seyn, wenn die Scene sich nicht plötzlich auf die unerwartetste Art verändert hätte.

Die Generale Löwenhaupt und Buddenbrock wurden nämlich arretirt, und nach Stockholm abgeführt, um sich dort wegen ihrer Aufführung bey diesem heillosen Kriege zu rechtfertigen.

An ihrer Stelle erhielt der Generalmajor Bousquet das Commando über die ganze Armee. Nimmer würde das Schicksal der Schweden in diesem Feldzuge so durchaus widrig gewesen seyn, wenn Bousquet früher die Operationen hätte lenken können. Sogar jetzt noch, da die Armee durchaus keine andre Rettung vor sich sah, als ihr Glück in einer Capitulation zu suchen, hatte er den kühnen und desperaten Entschluß, sich durchzuschlagen. Man hatte Mühe, ihm diesen unausführbaren Vorsatz auszureden, und ihn zur Capitulation geneigt zu machen. Und zu dieser wurde er um so mehr gezwungen, da der größte Theil der Cavallerie ruinirt war. Wegen Mangel an Fourage hatte man nämlich die meisten Pferde theils erstechen, theils fortjagen müssen.

Am 19ten August wurde endlich eine Capitulation unterzeichnet, die in Vergleich mit den ursprünglichen Erwartungen und Entwürfen der Schweden nicht demüthigender, und von Seiten der Russen nicht großmüthiger seyn konnte. Nach derselben mußte alles grobe Geschütz — das zahlreich und gut war — und die ganze

Armatur der finnischen Regimenter, die als Miliz einer eroberten Provinz angesehen wurden, den Russen am 20sten August überliefert werden. Die Regimenter, die aus Schweden selbst waren, erhielten die Erlaubniß, in ihr Vaterland mit voller Bewaffnung, und selbst auch mit ihren Fahnen zurück zu gehen. Aber nur der kleinste Theil davon erreichte Schweden wieder. Die Infanterie wurde äußerst enge zusammen eingeschifft, hatte auf der Rückreise fünf Wochen hindurch widrigen Wind, und beynahe die Hälfte davon wurde ein Raub des Todes. Der Cavallerie gieng es nicht besser, und ein großer Theil derselben unterlag den Beschwerlichkeiten des Weges.

Sobald die Schweden Finnland geräumt hatten, wurde den Landeseinwohnern im Namen der Kaiserin der Huldigungseid abgenommen. Man führte eine Menge Trophäen nach Moscau, und am 25sten October wurde in Petersburg ein Dankfest über den Fortgang der russischen Waffen und den glücklich geschlossenen Feldzug gefeyert. Nie war auch ein Sieg vollkommner. Und doch wurde dem General Lascy in Peters-

burg der Vorwurf gemacht, daß er die Vortheile der Russen nicht genug benutzt, und dem Feinde zu gelinde Bedingungen zugestanden habe. Der glückliche Krieger antwortete auf diese Anschuldigung: „Man müsse dem fliehenden Feinde eine goldene Brücke bauen, und er hätte es für vortheilhafter gehalten, Finnland ohne Blutvergießen in Besitz zu nehmen.

Schwerlich ist auch in einem Kriege weniger Blut vergossen worden, als in diesem, so blutig auch sein Anfang war. Die Russen verlohren indeß in demselben ihren Crasinatioff oder Craschnaschock, jenen verrufenen Hetmann der Kosacken. Man kennt diesen Krieger, der mehr Unmensch und Ungeheuer als Held war, hinreichend, wenn man erfährt, daß er während des letzten Türken-Krieges in Augenblicken der brutalsten und wahrhaft cannibalischen Fröhlichkeit oft Dutzende von Gefangenen vor sich schleppen ließ, und ihnen zum Vergnügen und um die Fertigkeit seines Degens zu zeigen, die Köpfe herunter säbelte. *) Er wurde bey Helsingfors erschossen, wie er bey Nachtzeit

*) Mem. d'un Gentilh. Sued. pag. 36. 37.

mit einem Haufen Kosacken einen Ueberfall unternahm. Sein Leichnam wurde von den Schweden ausgeliefert, und mit Pomp begraben. Er hinterließ seinem einzigen Sohn ein Vermögen von mehr als einer Million, die er während des Türkenkrieges nach und nach erbeutet hatte.

Es war kein Wunder, wenn dieser so höchst unglückliche Ausgang des Kriegs jetzt das Volk empörte, da man ihm vorher so große Erwartungen gemacht, und ihm so verführerische Zusicherungen gegeben hatte. Würklich drohte der Unwille der Nation die gefährlichsten Folgen. Man schalt nicht bloß auf die unglücklichen und untüchtigen Heerführer, man murrte auch laut gegen die ganze Regierung. Dieser Unwille, diese heftige Unzufriedenheit herrschte besonders unter dem Bauernstande. Man zitterte in Stockholm, und berief in dieser gefahrvollen Krise im August 1742 einen neuen Reichstag, um bey der Nation Rath zu holen und durch dieses Palliativ vorläufig eine gewaltsame Explosion der Unzufriedenheit des aufgebrachten Volks zu hintertreiben. Man wählte diesmal den Obristlieutenant, Baron von Ungarn-

Sternberg, zum Landmarschall, dessen politische Grundsätze den Maximen der Urheber dieses Krieges gerade entgegen waren.

Der Anfang dieses Reichstags war äußerst stürmisch und drohte die fürchterlichsten Folgen. Der Bauernstand, die Bürgerschaft und auch ein Theil der übrigen Stände verlangten mit Ungestüm Verantwortung wegen des unglücklichen Feldzugs, und die strengste Bestrafung der Schuldigen. Eben so unruhig, wie in der Hauptstadt und in den Versammlungen der Stände, war es auch in den Provinzen. Und diese gefahrvolle und ängstliche Lage kann allein die gewissenlose Unredlichkeit der Hutfaction entschuldigen, wenn sie sich jetzt zu den Mißvergnügten schlug. Um ihre eigene Sicherheit zu retten, wälzte sie die ganze Schuld des mißlungenen Unternehmens auf die Befehlshaber Löwenhaupt und Buddenbrock. Diese Unglücklichen wurden also am Ende nicht so sehr ein Opfer ihrer eigenen Fehltritte, als vielmehr das Opfer der Thorheit und des Wahnsinnes einer überlegungslosen Faction, in deren Interesse sie sich ziehen, und durch blinden

Ehr-

Ehrgeitz sich verleiten ließen, die Ausführung der unbesonnensten Plane zu übernehmen.

Bey der allgemeinen tobenden Gährung des Volks war es nothwendig und höchst rathsam, die Aufmerksamkeit desselben von dem Aergernisse des heillosen Krieges abzuziehen, und es dadurch zu besänftigen, daß man ihm eine Aussicht zu guten Hoffnungen für die Zukunft verschafte. Und hiezu hatte man jetzt gerade die beste Gelegenheit.

Ulrika Eleonora war nämlich schon am 21sten November 1741 gestorben, ohne einen Thronerben zu hinterlassen, zu dem man bey dem damaligen Alter des Königs und bey seiner bekannten ungebührlichen Neben-Verbindung nunmehr auch gar keine Hoffnung hatte. Die gegenwärtige schlimme Lage des Reichs machte es aber zwiefach nothwendig, auf die Succession frühzeitig zu denken, und sie im Voraus in Richtigkeit zu bringen, um das Vaterland nachdem nicht in neue Zerrüttungen, Unordnungen und Gefahren zu stürzen. Man brachte also diese Successions-Angelegenheit aufs Tapet, und der schimpfliche Verlust von Finn-

land wurde vorläufig vergessen, um so mehr vergessen, da man sich sichere Hoffnung machte, ihn durch die neue Königswahl ohne Kosten und mit leichter Mühe wieder ersetzen zu können.

Man richtete nämlich bey der neuen Vergebung des Throns das Augenmerk auf den Prinzen Carl Peter Ulrich von Hollstein-Gottorp, den die Kaiserin Elisabeth, deren Schwester-Sohn er war, schon seit einiger Zeit zu sich genommen hatte. Es war mehreren angesehenen Personen in Stockholm nicht unbekannt, daß dieser Prinz um die Zeit, als der Successions-Antrag an ihn geschah, bereits zur griechischen Kirche übergetreten, und auch schon vorläufig zum Nachfolger der Kaiserin ernannt war. Man ignorirte dies aber aus weiser Politik, um sich durch dieses Anerbieten bei dem Petersburger Hofe beliebt zu machen, und dadurch einen desto vortheilhaftern Frieden zu bewürken. Ueberdem hatte besagter Prinz, der mit seiner Lage in Petersburg wegen der eigensinnigen Behandlung der Kaiserin so höchst unzufrieden war, sich den Schwedischen Ständen auf den Fall einer Thronerledigung schon vor-

her zum Andenken empfohlen, und konnte daher auf keinen Fall übergangen werden.

Man wählte ihn daher am 28sten October 1742 zum nächsten Erben des Schwedischen Throns. Und am 14ten Januar 1743 wurden drey Deputirte nach Petersburg geschickt, um im Namen der Nation dem Prinzen die Schwedische Krone anzutragen. Man vergaß nicht, diesen Gesandten zugleich Friedenspräliminarien mitzugeben, die durch diese Wahl ihr Glück machen sollten. Aber in Petersburg war man nicht gleich so willig, als in Stockholm gehofft wurde. Wie die Deputirten dort ankamen, erhielten sie unter dem Scheine der Ehrenbezeugungen starke Wachen vor ihren Wohnungen. Sie durften nicht anders ausgehen, als wenn sie zu Audienzen und Conferenzen gerufen wurden, und zogen endlich mit dem Bescheide wieder ab: „der Großfürst beklage, daß er den Antrag Schwedens nicht annehmen könne, aber statt seiner empfehle er den Prinzen Adolph Friedrich von Eutin. Wegen der Friedenspräliminarien wolle man sich bei den desfalsigen Unterhandlungen selbst demnächst er-

klären.“ — Eine Antwort, die nicht anders ausfallen konnte, die aber für die Schweden sehr niederschlagend seyn mußte, da sie ihre größten Hoffnungen von Neuem vereitelte. Uebrigens versichert der Graf Hardt, daß der Herzog Peter von diesem Anerbieten der Schweden damals selbst nichts erfahren habe, und daß jene Antwort ohne sein Befragen und Mitwissen gegeben worden. Die Behandlung der Schwedischen Abgesandten und das Betragen der Kaiserin gegen diesen Prinzen macht dieses nur allzuwahrscheinlich.

Wie die Deputirten aus Rußland diese unerwartete Nachricht mitbrachten, wurden die Bauern aufs höchste misvergnügt, und verlangten den Erbprinzen Friedrich von Dänemark zum Thronfolger. Sie gaben darüber ein Memorial ein, und ihr Vorschlag fand auch unter gewissen Bedingungen beym Priester- und Bürgerstande Beyfall, da die Noth erforderte, die Sache schleunigst abzumachen. Bey der Vorliebe und dem Eifer, den man noch immer für die Constitution von 1720 hegte, würde es unbegreiflich seyn, wie ein solcher Wahlvor-

schlag in Antrag gebracht werden konnte, wenn man nicht wüßte, daß die Proponenten dazu besondere, und zum Theil zu entschuldigende Ursachen hatten. Bey den hohen Getraide-Preisen und den Confiscationen des Tabacks in Schweden ließ nämlich Dänemark aus Politik beyde Artikel für guten und wohlfeilen Preis über die Grenze bringen. Unter der Dänischen Regierung — schloß der inconsequente Bauer — muß es sich durchaus glücklicher leben lassen, da das Getraide selbst in Norwegen wohlfeiler ist, als in Schweden. Und über diese Illusion und über die heimlichen Eingebungen und Machinationen des dänischen Gesandten, Generals Grünberg in Stockholm, vergaß man die traurigen Zeiten der Calmarischen Union; man vergaß, daß ein König, der in Dänemark volle Souverainität hatte, sich in die engen Schranken der majestätischen Gewalt in Schweden nicht würde fügen können; man vergaß endlich, daß der gewünschte Regent unter diesen Umständen sein Erbreich dem Nebenreiche Schweden immer vorziehen würde. Besonders waren die Dalbauern für diese Succession so sehr eingenommen,

daß sie dieselbe, wie wir gleich sehen werden, auf die tollkühnste Art durchzusetzen suchten.

Ausser dem Kronprinzen von Dänemark waren noch zwey Throncompetenten da; der Pfalzgraf Christian von Zweibrücken und der Bischof von Lübeck, Herzog Adolph Friedrich von Hollstein. Ersterer hatte bei Hofe viele und mächtige Anhänger, weil er von Frankreich unterstützt wurde. Aber sein Nebenbuhler Adolph Friedrich war von Rußland empfohlen. Und Rußlands Empfehlung mußte in den gegenwärtigen beklommenen Umständen entscheiden. Zudem hatte er den genealogischen Vortheil, von Gustav I. abzustammen,*) und gab

*) Die Königliche Linie des Gustavianischen Hauses hatte mit Gustav Adolph und seiner Tochter Christina zwar lange aufgehört. Aber ein Zweig davon verbreitete sich durch Vermählungen über das Herzoglich-Hollsteinische Haus, in dem die Nachkommenschaft Gustavs des Ersten wenigstens zum Theil fortgepflanzt wurde. Eine Enkelin Carls IX. vermählte sich nämlich mit dem Markgrafen Friedrich VI von Baaden-Hochberg. Und aus dieser Ehe entsproß die Prinzessin Albertina Friederica, die an den Herzog Christian August von Hollstein vermählt wurde, und 1710 den Prinzen Adolph Friedrich gebahr.

mithin den Schweden Hoffnung das Blut der Wasa's wieder auf ihren Thron zu bringen. Die Wahl war — wie man sieht, — bedenklich, und man mußte die höchste Vorsicht brauchen, um keinen Fehlgriff zu thun. Die Nation konnte leider jetzt ihren Thron nicht nach eigner Willkühr vergeben! Sie mußte sich nach dem Willen Andrer, und zunächst nach dem Willen ihrer Nachbaren richten. Die Parthey des Pfalzgrafen von Zweybrücken gab daher ihre Bemühungen auch bald auf, und ihr Vorschlag wurde der französischen Anfoderungen ungeachtet bald vergessen. Noch weniger reflectirte man auf den Antrag, den Prinzen von Hessen-Cassel, einen Brudersohn des Königs, zur Competenz zu bringen. Die entscheidende Alternative war, daß der Kronprinz von Dänemark die ganze Stärke seines künftigen Reichs zur Unterstützung seiner Anhänger und seiner Wahl gebrauchen konnte. Und wählte man ihn, so war Finnland verloren, und man hatte den gefährlichsten Feind an Rußland.

In dieser bedenklichen Krise ergriff man ein Mittel, welches die Circumspection nicht besser hatte eingeben können. Die Friedensun-

terhandlungen zwischen Rußland und Schweden waren nämlich schon seit Anfange dieses Jahrs zu Abo eröffnet, aber in diesem wichtigen Geschäfte noch nichts gefördert worden, weil die Bemühungen des Dänischen Hofes um die schwedische Krone, und der Anhang, den der Prinz Friedrich unter dem Volke hatte, mit den russischen Projekten in Collision kamen. Rußland mußte daher wegen der neuen Königs-Wahl erst in Gewißheit seyn, ehe es wegen des eroberten Finnlands sich auf einen nähern Vergleich einlassen konnte. Und über diesen Punkt kam Schweden jetzt dem Petersburger Hofe zuvor. Den Friedensunterhändlern zu Abo wurde nämlich der Auftrag gegeben, bey der Verhandlung über die Friedensconditionen zu versichern, daß Schweden gesonnen sey, den russischen Vorschlag wegen der Thronbesetzung anzunehmen, und den Herzog Adolph Friedrich zu wählen. Im Falle aber der Friede gegen den 22sten Junius von Rußland nicht unter den Bedingungen, auf die der Stockholmer Hof angetragen, unterzeichnet wäre, so würde man genöthigt seyn, die Anträge von Dänemark anzunehmen und sich für den Erbprinzen Friedrich zu erklären.

Diese Kathegorie hatte die gewünschte Würkung. Der Friede wurde am 16ten Junius geschlossen, und 4 Wochen nachher ratificirt. Nach Inhalt desselben wurde die Russische Grenze bis an den Kymenefluß ausgedehnt so daß Friedrichshamm, Willmanstrand, Nyslott u. s. w. an die Kaiserin Elisabeth abgetreten wurden. Dagegen erhielt Schweden von Neuem die Freyheit, in den russischen Häfen für 50,000 Rubel Getraide aufzukaufen, und solches ohne allen Zoll und andre Abgaben frey auszuführen.

Nach der damaligen Beschaffenheit der Umstände war dieser Friede für Schweden allerdings sehr vortheilhaft. Aber wie sehr contrastirte er mit den anfänglichen Entwürfen und Erwartungen! Außer einer beträchtlichen Strecke Landes, außer den angeführten wichtigen Festungen, büßte Schweden bey diesem unseeligen Kriege, der nicht einmal zwey volle Jahre dauerte, 130 Tonnen Goldes, und beynahe 50,000 Menschen zu Lande und zu Wasser ein.

Der Obristlieutenant von Lingen, einer der schwedischen Friedensunterhändler, kam am 20sten Junius in der Nacht mit den unterzeich-

neten Präliminarien zu Stockholm an. Gleich am folgenden Morgen blies ein Herold den Frieden aus, und am 23sten Junius wurde Adolph Friedrich feyerlich zum Thronfolger erwählt; eine Wahl, die, wie die Zeit nachher lehrte, für Schweden nicht glücklicher, nicht erwünschter ausfallen konnte.

Nur die Bauern, vorzüglich die in Dalecarlien, waren anfänglich durchaus nicht damit zufrieden. Sie wollten von keinem andern Throncandidaten hören, als von dem Prinzen Friedrich von Dänemark. Um ihn zur Schwedischen Krone zu bringen, und an denen, die an dem unglücklichen Kriege Schuld waren, Rache zu nehmen, ergriffen die Dalbauern — kurz vor dem Abschlusse des Aboischen Friedens — das desperateste Mittel. Sie griffen zu den Waffen, und unternahmen einen förmlichen Heerzug nach Stockholm, um — wie sie sagten — andre Ordnung in die Reichsangelegenheiten zu bringen, und — alles nach ihrem staatsklugen Kopfe einzurichten. Es wird der Mühe werth seyn bey diesen tragi-komischen Auftritten einige Augenblicke zu verweilen.

Indem die Negotiationen zu Abo anfänglich sehr langsam giengen, und ihr Ausgang noch immer zweideutig war, mußte Schweden auf die Erneuerung des Feldzuges bedacht, und auf seiner Hut gegen Rußland seyn. Zu dem Ende war die schwedische Flotte schon ausgelaufen, die Regimenter erhielten wieder Befehl zum Marsche, und die Aushebungen neuer Recruten giengen stark vor sich. Und da es schien daß der Feind einen Versuch auf der Seite von Westerbottn wagen wollte, so wurde der Befehl gegeben, daß das Dahlregiment sich schleunig versammeln, und dahin aufbrechen sollte. Wie der Landeshauptmann Wennerstedt in dieser Absicht auf Befehl des Hofes dahin reisete, kamen der Reichstagsmann Pehr Andersson von Mora und einige Bevollmächtigte aus den andern Kirchspielen in Dalecarlien ihm bey Brunbeck entgegen. Sie verlangten mit heftigem Ungestüm eine allgemeine Versammlung der Dalecarlier, und der Landeshauptmann war genöthigt, in ihr Begehren zu willigen. Die Zusammenkunft hatte am 4ten April (1743) in dem Pfarrhause zu Lexand Statt, und obgleich

Wennerstedt sich ausbedungen hatte, daß sich aus jedem Kirchspiele nur 4 oder 5 Bevollmächtigte dort einfinden sollten, so war die Versammlung doch so zahlreich, daß man sich beynahe erdrückte. Wennerstedt las den königlichen Befehl wegen Aufbruch des Dahlregiments vor; aber kaum war dieß geschehen, als alles rief: „es sollte kein Mann aus der Stelle, bevor nicht diejenigen, welche an dem unglücklichen Kriege Schuld wären, den Kopf verlohren hätten, und die Thronfolge, so wie sie es verlangten, festgestellt wäre. Alle Vorstellungen und jede Beredung der Güte waren vergebens. Die wüthenden Bauern nahmen den Soldaten Mondirung und Waffen weg, daß also keiner im Stande war, zu marschieren. Sobald der König von diesem Unfuge unterrichtet war, erfolgte unterm 3ten May ein abermaliger Befehl, daß das Regiment marschieren sollte; jedoch zur Erleichterung der Dalbauern nur bis Geste. Man hatte dieser Ordre ernste Warnungen beygefügt. Aber Befehl und Warnung blieben ohne Effect. Statt zu gehorchen, forderten die Bauern nunmehr durch offene Circulare

alle Kirchspiele oberhalb Fahlun auf, sich mit ihnen zu vereinigen, und sich am 8ten Junius in Fahlun einzufinden. Am bestimmten Tage kamen zahlreiche Haufen in Fahlun an. Sie hatten sich mit Flinten und Büchsen, die sie den Soldaten abgenommen hatten, mit Spießen und mit Keulen, die mit Nägeln beschlagen waren, und überhaupt mit allem bewaffnet, was die dürftige Wuth ihnen in die Hände gab. Sie marschierten am folgenden Tage auf dem Markte in Fahlun auf, und zwangen den Landeshauptmann und andre die Gegenvorstellungen gemacht hatten, ihre Successionsschrift zum Besten des Kronprinzen von Dänemark zu unterzeichnen. Wie dieß geschehen war, beschlossen sie einhellig, nach Stockholm zu marschieren und zwangen alle Officiere, die sie in der Nähe fanden, den Zug mitzumachen. Zugleich verlangten sie von der königlichen Casse in Fahlun 120,000 Rthlr. Kupfer-Münze. Es waren aber nur 6000 Rthr. vorhanden, und diese mußte man ihnen ausliefern. Was an Lebensmitteln dort vorhanden war, nahmen die Rebellen ebenfalls zu sich. Man plünderte sogar die

Apotheke, um für ein etwanniges Marsch-Lazareth die ersten Nothwendigkeiten zu haben. Alsdann begaben die Rebellen sich auf den Marsch, und ihr Haufe wurde mit jedem Tage größer, je weiter sie kamen. Wohin sie kamen, bemächtigten sie sich aller Ammunition und Waffen, sie mogten der Krone oder Privatpersonen zugehören. Was sie an jedem Orte in den königlichen Cassen fanden, nahmen sie als ihr Eigenthum. Sie zwangen selbst die Landeshauptleute und Kronbedienten, ihnen Fuhrwerk und Proviant auf dem Marsche zu verschaffen.

In Stockholm erregte die Nachricht von dieser Revolte die größte Bestürzung. Der König und die Stände schickten den Rebellen Deputirte entgegen, um sie von dem Frieden mit Rußland zu unterrichten, ihnen Pardon anzubieten und sie zur ruhigen Rückkehr in ihre Heymath zu bewegen. Als diese Deputirten zu Sala ankamen, wurden sie von den Westmannländern, die sich auf das Aufgebot der Dalbauern ebenfalls versammlet hatten, verhindert, ihre Reise fortzusetzen. Sie schickten in dieser Verlegenheit den Aufrührern zwey Bürger aus

Sala und drey Bauern mit ihrer königlichen Vollmacht und mit der Erinnerung entgegen, nicht weiter vorzurücken. Diese Emissarien richteten aber nichts aus. Man behielt sie und ihre Aufträge in guter Verwahrung bey sich, und die Rebellen rückten in dem lächerlichsten aber zugleich fürchterlichem militairschen Aufzuge, mit Fahnen, Trommeln, Keulen, Mistgabeln u. s. w. in Sala ein. Hier begegneten sie den Königlichen Deputirten auf die unanständigste Art, mishandelten sie beynahe in ihrer Wuth, und stellten eine starke Wache mit geladenem Gewehre und mit aufgepflanzten Bajonetten vor ihr Quartier. Aber so schimpflich die Empörer auch den Abgesandten des Königs begegneten, so respectuös waren sie in eben diesem Augenblicke gegen einen Brief des Regenten an die Deputirten, der in ihre Hände gefallen war. Sie hatten so viele Ehrfurcht gegen dieses Papier, daß sie es nicht wagten, selbiges zu erbrechen. Auf Anfoderung der Deputirten geschah es endlich, und das Königliche Schreiben wurde in Gegenwart der Rebellen abgelesen. Der Inhalt desselben ermahnte die Empörer zur Ruhe, erin-

nerte sie die jetzige Lage des Reichs zu bedenken, und gab ihnen die Versicherung, daß die Wahl am 21sten Junius entschieden seyn sollte, und daß sie selbige ruhig abwarten möchten. Beydes Ton und Inhalt des Briefes besänftigte vorläufig die unruhigen Köpfe, und sie versprachen, bey Stäcke, drittehalb Meilen von Stockholm, stehen zu bleiben, und nicht weiter vorzudringen. Die Bemühungen der Deputirten, sie zur Rückkehr nach Hause zu bereden, waren durchaus vergebens. Sie hatten Mühe, den Haufen vorläufig doch wenigstens von Stockholm abzuhalten, und dadurch einen Hauptpunkt ihrer Sendung und Aufträge zu erreichen.

Die Deputirten kamen am 17ten Junius Abends in Stockholm an, und gleich am folgenden Tage wurde eine Menge Proviant nach Stäcke geschaft, welches die Rebellen sich ausbedungen hatten. Zugleich gieng der Präsident Lindecreutz, der vormals Gouverneur von Dalecarlien gewesen war, zu ihnen und stellte ihnen vor, sie möchten dort bleiben, indem es in Stockholm voll von Kriegsvolk und von Flüchtlingen aus Finnland wäre. Sie schickten darauf

auf bewaffnete Bevollmächtigte an den König mit der Foderung ab, daß der Prinz Friedrich von Dänemark zum Thronsucceſſor ernannt, verſchiedene Auflagen abgeſchafft, und über den Ausgang des Krieges Rechenſchaft abgelegt werden ſollte. Zugleich zeigten ſie an, daß ſie es unbequem fänden, bey Stäcke ſtehen zu bleiben, und daß ſie wünſchten, der König möchte ſie beſuchen. Sie giengen darauf, ihrem gegebenen Verſprechen zuwider, am 9ten Junius über die Stäcker Fähre. Der König ließ ihnen anbefehlen, jenſeits Järfwa ſtehen zu bleiben, und nicht näher an die Stadt zu rücken. Allein ſie gehorchten dieſem Befehle eben ſo wenig, als allen übrigen Vorſtellungen, und rückten am 20ſten bis zum Norderzoll, nahe vor Stockholm, wo drey Regimenter, welche dort campirten, ihnen gerade gegenüber aufgeſtellt wurden. Der König ritt in Begleitung des Reichsraths Ackerhielm, des Feldmarſchalls Hamilton und einiger Andrer zu ihnen hinaus, beſuchte einen Haufen nach dem andern, und erklärte ihnen, es ſey ſein ernſtlicher Wille, daß ſie ſich nicht unterſtehen ſollten, in die Stadt zu rücken, ſon-

dern sie könnten ihr Begehren durch Bevollmächtigte vortragen lassen, und einen gerechten und billigen Ausschlag erwarten. Die Bauern versprachen es. Aber kaum hatte sich der König entfernt, als sie wieder anfiengen zu murren. Jetzt waren sie unzufrieden, daß sie mit dem Könige nicht weitläuftige Ueberlegungen hatten anstellen können. Sie formirten einen halben Mond, drängten sich durch die aufgestellten Glieder der Regimenter, die keinen Befehl zum Schießen und zum Gebrauch der Gewalt hatten, nahmen ihnen bey diesem Durchzuge einige Kanonen weg, brachen unter wüthenden Gelärme in die Stadt ein, und quartirten sich in die Häuser nach Belieben. Ihr Hauptquartier nahmen sie in einem eingeschlossenen Hofe, wohin sie ihre eroberten Kanonen und ihren übrigen Kriegsvorrath brachten, der in 1900 Pfund Pulver, 5000 Paß-Kugeln, 6000 Lauf-Kugeln und einigen Granaten bestand. An verschiedenen Orten in der Stadt stellten sie Wachen aus, und ließen allenthalben wie regulaire Truppen patrouliren.

Der Schrecken über diesen Aufstand war in Stockholm um so größer, da zugleich aus mehreren Provinzen Nachrichten von ähnlichen Unruhen der Bauern einliefen. Man trug auch eine lange Namens-Liste von angesehenen Personen umher, die ein Opfer der Volkswuth werden würden, und werden sollten. Aber zum Glück war die Aufrührer-Rotte einigermaßen ohne Haupt. Ihr nahmhafter Rädelsführer war ein armseliger Voigt eines adlichen Gutes, Nahmens Schedin, ein Mensch, der mehr Tollkühnheit und wilde Vermessenheit, als Verstand hatte. Er war ehedem Musketier in preußischen Diensten gewesen, hatte sich in seiner jetzigen Stelle noch nicht sehr verbessert, glaubte indeß größere Ansprüche zu haben, und die Bauern — die seine Geschwätzigkeit bewunderten — hatten ihm die Stelle eines Gouverneurs von Stockholm versprochen. Und um diesen Preis unternahm ein Mensch wie Schedin schon die abentheurlichsten Dinge. Würklich weiß man auch nicht, ob man sich mehr über seine Narrheit, oder über die Verwirrung der Bauern wundern soll, die schon so manche trau-

rige Erfahrung gemacht hatten, daß die Zeiten der Sturen in Schweden längst nicht mehr waren, und daß ihre Zudringlichkeit für sie selbst die schlimmsten Folgen haben würde.

Die Ueberzeugung, daß die Empörer, die sich sonst immer als die treuesten schwedischen Unterthanen ausgezeichnet hatten, bloß durch hinterlistige Aufwiegler irre geführt worden, bewog die Regierung, nicht sogleich strenge Maaßregeln gegen sie zu brauchen, sondern vorher alle Mittel und Wege der Güte bey ihnen zu versuchen. Aber jede Vorstellung, jede Erinnerung war bey ihnen vergebens. Ihre Vermessenheit nahm zu, je mehr sie Nachgiebigkeit merkten. Es war also am Ende kein andrer Rath übrig, als dies Gesindel mit Gewalt aus der Stadt zu jagen. Bevor dies geschah, ließ der König am 22sten Junius öffentlich bekannt machen, daß diejenigen Bauern, die vor 5 Uhr Abends sich aus der Stadt begeben und ihr Gewehr abliefern würden, volle Begnadigung erhalten, die Contravenienten aber als Verräther und Feinde des Landes angesehen und behandelt werden sollten. Auch diese nachdrückliche Drohung war ohne Ef-

fect, ob sie gleich durch 8000 Mann Truppen, die in und um Stockholm in voller Rüstung standen, unterstützt wurde. Die Reichsräthe Adlerfeld und von Rosen versuchten bey der fortdauernden Hartnäckigkeit der Bauern noch zum letztenmale friedliche Vorstellungen. Aber statt diese anzuhören und sich in den Willen des Königs zu fügen, rührten die Rebellen die Lärmtrommel, und fiengen an, auf die Soldaten scharf zu feuern, wodurch einige Officiers und Gemeine theils getödtet und blessirt, und auch der Reichsrath Adlerfeld so schwer verwundet wurde, daß er einige Tage nachher starb. Nun war man gezwungen, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Das Militair lösete zwey Kanonen gegen die Bauern, und gab zugleich ein heftiges Kartätschen-Feuer unter sie. Einige funfzig fielen und über achtzig wurden stark verwundet, und der ganze Haufe lief, wie er diesen Ernst sah, voller Schreck und Bestürzung auseinander. Zitternd legten die Empörer jetzt die Waffen nieder, und baten fußfällig um Gnade. Die Gefängnisse reichten nicht hin, sie alle zu bergen, und man trieb sie vorläufig auf den Arsenalplatz

und in die Kirchenhöfe, die mit starker Wache besetzt wurden. Nach der ersten Untersuchung brachte man einen großen Theil von ihnen auf die Schiffe und Galeeren, wo Seuchen unter ihnen einrissen, so daß von den zwölf tausend Mann, die Schedin anfänglich unter seinem Commando zählte, kaum die Hälfte wieder nach Hause kam. Die Hauptanführer wurden nach Verdienst gestraft. Schedin verlohr Hand und Kopf; einige seiner vornehmsten Complicen wurden gerädert, und noch andere mit Ruthen gestrichen und auf Lebenszeit zu Festungsarbeiten condemnirt. Die Uebrigen erhielten Begnadigung, da, wie man fand und von ihnen erwarten konnte, ihr Verbrechen mehr Irrthum und Verblendung, als Bosheit war. *)

*) Wir haben schon oben angemerkt, daß Dänemark an der Conspiration der Dalbauern mittelbaren Antheil hatte. Der seel. Büsching führt im 4ten Theil seiner Lebensbeschreibungen denkwürdiger Personen S. 83 namentlich den General von Grüner (der einige Zeit hindurch dänischer Gesandte am Schwedischen Hofe war) als denjenigen an, der durch geheime Bemühungen und Bestechungen den Aufstand der Bauern hauptsächlich zu bewerkstelligen wußte. Bey die-

Der Aufruhr der Dalbauern beschleunigte inzwischen auch die Entscheidung des unglücklichen Schicksals der beyden Generale Löwenhaupt und Buddenbrock, gegen die sich fast die ganze Nation vereinigt hatte. Der Hof suchte beyde, besonders aber den Grafen Löwenhaupt zu retten; allein seine Bemühungen waren vergebens. Man benahm dem Könige jedes Mittel, jeden Weg der Begnadigung.

sen Thatsachen fällt es auf, daß bey dem Ausbruche der Bauernrevolte selbst der damalige dänische Ambassadeur in Stockholm, Herr von Berckentien, ganz stille saß, und die Bauern weder heimlich noch öffentlich unterstützte. Die Ursache davon war folgende: der fromme König Christian der sechste von Dänemark hatte nämlich einen teutschen Hofprediger, Namens Blume, der sehr viel bey ihm vermogte. Dieser stellte ihm vor, daß die Thronfolge des Kronprinzen in Schweden, und also die Wiederherstellung der Calmarschen Union nicht ohne Blutvergießen werde zu Stande gebracht werden können. Es sey aber unverantwortlich bey Gott um einer Krone willen Menschenblut vergießen zu lassen. Der gute König nahm diese Vorstellung an, und verbot, die Dalecarlischen Bauern weder mit Rath noch mit Gelde zu unterstützen.

Buddenbrock wurde am 18ten Julius decolliret, und die Freunde Löwenhaupts hofften, daß seine Aufopferung vorläufig die Wuth des Volks befriedigen und abkühlen würde. In dieser Hoffnung ließ man den Grafen Löwenhaupt entspringen. Aber seine Entweichung wurde zu seinem Unglücke gleich bekannt, und das Volk tobte von Neuem. Die Regierung war gezwungen, auf seine Einlieferung einen Preis von 20,000 Thalern Kupfer-Münze zu setzen. Und dieses Blutgeld verführte einen eigenen Unterthanen des Grafen, einen Schiffer, der ihn in einer Jacht fortbrachte, ihn zu verrathen. Man lieferte den Unglücklichen schon den ersten Tag nach seiner Flucht nach Stockholm zurück, und in Zeit von 48 Stunden war auch er nicht mehr. Er wurde am 4ten August enthauptet, und jeder Unbefangene machte bey seinem und seines Freundes schmähligen Tod die gegründete Anmerkung, daß, wenn doch einmahl wegen des unglücklichen Ausgangs der finnischen Expedition eine Strafe hätte Statt finden sollen, sie eher diejenigen hätte treffen müssen, welche Personen, die nicht zu Generalen taugten, zu Heerführern

ernannt hatten, als diese ungeschickten Heerführer selbst.

Adolph Friedrich.

Adolph Friedrich hielt sich zur Zeit seiner Wahl in Hamburg auf. Man schickte die Reichsräthe Wrangel und Axel Löwen dahin ab, um ihm seine Ernennung, und zugleich die Glückwünsche der Nation zu überbringen. Von Hamburg gieng der neue Thronfolger nach Stralsund, wo der Reichsrath Taube ihn mit 5 Kriegsschiffen erwartete, um ihn nach Stockholm überzuführen. Der Prinz kam am 14ten October unter dem lautesten Jubel des Volks in seiner künftigen Residenz an, gab drey Tage nachher seine Versicherungen, und nahm sogleich Sitz im Senate. Wegen der anhaltenden Kränklichkeit des Königs baten die Stände ihn bald darauf, das Präsidium im Reichsrathe Nahmens des Königs zu übernehmen. Der Thronfolger wurde auf diese Art einigermaßen auch gleich Regent.

Mit ihm erhielt, wie schon angeführt worden, Schweden das Gustavianische Geschlecht wieder auf den Thron. Es war dem Reiche daran gelegen, diesen Regentenstamm zu erhalten. Daher war man auch, gleich nach der Wahl und Ankunft des Prinzen, auf seine Vermählung bedacht. Bey dem Mißvergnügen, welches der dänische Hof wegen seiner vereitelten Projecte auf die Schwedische Krone nicht verbarg, rieth die Politik, die Freundschaft mit diesem Hofe durch eine Heyrath wieder zu gewinnen zu suchen. In dieser Absicht reisete der Graf Tessin nach Copenhagen, und hielt um die Kronprinzessin von Dänemark für seinen Herrn an. Allein Christian VI. war disgoustirt. Er wies den Antrag der schwedischen Stände unter dem ungegründeten Vorwande ab, „seine Tochter sey bereits an den Herzog von Cumberland versprochen.“ Von Copenhagen gieng Tessin nach Berlin, und warb um die Prinzessin Louise Ulrica, die auch am 18ten August 1744 an den schwedischen Thronfolger vermählt wurde.

So freudenreich, glänzend und vielversprechend der Eintritt Adolph Friedrichs und seiner Gemahlin in Schweden war, so verdrüßlich wurde ihre Lage bald nach ihrer Ankunft. Kein Fürst verdiente mehr den Thron, wie Adolph Friedrich; aber keinem wurde der Vorzug einer Krone mehr verbittert, wie ihm. Seine ganze Regierung ist eine ununterbrochene Reihe von Zänkereyen und Mißverständnissen mit dem übermüthigen Reichsrathe und mit den Ständen. Die Demüthigungen und Bedrückungen, die er sich gefallen lassen mußte, übersteigen zum Theil allen Glauben. Alles dies war indeß eine unvermeidliche Folge der unseligen Spaltungen und des Factionengeistes der Schweden zerrüttete, und der unter dieser Regierung auf das höchste stieg.

Der heillose Ausgang des finnischen Feldzuges hätte die Nation von der Nothwendigkeit der Verbesserung des Militairs überzeugen und man hätte es dem neuen Thronfolger danken sollen, daß er auf diesen wichtigen Gegenstand seine erste Aufmerksamkeit richtete. Aber gerade das Gegentheil geschah. Man gab den Be-

mühungen des Prinzen um die Wiederherstellung und Reforme der Armee die gehässigste Auslegung. Man argwöhnte bey diesen Verbesserungen eine Wiederauflebung des Systems Carls XII. Und nichts war fähiger, den Prinzen verhaßt zu machen, als die Aufbürdung und der Verdacht dieses Systems, das seit der Revolution 1720 gleichsam zum Staatsverbrechen geworden war. Nicht genug, daß man auf diese Art ihm ungerechter Weise die Liebe und das Vertrauen des Volks zu rauben suchte, gieng man auch selbst damit um, ihn mit dem Könige zu entzweyen. Ohrenbläser schwatzten diesem ein, daß der Kronprinz an seiner gänzlichen Entsetzung, oder wenigstens doch daran arbeite, öffentlich zum Mitregenten ausgerufen zu werden. Diese Verläumdung fand so viel Glauben, daß der König auf dem Reichstage 1747 diese erdichtete Intrigue seines Successors zur Sprache brachte. Erstaunt über eine so freche Beschuldigung erklärte Adolph Friedrich voller Schmerz und Unwillen, „daß er diejenigen, die sich unterstehen würden, ihm solche Gedanken einzugeben, für Verräther des Vaterlandes,

und für die ärgsten seiner Feinde erkennen würde.“ Diese lebhafte Erklärung vereitelte die bösen Absichten einer ränkevollen Parthey, und stellte zwischen dem König und seinem Erben die Eintracht wieder her. Eben diese Parthey gieng kurz vorher noch weiter. Sie arbeitete heimlich daran, die festgestellte Succession zu stören, und den Herzog von Cumberland nach Schweden zu bringen. Die Conspiration und ihr unsinniges Project wurde indeß frühe genug durch ihre Urheber selbst verrathen, und kostete verschiedenen Personen den Kopf. *)

König Friedrich I. starb inzwischen am 25sten März 1751 in einem Alter von 74 Jahren. Schon im Februar 1748 hatte er einen Anfall vom Schlage, und von dieser Zeit an war er immer kränklich. Am 19ten März 1751 rührte ihn der Schlag zum dritten Male, und

*) Unter andern auch einem Engländer, Namens Blackwal, der nach Schweden kam, um in der Verbesserung des Ackerbau's und der Oekonomie Unterricht zu geben. In einer Audienz beym Könige sprach er höchst anstößig über den Kronprinzen, und that wirklich den Vorschlag zu einer andern Succession.

zwar so heftig, daß seine ganze rechte Seite gelähmt wurde, und Sprache und Gedächtniß ihm vergiengen. Letzteres hatte schon seit geraumer Zeit bey ihm gelitten. Selten konnte er sich zuletzt auf den Namen, oder auch nur auf die Charge einer Person besinnen, sondern nannte alles Doctor. „Laßt mir den Doctor kommen," sagte er, und weil Niemand mußte, wen er meinte, so mußte man so lange fragen, bis man es errieth. Einst wollte er unter dieser Benennung den Oberjägermeister gerufen haben, und da Niemand auf denselben fiel, so machte er sich endlich dadurch verständlich, daß er hinzusetzte: „den Doctor von den Hirschen." Er bleibt übrigens einer der merkwürdigsten Regenten in Schweden, vorzüglich wegen der Aufnahme der Künste und Wissenschaften unter seiner Regierung. Unter ihm entstand die nachdem so berühmt gewordene Akademie der Wissenschaften, wie auch die Maler- und Bildhauer-Akademie in Stockholm. Er liebte die Pracht und lebte groß, aber nicht zum Schaden, sondern zum Vortheil seines Landes, da er seinen Aufwand aus seinen eigenen Mitteln bestreiten

konnte. Nur zwey Leidenschaften findet der Moralist an ihm zu tadeln; seine unmäßige Neigung zum andern Geschlechte und seine übertriebene Jagdlust, die ihn oft verleitete, Geschäfte zu versäumen, und die Kräfte des Landmanns unnütz zu brauchen. Er fand einen Ruhm und eine Freude darin, mit eigner Hand über 200 Bären erlegt zu haben. Diesen Ruhm kann man ihm gönnen, da er auf diese Art dazu beitrug, das Land von diesen Ungeheuern zu säubern. Auf diesen Jagden hatte er den damaligen Bischof von Westeräs, der ein besserer Schütze, als Theologe war, oft in seiner Gesellschaft, und der Bischof war bey solchen Parthieen nie ohne Begleitung seines Küsters. Graf Rochus von Lynar sah beyde geistliche Herren einmal auf einer solchen königlichen Jagd einen lebendig gefangenen, dem Küster aber wieder entsprungen, Hasen in eigener Person hetzen. Friedrich hatte übrigens das geselligste und ungezwungenste Wesen eines Privatmannes, und man sah es ihm an, daß er nicht erzogen worden, um König zu seyn, und daß er in der Jugend gedient hatte. Seinen ersten Feldzug

that er 1694 unter Wilhelm III., bey dem er Adjutanten-Dienste verrichtete. In der bekannten Schlacht beym Schellenberge wurde er tödtlich verwundet. Die Wunde war kaum halb geheilt, als sie ihm in der Schlacht bey Hochstädt zufälliger Weise beynahe das Leben kostete. Der Prinz erhitzte sich nämlich während des Treffens so heftig, daß die Wunde zu bluten anfieng. Um das Blut zu stillen, und um durch einen chirurgischen Verband keine Zeit zu verlieren, ließ er geschwind ein Pechpflaster darüber schlagen, das bey der Ablösung ihm nicht nur die heftigsten Schmerzen, sondern wegen eines dazu getretenen Fiebers auch die größte Gefahr zuzog. Auch in Norwegen wurde er gefährlich blessirt. Als der Wundarzt ihm dort die Kugel aus der Hüfte nahm, schlug er ihm bey jedem Schnitte mit geballter Faust ins Gesicht. Der Chirurg konnte auf solche Art nicht arbeiten, und dem Patienten war es, wie er sagte — bey der Heftigkeit seiner Schmerzen unmöglich, diese mechanische Bewegung seiner Hand zu unterlassen. Man holte daher einen Grenadier, der sich für einige Ducaten so lange schlagen ließ, bis die Opera-

Operation vorbey war. Ueberhaupt hatten es die Aerzte bey Friedrich I. nicht gut, wenn er krank, so wie auch seine Jäger nicht, wenn er übler Laune war. Der Baron Höpken sagte daher einst mit jovialischer Freymüthigkeit zum Könige selbst: „Wenn er sich etwas wünschen sollte, so wäre es, des Königs Arzt zu seyn, wenn er sich auf der Jagd, und sein Jäger, wenn er sich krank befände.“ Von seinen ehemaligen Feldzügen sprach er übrigens gerne, aber mit vieler Bescheidenheit. Als ein Geistlicher einst in einer öffentlichen Rede seiner vielen glorreichen Siege erwähnte, sagte er lächelnd: „der gute Mann weiß gewiß nicht, daß ich nur zweymal allein commandirt, und beydemal Schläge bekommen habe.“

Die engen Schranken seiner königlichen Gewalt und seine politische Ohnmacht waren wohl hauptsächlich Ursache an seinem sichtbaren Widerwillen gegen die Regierungsgeschäfte. Er scherzte oft selbst über die Unbedeutenheit seiner Autorität, und führte bey solcher Gelegenheit eine Bittschrift an, die er unter der Addresse: à son Excellence, Excellence, Excellence, le

Roi de Suède, erhalten. „Der Narr, sagte er, hat mich zur dreyfachen Excellenz gemacht, und ich bin doch nur eine doppelte, da ich nicht mehr als zwo Stimmen im Reichsrathe habe. „Ein andermal sprach er vertraut mit dem Bischof Schwedberg, und dieser sagte zu ihm: „die Nation wundert sich, Eure Maj. so selten in dem Reichsrathe zu sehen.“ „Das ist nicht zu verwundern, — war die Antwort — ich habe da sechzehn Präceptores.“

Ohne Maitresse konnte Friedrich I. nicht seyn. Nach dem Tode der Gräfin Taube (von welcher schon oben Meldung geschehen) wählte er sich ein Fräulein Horn zur Beyschläferin. Seine Gemahlin ertrug diese Anomalie und ihre eigene Hintansetzung mit beyspielloser Geduld. Kein Mangel der Erwiederung war im Stande, ihre unbegränzte Liebe zu dem Könige zu mindern. Man würde dieß unbegreiflich finden, wenn ihr Charakter nicht darüber hinreichenden Aufschluß gäbe. Sie war nicht nur den Gesichtszügen, sondern auch der Gemüthsart nach ein unverkennbares Ebenbild ihres Bruders, Carls XII. Selbst darin glich

sie diesem, daß sie durchaus ungerne französisch sprach. *) Nur klein von Statur war sie zugleich höchst einfach in ihren Sitten und in ihrer Kleidung. Sie trug nie Gold und Silber, ob sie gleich in diesem Stücke dem Gesetze nicht unterworfen war, wie die übrigen Schweden. Auch war sie sehr religiös, wenn man anders eine sorgfältige Abwartung des äußern Gottesdienstes für ein sicheres Zeichen der Gottesfurcht halten darf. Alle Nachmittage wurde in ihrem Vorgemache Versiunde gehalten, in der ein Paar Lieder gesungen und von dem Hofprediger Gebete gesprochen wurden. Diese fromme Sitte ahmten die ersten Personen ihres Hofes ämsig nach. Graf Arwid Horn hatte täglich eine bestimmte Stunde zur Abendandacht, die nie ausgesetzt und versäumt wurde, wenn er auch die zahlreichste Gesellschaft, und selbst fremde

*) Carl XII. hatte die französische Sprache hinreichend inne. Aber er wollte sie nicht sprechen, und nahm lieber seine Zuflucht zum Lateinischen, so mühsam und so barbarisch er sich auch darin ausdrückte. König Stanislaus fragte ihn einst: »Quis est iste praefectus?« und Carl antwortete: »Est pauper ille Colonellus, cujus uxor facit fixtum mixtum cum aliis maritibus!«

Gesandten bewirthete. Der Graf knieete während dieser Andacht, und wer sich während des Gebets nicht in das Nebenzimmer entfernte, knieete mit. Eben so strenge nahm auch der Graf Cronhielm, der zweyte im Senate, der äußerlichen Religiosität wahr. Letzterer scheint bey seiner übrigen Rechtschaffenheit indeß doch mehr um das Irrdische, als um den Himmel bekümmert gewesen zu seyn, da er sogar auf dem Sterbebette mehrere Kaufleute zu sich kommen ließ, und aufs genaueste alle bevorstehende Trauerbedürfnisse seiner Familie selbst erhandelte; aus Furcht, seine Gemahlin möchte sonst zu viel dafür bezahlen. Wie sich übrigens mit dieser Religiösität die Grausamkeit der Königin gegen den unschuldigen Görz reime, stellen wir dahin. Und war der andächtige Horn nicht auch die Haupttriebfeder der schreyenden Aufopferung dieses Lieblings Carls XII.? Doch der andächtige Horn gab auf die Verwendung des biedern Pastor Conradi für den Unglücklichen die Antwort: „Ich kenne den Baron Görz. Ist es wahr, daß er sich bekehrt hat, so müssen wir ihn je eher, je lieber, in den Him-

mel schicken, denn sonst schlägt er wieder um, und geht seiner Seligkeit verlustig." — In der That ein Eifer für die Bevölkerung des Himmels, der um so lobenswerther ist, da jeder ehrliche und rechtschaffene Mann zwar nicht seines Kopfes, aber doch — auf gutes Glück! — seiner Seligkeit dabey sicher ist!

Adolph Friedrich bestieg nunmehr ungehindert den Thron, und zwar mit vollkommner Erbgerechtigkeit für seine männlichen Nachkommen. Die Freude der Nation über das neue Regentenhaus mußte um so größer seyn, da aus der Ehe des Königs schon drey Prinzen da waren, die eine lange Dauer der allgemeinen Wohlfahrt verkündigten. Dazu kam, daß der jetzige Fürst von allen andern Verbindungen und eignen Verhältnissen ganz unabhängig war, indem er keine Erbstaaten hatte, und sich seinem neuen Reiche geradezu allein widmen konnte. Außerdem bekräftigte er bey seiner Thronbesteigung nicht nur die Constitution von 1720; sondern ließ sich selbst noch neue Einschränkungen der

königlichen Gewalt zum Besten der Freyheit des Volks gefallen.

Wir haben schon oben bemerkt, daß die königliche Autorität nach jener Constitution nicht viel mehr als ein Schatten, und der König am Ende ein bloßer Scheinkönig war. Mit dieser seiner ursprünglichen Ohnmacht, und den nachher noch hinzugekommenen Einschränkungen war man aber bald auch nicht mehr zufrieden. Man wollte durch neue Schranken und durch neuen Zwang die Lage des Königs völlig zu einem Stande von Minderjährigkeit herunterbringen, worin er weder eignen Willen, noch ein Eigenthum haben sollte. In dieser Absicht geschahen auf dem famösen Reichstage 1756 Schritte, die für den König nicht erniedrigender und demüthigender, und von Seiten der Stände nicht verwegener seyn konnten.

Eine junge Dame, die um die Königin war, hatte nämlich ausgestreuet, daß einige Juwelen der Fürstin zu Hamburg versetzt worden. Man glaubte dieser Sage, und belohnte die Angeberin sogar mit einer Pension. Man schloß, daß für das Pfand gehobene Geld sey zu Bestechun-

gen bestimmt, um die Hofpartey zu vergrö-
ßern, und der König habe Plane gegen die Frey-
heit. Diese Plane müßten vereitelt werden,
und dazu könnte man nicht sicherer kommen, als
wenn man dem Könige die Mittel zu Bestechun-
gen nähme. Dieß könnte am besten geschehen,
wenn man ihn zwänge, die verpfändeten Ju-
welen wieder einzulösen, und dazu würde er
am leichtesten genöthigt werden, wenn die
Stände eine Untersuchung nicht nur der Kron-
juwelen, sondern auch des Demantschmuckes
der Königin verlangten.

Man kann nicht läugnen, daß die Stände
(nach dem 13ten Artikel der 1723 publicirten
Verordnung, wegen Veräußerung der Krongü-
ter) zu einer solchen Untersuchung befugt waren.
Allein ein solches Recht, dessen Reservation
während einer Minderjährigkeit des Fürsten,
oder auch bey einer Thronerledigung allerdings
consequent und wichtig war — ein solches Recht
ohne hinreichenden Grund, und bloß auf ein
unerwiesenes Gerücht auszuüben, verrieth den
schändlichsten Argwohn, und erniedrigte den
König auf die schimpflichste Weise. Dazu kam,

daß die Edelsteine, von denen die Rede war, der Königin, als Braut von dem Grafen Tessin, im Namen des Königs waren überreicht worden, und daß sie dieselben mithin als ihr Eigenthum, nicht aber als ein Pfand der Nation ansehen konnte, wovon sie, so bald und so oft es verlangt wurde, Rechenschaft ablegen müßte.

Die Königin, über dieses Mißtrauen der Stände und über eine so schnöde Behandlung auf das empfindlichste gereizt, weigerte sich, eine Visitation ihres Schmuckes zuzulassen. Sie erklärte aber zugleich, „daß sie die benannten Juwelen von den ihrigen trennen, und sie den Ständen zurückliefern würde, weil sie sich von nun an zu gut hielte, selbige länger zu tragen.“

Diese Erklärung erbitterte die Stände noch mehr. Sie kamen mit einer zweyten weitläuftigen Vorstellung ein, worin sie die Befugniß ihrer Foderung eben so umständlich als nachdrücklich deducirten, und mit folgenden schneidenden Worten schlossen:

„Die Stände wünschen keine Aenderung in Ewr. Majestät Gesinnungen gegen Dero Gemahlin, recht sehr aber, daß der Königin Maj.

Ihre Gesinnungen gegen das Reich ändre. Sie verlangen nichts mehr, als daß man Ewr. Maj. in Ruhe lasse, um Ihre Unterthanen glücklich, und Ihre Regierung ruhmwürdig zu machen. Daher wünschen sie, daß eine Person, deren Wohlfahrt mit Ewr. Maj. Ihrer so genau verbunden ist, beständig in dem Besitze ihrer Ehrfurcht und Ergebenheit bleiben möchte. Uebrigens hegten sie zu des Königs väterlicher Sorgfalt das beste Vertrauen, und — man merke wohl — gebrauchten ungerne die Mittel, die Gott und Recht und Befugniß ihnen sonst ertheilten."

So tief auch der König den Uebermuth und die ungebührlichen Anmaaßungen der Stände in dieser Vorstellung fühlte, und so sehr ihn die vermessene Einmischung seiner Unterthanen in seine häuslichen Verhältnisse kränken mußte, so erlaubte ihm sein ruheliebender und sanfter Charakter dennoch nur Aeußerungen einer Mäßigung, die willig und zuvorkommend die Hand zum Frieden bietet. Er betheuerte in seiner Replik den Ständen: „daß die Königin die Nation liebe und hochachte; er versicherte, daß seine Ge-

mahlin die Stände nie habe beleidigen wollen, und wenn sich in ihre erste Antwort einige harte Ausdrücke eingeschlichen hätten, so rühre dies nicht von dem Willen einer absichtlichen Beleidigung, sondern hauptsächlich davon her, daß die Königin ihr Schreiben in einer Sprache abgefaßt habe, deren sie nicht völlig mächtig sey. Sie habe übrigens diese Juwelen 10 Jahre getragen, ohne daß die Stände sich je die quästionirte Untersuchung hätten einfallen lassen, und eine solche Untersuchung könne sie doch durchaus nicht anders ansehen, als einen Verdacht, der ihre Ehre auf das empfindlichste träfe. Zudem könne sie diese Diamanten, die ihr in seinem Namen als Heyrathsgeschenk überreicht worden, nach einem eignen Artikel des Vermählungstraktats nicht anders als ihr Eigenthum ansehen.“ Weit entfernt, daß diese Nachgiebigkeit des Königs die Stände zu mildern Gesinnungen hätte bringen, und der ganzen verdrießlichen Diskussion ein Ende machen sollen, reizte sie ihren Eigensinn noch mehr. Sie bestanden auf ihrer Foderung, und ließen in ihre neue Antwort die beleidigenden Ausdrücke fließen: Sie bäten

den König, er möge künftig Herr seines Hofes und seines Reichs seyn. Worte, die nach dem, was die Stände schon vorher über die Königin und ihren Einfluß geäussert hatten, keiner weitern Erklärung bedürfen.

Kaum war diese ärgerliche Sache beigelegt, als die Stände noch kühnere Schritte wagten, und die Autorität und Gewalt ihres Regenten selbst in einem Rechte angriffen, dessen Besitz nicht etwa blos das allgemeine Recht, sondern die Natur selbst jedem ordentlichen Vater, als heiliges und unzuverkümmerndes Eigenthum zusichert. Man entriß nämlich dem Könige die Macht, seine Prinzen selbst erziehen, und diejenigen Personen wählen zu können, denen er die Bildung seiner Kinder anvertrauen wollte. War die Verkümmerung und der Raub dieses väterlichen Rechts schon an und für sich höchst kränkend und niederschlagend für den König, so mußte er es durch die Art, wie es geschah, und wie die Stände ihre Usurpation zu motiviren und zu rechtfertigen suchten, noch mehr werden. In ihrer desfalsigen Vorstellung

sagten sie ohne Hehl und Schminke gerade heraus: „daß alle Könige, wenn sie ihren eigenen Neigungen überlassen wären, darnach trachteten, ihre Macht zu erweitern, und daß sie schon aus dieser Ursache Grundsätze und Maximen hätten, die den Absichten und Wünschen des Volks gerade entgegen wären.“ Die nähern Resultate dieser Behauptung und ihrer Anwendung auf die willkührliche Erziehung der königlichen Kinder fallen von selbst ins Auge. Mehrere Ausdrücke in dieser Vorstellung sagen überdem noch deutlicher, daß man dem Könige keine andre als ehrgeizige Absichten zutrauen könne, die auch offenbar auf den Kronprinzen fortgepflanzt werden würden, sobald man die Sorge für seine Erziehung dem Könige überließe. Wie ungerecht diese Voraussetzung und diese imaginaire Besorgniß übrigens gegen Adolph Friedrich war, bewies seine bisherige Aufführung hinreichend. Weit entfernt, Grundsätze und Absichten zu nähren, die man auf solche boshafte Weise ihm unterschob, dürfte ihn eher der Tadel treffen, daß er von Anfang seiner Regierung bis zu Ende zu nachgiebig, zu wenig ehrgeizig war.

Vergebens berief sich der König auf den dritten Artikel der Regierungsform, der ihm die Ernennung der Erzieher des Kronprinzen offenbar zugesteht. Der geheime Ausschuß antwortete auf alle seine Erinnerungen und Einwendungen: „Die Stände des Reichs wären Gesetzgeber und Gewalthaber. Aber Gesetzgebung und Gewalt würde ohne Wirkung seyn, sobald ein Dritter ihnen Hindernisse in den Weg legen könnte. Aus diesem Grunde hätte sich der König durch einen feyerlichen Eid verpflichtet, mit den Ständen immer Eines Sinnes zu seyn, so daß er mit ihren Beschlüssen entweder zufrieden sey, oder zufrieden seyn müsse.“

Und nach diesem anmaaßenden Grundsatze, der jeden Begrif von königl. Würde über den Haufen warf, ernannten die Stände nunmehr nicht bloß den Gouverneur des Kronprinzen, sondern auch selbst die Personen, die ihm zur Aufwartung dienen sollten. Der König mußte sich nicht nur dies gefallen, sondern durch den übermüthigen Willen der Stände sich auch dazu zwingen lassen, einem der bisherigen Lehrer seiner Prinzen, Herrn von Dalin, auf einige

Zeit den Hof zu verbieten. Was die Stände zu diesem Verlangen bewog, ist immer ein Geheimniß geblieben, und besagtem Instructor nie etwas öffentlich zur Last gelegt worden, welches ein solches Verfahren hätte rechtfertigen können. Sein einziges Verbrechen war am Ende wohl kein anderes, als daß er das Vertrauen seines Herrn und die Liebe seines Zöglings besaß, und — dem französischen Systeme abgeneigt war.

Man kann nicht läugnen, daß der Erziehungsplan, den die Stände jetzt für den Kronprinzen entwarfen, und auch die Wahl der Männer, die sie zu seinen Aufsehern und Lehrern ernannten, den höchsten Beyfall verdienten. Allein seine Erziehung war auch schon vorher den besten Händen, und die Instruction, die der König für den Gouverneur seines Sohnes, den Grafen und Reichsrath Tessin, 1749 mit eigner Hand entworfen hatte, war musterhaft, und hob von selbst jeden Verdacht einer Corruption des künftigen Thronfolgers zum Nachtheile der Freyheit der Nation. Nach dieser Instruction sollte bey der Bildung des Prinzen vor allem darauf gesehen werden, daß sein Herz zu reiner

Gottesfurcht, zum Gehorsam gegen seine Eltern und zur Liebe gegen seine Unterthanen gewöhnet würde. Es wurde dem Gouverneur nachdrücklich darin aufgelegt, den Prinzen vor der Einbildung zu bewahren, als wenn ein Theil der Nation besser gegen ihn gesinnt sey, wie der andere. (Eine Anweisung, die der leidige Faktionengeist leider! nothwendig machte.) Ueberdem sollte der künftige Thronfolger zum Studium der Constitution sorgfältig angehalten werden, um seine und die Rechte der Nation ungekränkt zu erhalten zu wissen. Man sollte ihn ferner in der Kriegskunst gehörig unterweisen, ihm die Geschichte, als die beste Lehrerin der Regierungskunst empfehlen, ihm vorzüglich Liebe gegen den producirenden Theil seiner künftigen Unterthanen beybringen, die die Stütze jedes Staats wären; ihn vor Schmeichlern und Verläumdern jeder Art bewahren, und ihm Geschmack an Wissenschaften und Künsten einflößen, der eine Zierde jedes Regenten wäre u. s. w. *)

*) M. s. die Instruction ausführlich in den Genealog. Historisch. Nachrichten vom Jahre 1749. Theil 135. S. 223. ff.

Wer wird in Abrede seyn, daß dieser Plan seinem ganzen Umfange nach wohl überdacht, und seine Tendenz für das Land durchaus wohlthätig war! Und dennoch wollte die Hauptpartey sich überreden, daß herrschsüchtige Marimen darin zum Grunde lägen. In diesem Plane war keine Rede vom künftigen Gehorsam des Prinzen gegen den Senat und die Stände; er führte den Prinzen auf standhafte Vertheidigung seiner Rechte; er gab ihm Anweisung, sich unter dem größern Haufen Freunde zu machen, und endlich wollte eben dieser Plan, daß der künftige Regent auch ein wackrer General werden sollte. In allen dieser Punkten fand man nun eben so viele heimliche Schlingen gegen die Freyheit; jene Freyheit, die die Nation sich so theuren Preises erkauft hatte. Ueber dieses erste Kleinod des Volks könne man — sagten die Hüte — nicht genung wachen, und um es gegen seinen gefährlichsten Feind, gegen den Ehrgeitz des Regenten, zu schützen, müsse man mit Sorgfalt darauf denken, in dem Herzen der künftigen Thronfolger von der ersten Jugend an jeden Keim und die leisesten Regungen irgend

einer

einer despotischen Leidenschaft zu unterdrücken. Man müßte sie früh gewöhnen, sich in die engen Schranken der königl. Gewalt in Schweden zu fügen, um sie nicht in Gefahr zu setzen, nachher Aufwallungen zu haben, die sich mit der Natur der Constitution nicht vertrügen. Zu dem Ende müsse man dem künftigen Thronerben während seiner Erziehung besonders folgende Grundsätze beybringen: — „Niemand sey ein gebohrner Sklave, und Könige würden als Menschen, nicht als Könige gebohren. Das Volk habe ein unstreitiges Recht, die höchste Macht und die damit verbundenen Gerechtsame für sich zu behalten. Die Stände allein hätten die Macht, Gesetze zu geben, und bey Erklärung und Auslegung dieser Gesetze wären die Reichsräthe die einzigen und gesetzmäßigen Rathgeber des Königs. Diesen müsse er zu seines und des Landes Besten ein vollkommenes Vertrauen schenken. Ein schwedischer König müsse mehr von seinem Volke geliebt, als gefürchtet seyn wollen, und dürfe sich daher keinen Zwang erlauben, den kein freyes Volk ertragen könne u. s. w.

Man muß gestehen, daß der Erziehungsplan der Stände (er wurde unterm 26sten Februar 1756 von dem Landmarschall und den Deputirten unterschrieben dem Könige übergeben) im Ganzen vollkommen fähig war, einen guten und tugendhaften Regenten zu bilden. Und wenn man nicht läugnen kann, daß Liebe und Sorge für die Freyheit ihn eines Theils eingaben, so muß man auf der andern Seite doch auch bekennen, daß dieser republicanische Geist von einer Aengstlichkeit begleitet war, die am Ende das höchste Mißtrauen, mithin auch die höchste Beleidigung gegen das regierende Haus in sich schloß. Und schärfer untersucht, mochte es wohl nicht eigentlich die Reichsfreyheit seyn, die man so sorgsam und zärtlich zu bewachen schien! Hinter jenen Grundsätzen eines democratischen Republicanismus verbarg sich am Ende das System der aristocratischen Herrschsucht, und ein ungemäßigter Ehrgeiz, der seinen Triumph darin fand, die einstmalige Souveraine ihre jetzige Unbedeutenheit und Ohnmacht, und dagegen die hohe Gewalt und den entscheidenden Einfluß nicht des Volks — son-

dern der Senatoren und Aristokraten fühlen zu lassen.

Nach diesem unerhörten Eingriffe der Stände in die väterlichen Rechte des Königs thaten sie einen noch kühnern Schritt, dessen Zweck dahin zu gehen schien, den kleinen Ueberrest der königlichen Vorrechte auf einmal und völlig zu vernichten.

Sie kamen nämlich mit der unterthänigen Bitte ein, „daß dem Senate ein königlicher Stempel übergeben würde, dessen er sich statt der königlichen Unterschrift in „allen Fällen, wo diese nöthig wäre, bedienen, „und seinen Ausfertigungen dadurch eben die „Autorität und volle Kraft geben könnte, als „wenn sie von Sr. Majestät eigenhändig „unterzeichnet wären.“ Außer einer etwanigen Krankheit oder Unpäßlichkeit des Königs — lautete es in dieser sonderbaren Addresse — könnte es mehrere Ursachen geben, die den König abhielten, das zu unterzeichnen, was ihm zu dem Ende zugeschickt würde. Dergleichen Zögerungen aber dürften sehr oft von nachtheiligen Folgen seyn, und daher wäre es nothwen-

dig, daß in allen Sachen, wo das Hauptsiegel des Königs bisher gebräuchlich gewesen, ohne Ausnahme ein solcher Stempel des Senats mit des Königs Namen substituirt würde, sobald die königliche Unterzeichnung nicht auf das erste, oder zweyte Ansuchen des Reichsraths erfolgte. „Wir sind in unserm Gewissen überzeugt — sagten die Stände an einer andern Stelle dieser Addresse mit übereilter aber sehr consequenter Offenherzigkeit — daß der erhabene Name des Königs den Befehlen und Ausfertigungen mehr Nachdruck giebt.“ War dies nicht offenbares Bekenntniß, daß man durchaus einen Namenkönig brauche, um den großen Haufen durch die Täuschung, daß ein König im Staate den Vorsitz habe, desto sicherer zu regieren? Und leuchtet aus eben diesem Geständnisse nicht klar in die Augen, daß der größere Theil der Nation der Monarchie zugethan, und daß diese Zuneigung desselben gegen die Souverainität dem Senate kein Geheimniß war?

Der König erwiederte auf diese exorbitante Foderung: „Er könne die Beschlüsse des Senats nicht eher unterschreiben, als bis er sie

untersucht und geprüft hätte.“ Bey dieser Aeußerung stützte er sich offenbar eben so sehr auf die Heiligkeit seiner Pflicht, als auf das Recht seines Berufs. Aber aus diesem Gesichtspuncte sah der Reichsrath diese Erklärung nicht an. Man gab ihr im Gegentheil die gehässigste Deutung, und fand in ihr ein ungebührliches Mißtrauen gegen den Senat, und selbst auch die geheime Absicht, den Reichsrathsbeschlüssen sich durch Mehrheit zu widersetzen. Nun nahm der Senat den 16ten Artikel der Constitution zu Hülfe, und legte ihn so aus,“ daß ein Beschluß des R. R. durch die Pluralität gültig sey, der König möge ihn genehmigen oder nicht.“ „Das Reich — hieß es weiter — müsse nach den Gesetzen, nicht aber nach dem Gewissen des Königs regiert werden. Es komme also nicht darauf an, daß der König die Beschlüsse des Senats erst untersuche, sondern nur darauf, daß er durch seine Unterschrift für die Vollziehung derselben sorge.“ Der König gab in seiner Erwiederung auf diese Erklärung seinen Schmerz über eine so verkehrte und gehässige Auslegung seiner Grundsätze rührend und an-

ziehend zu erkennen. Er bat, „man mögte ihm doch die Freyheit nicht rauben, seine Unterschrift zu verweigern, wenn er in den Beschlüssen des Senats etwas gegen seine Ueberzeugung und gegen sein Gewissen fände.“ Aber aller Bitten und Vorstellungen ungeachtet, mußte er in seiner Ohnmacht endlich auch in diesem Stücke, wo es auf eines seiner wesentlichsten Vorrechte ankam, nachgeben, und in den Gebrauch eines solchen Stempels willigen. Auf diese Art erhielten Verordnungen, die er nicht entwarf, Beschlüsse, in die er nicht willigte, seine Unterschrift und volle Kraft. Die auswärtigen Angelegenheiten wurden zwar an ihn gerichtet. Allein diese Ehre war weiter nichts, als leere Formalität. Die eigentliche Majestät und ihre Rechte beruheten auf dem Senate. Dieser entschied, und der König hatte keinen Willen. Er war — wie ein neuerer Schriftsteller sich passend ausdrückt — die todte Ueberschrift eines Staatsgebäudes, das für einen König aufgeführt war, in dem aber keiner weniger zu sagen und anzuordnen hatte, als gerade der König.

Allen diesen, fast unglaublichen, Kränkungen des Königs gieng noch eine andere voraus, deren Anlaß unbedeutend war, in dem aber die jetzige Erbitterung des Senats gegen den Regenten am Ende hauptsächlich ihren Grund hatte. Der schrankenlose Ehrgeiz der Senatoren fand sich nämlich durch einen (schon 1755 gegebenen) königlichen Befehl, „daß außer den königlichen Kutschen kein Wagen in den innern Schloßhof fahren sollte," höchlichst beleidigt. Die Gemahlinnen der Reichsräthe Höpken und Scheffer fuhren einige Tage nach der Publication dieses Befehls zur Cour nach Hofe, und ihre Kutscher waren angewiesen, gerades Wegs in den innern Schloßplatz zu fahren. Allein die Schloßwache verweigerte die Einfuhr. Die Senatoren waren schlau genug, wegen dieser vermeinten Verachtung nicht bloß um ihrer selbst willen Klage zu führen. Sie steckten sich hinter den französischen Gesandten, und bewogen diesen, die Einfahrt in den Schloßhof ebenfalls zu versuchen, und wenn man sie ihm verweigern würde, alsdann seine Klage beym Senate anzubringen. Würde ihm dieses wichti-

ge Vorrecht aber gestattet, so hätte alsdann jedes Mitglied des Reichsraths, wegen Gleichheit des Ranges, auf diesen Vorzug eo ipso rechtmäßigen und gegründeten Anspruch. Der Versuch fiel nach Wunsch, und seiner Absicht gemäß aus. Nun gieng der Senat weiter. Der Oberst der Garde wurde wegen der den Reichsfrauen wiederfahrnen Beleidigung zur Rede gestellt. Er entschuldigte sich damit, daß der ganze ärgerliche Vorfall ohne sein Wissen geschehen sey, und schob die Schuld auf den Unterofficier. Dieser wurde ohne weitern Anstand auf Befehl des Senats arretirt. Der König erfuhr den ungebührlichen Schritt des Reichsraths mit dem höchsten Unwillen, gab dem Obersten der Garde Befehl, den arretirten Unterofficier so gleich wieder auf freyen Fuß zu setzen, und verbot, dem Senate über diese Sache weder Rechenschaft zu geben, noch desfalls Befehle von demselben anzunehmen. Er cassirte auf diese Art das voreilige und gesetzwidrige Betragen des Senats gänzlich. Er erschien nachdem deshalb in der Rathsversammlung selbst, und rechtfertigte die Cassation der reichsrätlichen Pro-

cedur mit den Gardereglements Friedrich I., und selbst mit seiner Verordnung des letzten Reichstags, in welcher ausdrücklich bestimmt war, „daß die Garde bloß vom Könige Befehle anzunehmen habe.“ In dieser Erklärung des Königs, die sich offenbar auf ein bestimmtes Recht gründete, fand der Senat indeß eine Verletzung, und was noch mehr war, eine heimliche Untergrabung der Freyheit. Er schützte zugleich vor, daß er nicht mehr sicher sey, wenn die Garde nicht unter seinen Befehlen stände, und wenn der König sich eine unbedingte Macht darüber zueignen wollte. „In diesem letztern Falle erhebe der König seine Person über die höchste Regierung, (den Senat,) und sobald man eine solche Usurpation in irgend einem Stücke zulasse, so sey es um die gute Sache der Freyheit gethan, und der Despotismus sey dann wieder im Keime seines Glücks.“

Durch Vorspiegelungen dieser Art, und durch die spitzfündigsten Folgerungen suchte der Reichsrath diese unbedeutende Sache zur Angelegenheit der Nation zu machen. Er drang daher auf einen besondern Reichstag, „um, wie

es im Convocationsschreiben hieß, die Nation wegen der Gefahren ihrer Freyheit zu warnen.“ Zu eben der Zeit drang auch der König auf eine Zusammenberufung der Stände, — um bey der Nation Hülfe zu suchen, und durch sie entscheiden zu lassen, „ob die Reichsräthe seine Vormünder oder bloß seine Räthe seyn sollten.“

Wir haben schon gesehen, wie die Nation — oder eigentlicher die Hutparthey — entschied, und wie der König auf diesem Reichstage beynahe zur völligen Unmündigkeit herabgesetzt wurde. Er selbst ertrug seine Demüthigungen mit einer Gelassenheit und einem Kaltsinne, der die dreisten Anschuldigungen seiner Gegner am besten widerlegte. Allein die Gewaltthätigkeiten, die man sich gegen ihn erlaubte, und die Willkühr, mit welcher der Senat und die Stände die Constitution und die Gesetze — immer unter dem erborgten Scheine der Freyheit — handhabten, waren zu ausschweifend, als daß sie nicht unbefangnen Patrioten hätten die Augen öffnen, und diese mit Nachdruck auffordern sollen, jenem Unfuge ein Ende zu machen.

Und diesen großen und kühnen Plan entwarfen der Obrist Graf Brahe, der Oberhofmarschall Baron Horn und der Obrist der königlichen Leibwache Graf Hårdt. „Man kann sich — sagt der Letztere bey Gelegenheit der Anlässe und des Erfolgs dieser patriotischen Conspiration — keine ärgere politische Zerrüttung denken, wie sie damals (1756) in Schweden war. Bitterkeit und Haß herrschten gleich heftig unter den beyden Partheyen (der königlichen und der prädominirenden Hutparthey.) Wuth und Raserey brachen von allen Seiten aus. Die Geistlichkeit, der Adel, der Bürgerstand, selbst die Bauern, alle wollten den Senat nach ihren Einfällen regieren. Sie tobten einer gegen den andern und verfolgten sich ohne Schonung. Die Parthey des Senats glaubte sich von dem schrecklichsten Despotismus bedroht, und die Parthey des Hofes besorgte die fürchterlichste aristokratische Tyranney. Die erstere Parthey wurde von Frankreich unterstützt, und war die mächtigste. Aber eben diese Vereinigung mit Frankreich war die Grundquelle aller Uebel des Staas. Der Hof wurde schaamlos

verhöhnt, und die, welche sich für die Hofpar-
they erklärten, wurden unerhört verfolgt. Leu-
te, die nicht das mindeste Verdienst hatten, wur-
den zu den höchsten Ehrenämtern befördert, und
auf eine empörende Art wurden bey jeder Gele-
genheit Recht und Unrecht, gesetzmäßige Ordnung
und Mißbrauch, Freyheit und Zügellosigkeit, kö-
niglich[es] Ansehen und Despotismus vermengt."

Solche empörende Mißbräuche machten eine Revolution wünschenswerth, selbst noth-
wendig. Wurde ihr Plan redlich entworfen und mit Klugheit und Glück ausgeführt, so hat-
ten die Urheber desselben entschiedene Verdienste ums Vaterland, und den gerechtesten Anspruch auf den Dank der Nation. Was die Natur dies-
ses nun bekannten Projekts selbst anbetrifft, so sieht man, daß der uneigennützigste Patriotis-
mus, und die lauterste Liebe gegen den König und zugleich auch gegen die Nation dasselbe ein-
gaben. Man wollte die Regierungsform wieder auf den Fuß bringen, wie sie in der glänzendsten Periode des Reichs, unter Gustav Adolph, gewesen war. Um ein Werk von so großem Um-
fange ohne vieles Blutvergießen zu Stande zu

bringen, beschloß man, sich nicht zu übereilen, sondern eine günstige Gelegenheit abzuwarten, die sich bey dem ungebürlichen Verfahren und der immer höher steigenden Arroganz und Gewaltanmaaßung des Senats früher oder später, aber gewiß bald darbieten würde. Zugleich sollten Emissarien in den Provinzen, besonders im Dahllande, das Volk nicht nur auf eine solche Revolution vorbereiten, sondern es selbst zum ersten Werkzeuge ihrer Ausführung machen. Bey der Liebe, welche die Bauern für ihren König hatten, bedurfte es nur einer einfachen Schilderung seiner jetzigen unterdrückten und traurigen Lage, um sie gegen die Unterdrücker in Harnisch zu bringen. Sobald man nun einer solchen Stimmung des Volks und eines Aufstandes der Dalbauern zum Vortheile des Hofes versichert seyn könnte, dann sollte der Reichsrath durch die Garden aufgehoben, und durch den Dalaufruhr der Sturm der Regierungsveränderung von Provinz zu Provinz verbreitet werden. ꝛc. ꝛc.“

Man betrieb diesen großen und wohlüberdachten Plan noch mit der größten Verschwie-

genheit, als sich eine Begebenheit ereignete, welche dem ganzen Entwurfe einen höchst tragischen Ausgang gab. Der Baron Horn hatte nicht Geduld genug gehabt, die Vollführung der Revolution zu erwarten. Er ließ durch einige Vertraute, unter denen sich — man bedenke die Unvorsichtigkeit! — sogar ein königlicher Laufer und drey Unterofficiere befanden, den Pöbel in Stockholm zum Besten des Hofes aufhetzen. Nun versammelte sich (am 25sten Junius 1756) das Volk des Abends ganz unerwartet zu mehrern Tausenden. Die Mißvergnügten wußten schon, daß der Graf Brahe das Oberhaupt der Parthey sey, die eine Revolution im Sinne hatte. Sie schickten also an ihn drey Deputirte, die ihn, da sie ihn nicht zu Hause trafen, bey dem Grafen Hårdt aufsuchten, ihn dort fanden, und erklärten, „daß sie um Mitternacht alle bewaffnet seyn würden, um gewisse Herren gefangen zu nehmen, welche den König auf tausenderley Weise kränkten und beschimpften.“ Hårdt und Brahe baten die Aufrührer, ruhig zu bleiben, und die Ausführung ihres Projects auf eine gelegnere Zeit zu verschieben. Aber ver-

gebens. Nach einer Stunde waren eben die Abgesandten wieder da, und brachten die Nachricht, „daß es mit dem Aufschube schon zu spät sey. Alles wäre schon in Bewegung, um sich auf dem Versammlungsorte zu vereinigen.“ In dieser kritischen Lage giengen beyde Grafen zum Könige, um ihn zu bereden, seine Parthie zu ergreifen, entweder zu siegen oder zu sterben. Allein zu diesem heroischen Schritte hatte der König nicht Entschlossenheit genug. Seinen friedlichen Neigungen war ein solcher Gewaltstreich durchaus zuwider. Alle Vorstellungen, selbst das Bitten und das Anerbieten seiner Gemahlin, sich in diesen entscheidenden Augenblick mit ihm zu Pferde zu setzen, und überall zu begleiten, waren vergebens. Unterdessen war das Complott schon entdeckt. Der Verräther war ein Unterofficier von der Garde, Namens Schedwin, ein Vertrauter der Capitaine Stahlschärd und Pucke, die von Anfang an um das Project wußten, und es eifrig betrieben hatten. Sogleich versammelte sich der Senat. Weil er sich nicht völlig auf die Garnison verlassen konnte, so wurde die Bür-

gerschaft zu den Waffen aufgeboten. Drohende Schaaren durchstrichen nun die Straßen, jagten die Mißvergnügten auseinander, und schleppten einen Haufen derselben in die Gefängnisse. Am folgenden Tage wurden Baron Horn, Graf Brahe, und die eben genannten Officiere arretirt. Von den Häuptern der Verbindung entkamen nur der Landrichter Baron Wrangel, ein Lieutenant Gyllenspetz und der Graf Hårdt, die sich alle nachdem in Preußen aufhielten.“ Mein Dienst — erzählt der Letztere in seinen Memoiren — rief mich den folgenden Tag nach jenem unglücklichen Abend an den Hof. Ich speißte beym Könige zu Mittage. Man sprach nichts; man sah sich einander an. Nur die Königin behielt ihre Fassung. Nach Tische gieng ich zum Grafen Brahe, der die Sache noch nicht für so ernsthaft ansah, als sie wirklich war. Aber gleich nachher erfuhren wir, daß der Baron Horn eingezogen sey. Von ihm konnten wir leicht vorhersehen, daß er nicht standhaft genug seyn würde, seine Complicen zu verschweigen. Ich kam zu Hause und erfuhr, daß außer mehrern Personen auch ein junger

Offi-

Officier arretirt wäre, der mir aus Dankbarkeit sehr zugethan war. Man brachte ihn auf die Marterbank, um von ihm das Geständniß des ganzen Complotts herauszubringen. Er hielt die Tortur mit stoischem Muthe aus, und hatte nachher noch Stärke genug, mir folgenden Zettel zu schreiben:"

„Ich komme aus der Hölle. Man hat mich in Ansehung Ihrer viel gefragt, und vorzüglich mich auch wegen der Patronen quästionirt, von denen man ausgesagt, daß sie sich in dem Hause des Grafen Brahe befänden. Die Martern brachten mich zum Geständnisse, daß ich um die letztern wüßte. Aber in Ansehung Ihrer habe ich geantwortet, daß auch der Teufel selbst mich zu keiner Lüge bringen würde."

„Sobald ich diesen Zettel erhielt, — fährt Hardt fort — schickte ich ihn sogleich an den Grafen Brahe, und schrieb bloß die drey Worte darunter: „Je me'n vais." (Ich gehe davon.) Wollte Gott! er wäre meinem Beyspiele gefolgt! Meine Frau war außer sich. Wir umarmten uns ohne ein Wort hervorbringen zu können, und ich reisete in Begleitung eines Freundes bey Nacht in einem Boote ab. Ich hatte zum Glück ehrliche Schiffer, die ich gut bezahl-

te. Erst spät nach meiner Flucht erfuhr man, welchen Weg ich genommen. Zehn Meilen von Stockholm stieg ich ans Land, gieng zu einer Person meiner Bekanntschaft, nahm dort ein Pferd, und reisete nur bey Nacht. Des Tages begab ich mich in irgend eine entlegene Hütte mitten in einem Walde, von welcher Art Hütten es in dieser Gegend viele giebt. Mein Bruder lebte auf einem seiner Landhäuser, 40 Meilen von der Residenz. Eine halbe Meile von seinem Wohnorte lag ein Weiler, der ihm auch zugehörte. Hier ruhte ich mich im Vorbeygehen aus, nahm die gehörigen Maaßregeln, mich bey den Bauern nicht zu verrathen, und ließ meinen Bruder rufen. Er wußte noch nichts von dem, was in Stockholm vorgefallen war, und mein trauriger Besuch mußte ihn bestürzen. In der folgenden Nacht stieg ich durch ein Fenster in sein Haus, damit keiner seiner Bedienten meine Ankunft erführe. Er hatte einen Freund in der Nähe, der Officier unter dem dortigen Cavallerieregimente war. Diesen ließ er rufen, und der brave Mann erbot sich, mich an die Gränze zu begleiten. Er gab vor, daß

er Pferde für sein Regiment einkaufen wollte, und ich begleitete ihn in einer alten Livree, als Bedienter. Wir ritten Tag und Nacht durch, bis wir nach Helsingborg kamen. Hier nahm ich ein Boot, und fuhr bey Nacht über den Sund. Des Morgens gieng ich in die Stadt Helsingoer, wo der Commendant mein Anverwandter und Freund war. An der Thür gab ich mich für einen Bedienten aus, der mit dem Commendanten zu sprechen hätte. Aber die Domestiken sahen mich für einen Bettler an. Ich bestand indeß darauf, daß ich ihrem Herrn nothwendig gemeldet werden müsse. Der General kam endlich selbst, um zu sehen, was es gebe. Ich entdeckte mich ihm, und er hatte schon von Stockholm einige Nachricht. Er gab mir Wäsche und Kleider, und schickte einen sichern Boten an meine Frau nach Stockholm. Inzwischen war meine Flucht schon in allen Zeitungen und Intelligenzblättern bekannt gemacht, und ein Preis auf meinem Kopf gesetzt worden. Man hatte mich in Stockholm unter Trommelschlag aufgefodert, mich zu stellen und 1000 Ducaten dem versprochen, der mich schaffen, oder mei-

nen Aufenthalt sicher angeben würde. Eine Menge Emissarien wurden mir nachgeschickt, und an mehrere Höfe ergiengen Reclamationen, mich im Betretungsfalle ausliefern zu lassen. Unter solchen Umständen konnte meines Bleibens in Helsingoer nicht lange seyn. Ich reis'te zwey Tage nach meiner Ankunft, unter dem Namen und Paß eines Fremden, von dort nach Hamburg. Hier hatte aber der Schwedische Resident schon Ordre, auf mich zu vigiliren, und ich gieng nun zu dem Fürsten von Waldeck. Der Senat erfuhr indeß meinen Aufenthalt, und ersuchte den Kaiser, mich aretiren zu lassen. Waldeck erhielt das kaiserliche Schreiben; ich blieb aber unangetastet, reisete jedoch zu mehrerer Sicherheit nach der Schweiz. Inmittelst hatte der Großfürst von Rußland, Peter III., allen durch diese Conspiration unglücklich gewordenen Schutz versprochen, und meine Frau gieng deshalb zu ihrer Schwester nach Hollstein, wohin ich ihr ein halbes Jahr nach meiner Flucht von Stockholm folgte, einige Zeit zu Kiel lebte, und 1757 in Preußische Dienste trat. *)

*) Memoires d'un Gentilhomme Suedois, ecrits pendant sa retraite. p. 166. epp.

Asiatischer Despotismus hätte in einem ähnlichen Falle nicht weniger Rücksicht auch nur auf den Schein von Gerechtigkeit nehmen können, als sich in dem Betragen der herrschenden Parthey bey dem Verhöre der unglücklichen verhafteten Conspiranten zeigte. Sie mußten sich zur Verantwortung vor ein sogenanntes geheimes Tribunal stellen, dessen Mitglieder von den Ständen aus ihren eignen Mitteln erwählt wurden. Außer den Partheyen durfte Niemand dem Verfahren dieses Forums beywohnen, das weder durch Gesetz, noch Form und Herkommen gebunden war, sondern lediglich Willkühr und eigenes Gefallen zur Richtschnur seiner Proceduren und Sentenzen machte. Da die Organe dieses Gerichtshofes von den Ständen selbst, mithin von der herrschenden Parthey erwählt waren, so bestanden sie offenbar aus eben den Leuten, gegen welche die Beleidigungen, wegen derer man die Gefangenen zur Verantwortung zog, begangen waren. Konnte man da wohl Unpartheylichkeit erwarten? — Auch nicht einmal Mitleiden und Erbarmen ließ sich hoffen, da zu der Richtung,

welche der Eigennutz der Sentenz dieses Tribunals schon allein geben mußte, noch die Wuth der Faction kam!

Alle Bekenntnisse der Unglücklichen wurden durch die Tortur erzwungen, die damals in Schweden entsetzlich und wahrhaft höllisch war. Der Hauptbeweis gegen den Grafen Brahe war, „daß er auf seinem Landgute Kugeln und Kartätschen hätte machen lassen.“ Dies war wirklich geschehen. Der Stallmeister des Grafen wußte darum, und hatte, aus Furcht und um sich in Sicherheit zu setzen, die Aussage davon gethan. Brahe führte zu seiner Vertheidigung an, „die Patronen — deren man etwa 3 bis 400 Stück fand — wären auf Befehl des Königs gemacht worden, um im Falle eines unerwarteten Angriffs nicht ohne gehörige Vertheidigungsmittel zu seyn.“ Aber alle Entschuldigungen der Gefangenen wurden nicht gehört. Vier Wochen nachher wurden Brahe, Horn, die Officiere Stahlswärd und Pucke nebst noch vier andern Complicen verurtheilt, und enthauptet. Nach ihrer Hinrichtung erfolgten noch mehrere Bluturtheile, besonders

gegen die Mitverschwornen im Dahllande. Graf Hardt, der Landrichter Baron Wrangel und der Lieutenant Gyllenspetz wurden ebenfalls zum Schwerdte verdammt, sobald man sie in peinliche Gewalt bekommen würde. Und bis dahin schlug man ihre Namen an den Galgen.

Das Verbrechen, wodurch diese Männer ihr Leben und ihre Ehre verlohren, war keineswegs hinreichend erwiesen, sondern an und für sich von sehr zweifelhafter Beschaffenheit. Es hatte gar nicht den Anschein, daß ihr Vorhaben gewesen, den König zu einem unumschränkten Monarchen zu machen. Sie wollten ihn nur in seine gesetzmäßigen Rechte wieder setzen. Und da in einer freyen Regierungsverfassung jede Usurpation der Gewalt, sie sey nun von Seiten der Krone, oder von den Volkszweigen der Gesetzgebung, der Freyheit gleich gefährlich werden kann, so ist der Widerstand am Ende in dem einen Falle eben so gut zu rechtfertigen, wie in dem andern. Vergebens führte die Stimme der Unpartheylichkeit diese gegründete Reflexion zum Vortheile der Unglücklichen an, und vergebens verwendete sich der König

mit seiner Gemahlin bey den harten Richtern und bat auf die erniedrigendste Art um eine Milderung des Urtheils! Man gab auf diese Bitte eine Antwort, die eben so unehrerbietig als verwegen abgefaßt war. Um indeß nicht naher Zeuge von den Martern und der Aufopferung seiner Freunde zu seyn, ging der König gleich nach der Entdeckung des unglücklichen Complotts mit seiner Familie nach Drottningholm.

Auf solche Art sah Adolph Friedrich durch die Intriguen und Gewaltthätigkeiten der Hüte nicht nur seine Gemahlin auf die schnödeste Art verhöhnet, seine väterlichen Rechte durch die vermessensten Schritte gekränkt, seine Majestät zu einer Ohnmacht und Unbedeutenheit herabgebracht, in der er nicht mehr über seinen eignen Willen und über seine Unterschrift disponiren konnte; sondern — was für sein edles Herz gewiß noch schmerzhafter war, — auch seine Freunde wegen ihres Eifers für ihn entweder aufs Schafott gebracht, oder als ehrlos auf immer aus dem Vaterlande verwiesen. Französisches Geld und französische Eingebungen hatten seine Gegner in

Stand gesetzt, alle diese Streiche gegen ihn und seine Autorität auszuführen. Nichts war also natürlicher, als daß er zu seiner Rettung dasselbe Mittel wählte, dessen die Aristokraten sich mit so gutem Erfolge gegen ihn bedient hatten.

Er wandte sich in dieser Absicht an England und Rußland. Der brittische Hof hatte schon seit geraumen Jahren keinen Minister in Stockholm, und die französische Parthey wußte die Aufnahme eines englischen Gesandten am Schwedischen Hofe immer zu hintertreiben, weil sie voraussah, daß er ihren Planen und Entwürfen gefährlich werden könnte. Dennoch wurde von einer angesehnen Person in Stockholm ein Memoire an den Londner Hof geschickt, worin die Lage des Königs eben so wahr, als stark und rührend geschildert ward. Diese Vorstellung verfehlte ihren Zweck um so weniger, da dem englischen Hofe daran gelegen war, der französischen Regierung in Schweden ein Ende zu machen. In dieser Absicht communicirte England nicht bloß mit dem Könige, sondern auch mit allen vornehmern Schweden, von denen man wußte, daß sie dem bisher herrschenden Syste-

me abgeneigt waren. Es wurden von London große Summen nach Stockholm geschickt, um den Hof in den Stand zu setzen, seine Parthey theils mehr zu beleben, theils durch Corruption sie zu vergrößern. In Ermanglung eines eigenen Ministers in Schweden wurde das ganze Geschäft durch den brittischen Gesandten in Copenhagen, Goodrick, besorgt. Dieser stand mit dem damaligen schwedischen Geschäftsträger am dänischen Hofe, Herrn Farel, einem heimlichen Gegner der Hüte, in genauester Verbindung. Die englischen Bemühungen hatten also guten Fortgang. Und was diese nicht vermogten, die herrschende Parthey verhaßt zu machen, brachte die eigne heillose Politik der letztern bey Gelegenheit des siebenjährigen Krieges vollends zu Stande.

Eben das System, dieselbe Denkungsart, eben die großen Erwartungen von Siegen und Vortheilen und dieselben auswärtigen Triebfedern, welche vormals die finnische Expedition hervorgebracht hatten, bewirkten auch diesmal die Theilnahme Schwedens an dem großen Verein gegen das Haus Preußen. Am 14ten May

1757 erklärte der schwedische Comitial-Gesandte zu Regensburg, Herr von Greifenheim, in Gemeinschaft mit dem französischen Minister, „daß Schweden, als Garant des Westphälischen Friedens nicht nur befugt, sondern selbst auch verpflichtet sey, an diesem Kriege Theil zu nehmen, um die Ruhe in Deutschland wieder herzustellen. — Zu gleicher Zeit sammelte sich unter Anführung des Feldmarschalls Ungern-Sternberg in Pommern eine schwedische Armee von 17000 Mann. Sie gieng am 13ten September über die Peene, nahm Demmin, Anclam und die Inseln Usedom und Wollin weg, drang selbst in die Uckermark vor, und ließ sich ansehnliche, jedoch mit Gelindigkeit beygetriebene Kriegssteuern bezahlen. Die Schweden fanden auf diesem Zuge fast gar keinen Widerstand. Die damalige Preußische Besatzung in Stettin war kaum 2000 Mann stark, mithin zu schwach, dem Vordringen der Feinde Einhalt zu thun. Aber dies Glück der schwedischen Waffen war nur von kurzer Dauer. Der russische Feldmarschall Graf Apraxin zog sich nach der siegreichen Schlacht bey Großjägerndorf ganz

unerwartet mit seinem Heere aus Preußen zurück, und schaffte dem Berliner Hofe von dieser Seite Luft und Erleichterung. Nun führte Lehwald sein Corps nach Pommern, und die Schweden kamen ins Gedränge. Ungern-Sternberg suchte Hülfe bey dem Herzoge von Richelieu. Er stellte diesem dringend vor, daß er bey der Schwäche seiner Armee genöthigt seyn würde, ungeachtet der schlimmen Jahrszeit seine Truppen einzuschiffen, und nach Schweden zurückzukehren. Die erbetene Hülfe erfolgte nicht, und die Schweden mußten bey Ankunft des Lehwaldschen Heers alle ihre Eroberungen aufgeben, und sich unter die Kanonen von Stralsund zurückziehen. Anklam und die Peenemünder-Schanze wurden indeß auf einige, aber nur kurze Zeit, von ihnen behauptet. Bey der Belagerung der letztern zeichnete sich die Bravour der schwedischen Besatzung auf die ehrenvollste Art aus. Eine glühende Kugel setzte das Dach ihres Pulvermagazins in Brand, und während man Anstalt zum Löschen machte, stiegen mehrere wackre schwedische Soldaten, ohne der augenscheinlichen fürchterlichen Gefahr zu

achten', in die Keller, schleppten die Pulverfäs-ser heraus, und warfen sie ins Wasser.

Stralsund ausgenommen, war ganz Schwe-disch-Pommern nunmehr in den Händen der Preußen. Auch behaupteten diese bis an die Thore jener Festung ihre Winterquartiere, und hielten die Schweden daselbst und auf der Insel Rügen wie belagert. Diese Einschließung dau-erte bis in die Mitte des Junius (1758) als Graf Dohna (der jetzt das Commando der Preußischen Armee in Pommern führte, weil der Feldmarschall Lehwald, seines Alters und seiner Kränklichkeit wegen, abdankte,) dieselbe aufgeben mußte, weil die Russen von Neuem die Neumark und Pommern bedrohten. Durch seinen Rückzug bekamen die Schweden wieder volle Freyheit, in die brandenburgischen Pro-vinzen vorzudringen. Sie nahmen auch am 27sten Juli die Peenamünder-Schanze wieder ein, machten die dortige Besatzung von 300 Mann zu Kriegsgefangenen, und 4 Wochen nachher (nach der Schlacht bey Zorndorf) stan-den ihnen alle Märkische Provinzen offen. Sie konnten ohne Widerstand bis Berlin vordringen,

und sich dieser Residenz, worin sich der Schatz, die Stückgießerey, die Gewehrfabriken, die Pulvermühlen, die Mondirungs- und Munitions-Magazine fast für die ganze Preußische Armee befanden, beynahe ohne Schwerdtstreich bemeistern. Aber die Befehle des Reichsraths, der diesen Krieg gänzlich dirigirte, waren immer zweydeutig; und der Armee fehlte es fast an Allem, was zum Kriege unentbehrlich ist. Die Pferde, die man aus Schweden zur Fortbringung der Artillerie und des Gepäcks schickte, waren zum Theil der Transportkosten nicht werth. Das Schießgewehr der Soldaten war so untauglich, daß selbst beym Exerciren mehr als die Hälfte versagte. Ueberdem liefen die Gelder für die Löhnung und andre Kriegsausgaben nur höchst langsam und dürftig ein. Und dennoch brach die Armee unter Hamilton nach Prenzlau auf, um von da weiter auf Berlin loszugehen. Obgleich in der ganzen Uckermark kein Soldat war, der sich ihnen widersetzen konnte, so war der Marsch wegen der angeführten Umstände dennoch höchst langsam. Ueberdem nahm man unrichtige Wege. Der Marquis von Mont-Alembert,

der bey der Armee war, empfahl den schwedischen Generalen die Route über Templin nach Zedenick, und dann längs der Havel nach Berlin. Statt dessen aber marschirte man, auf den irrigen Rath des General Lieven, nach Ruppin, und postirte sich hier bis hinauf nach Fehrbellin.

Inmittelst schickte Friedrich II. den General Wedel mit einigen Truppen ab, um die Residenz zu decken. Zugleich detaschirte der Herzog von Bevern von Stetin aus ein Corps Preußischer Infanterie und Husaren über die Peene, und zwang die Schweden, Anklam und Demmin zu verlassen, und sich nach Stralsund zurückzuziehen. Durch diese Diversion erhielten die Preußen in Pommern wieder freye Hände. Sie streiften abermals bis unter die Thore von Stralsund, und brandschatzten die ganze Provinz. Während dessen kam die schwedische Armee bey Ruppin in die traurigste Lage. Die Preußen schnitten ihr alle Zufuhr ab. Der Soldat hatte täglich kaum ein halb Pfund Brodt, und mehrere Tage hindurch auch nicht einmal Salz. Ueberdem fehlte es ihr an nöthiger Kleidung. Der größte Theil der Armee hatte weder Schuhe

noch Strümpfe mehr auf den Beinen, und 300 Mann — lagen krank. Und doch wollte der Senat in Stockholm, daß sie Eroberungen machen sollte. „Sie hat Pulver und Kugeln und Bley und Bajonette, sagte man, und das ist genug!“

Anlaß, Zweck und Bedeutung dieses auffallenden Raisonnements der Herren in Stockholm lassen sich leicht errathen. Im gegenwärtigen Falle war indeß eine solche Sprache nicht etwa verfehlt; sie war höchst ungerecht gegen die wackern Truppen, die die bey Tarnow wüthend einhauenden preußischen Dragoner und Husaren mit dem Bajonette auffiengen, und die sich von den Feinden nur bey den Haaren aus dem Gliede reißen ließen! *)

Nach

*) Wedel griff bey Tarnow 100 schwedische Reuter und 200 Mann Infanterie an. Die erstern giengen der preußischen Cavallerie mit der bravsten Entschlossenheit entgegen, wurden aber umringt, und theils niedergehauen, theils gefangen. Nun schloß die übrige Infanterie ein enges Quarree, daß die Preußen ohngeachtet der ungestümsten Angriffe nicht zu brechen, und auseinander zu sprengen vermögend waren. Die Dra-

Nach der unglücklichen Schlacht bey Hochkirchen erhielt Wedel Befehl nach Sachsen zu marschiren. General Mannteufel, der mit einem sehr kleinen Corps zurückblieb, war zu schwach, die Schweden mit Gewalt zu vertreiben. Aber er hatte mächtige Unterstützung in den falschen Maasregeln des schwedischen Senats, und besonders in dem großen Mangel, der die feindliche Armee drückte. Hamilton war deshalb genöthigt, die Truppen im November und December, (1758) nach Stralsund und Rügen zurückzuziehen, wobey Mannteufel ihn beständig verfolgte. Durch diese Retraite, und durch das Anrücken des Generals Dohna wurden gleich zu Anfang des folgenden Jahrs Anklam und Demmin zur Capitulation genöthigt, und im April gieng auch die Peenamünderschanze wieder an die Preußen über. Nach der Schlacht

goner von Plettenberg stürzten wie Rasende in die Bajonette der Schweden. Ein Unterofficier von diesem Regimente ergriff einen schwedischen Officier beym Haarzopf, und riß ihn so aus dem Gliede. Mit gleicher Entschlossenheit und Muthe behaupteten die Schweden ihren Posten in Fehrbellin, aus welchem Orte Wedel sie vergebens zu vertreiben suchte.

bey Kunnersdorf mußte indeß Dohna wieder zur Armee des Königs stoßen, und Pommern räumen. Nun drangen (im August 1759) die Schweden wieder ins Brandenburgische vor, rückten bis Prenzlau und trieben in der Uckermark und in der Grafschaft Ruppin wieder starke Brandschatzungen ein. Bey Annäherung des Winters zogen sie sich indeß, wie in diesem ganzen Kriege bisher immer geschehen war, wieder in ihr eigenes Land. Man lag in guter Ruh in den Winterquartieren, als Mannteufel am 30sten Januar 1760 ganz unvermuthet in Pommern einbrach. Der erste Angriff geschah bey Anklam und Stolpe. Bey letzterm Orte stand ein Fähndrich, Stråle, mit 24 Mann. Umringt von einigen hundert Husaren wollte er doch von keiner Capitulation hören. Mit rasendem Muthe suchte er sich durchzuschlagen, bis er voller Wunden und mit einem Reste von zwey Mann gefangen genommen wurde. Während dessen aber sammelten sich die schwedischen Regimenter bey Greifswald, und rückten dem Feinde entgegen. Bey ihrer großen Uebermacht mußte Mannteufel nur auf den Rückzug be-

dacht seyn. Er warf sich zuletzt in Anklam, wurde dort gefangen und nebst andern Officieren zur schwedischen Armee abgeführt.

Man sieht aus dem ganzen Gange und aus allen Auftritten dieses Krieges, daß er eine vollkommne Wiederhohlung der finnischen Expedition war. Der König selbst nahm so wenig Theil daran, daß er sich um die Führung desselben gar nicht bekümmerte. Und der Senat war in seinen Anordnungen so saumselig, selbst auch so uneinig, daß alles, was der Muth der wackern Soldaten hätte ausrichten können, vereitelt werden mußte. Dazu nehme man, daß von den commandirenden Officieren bey der Armee nur sehr wenige mit dem Kriege selbst zufrieden waren. Die Heerführer wurden im ersten Jahre dreymal gewechselt. Sie waren gezwungen, ihre Unternehmungen nach den Fingerzeigen einer entfernten und mit der Lage der Dinge unbekannten Versammlung fortzugängeln, und mußten sich überdem gefallen lassen, daß jedes mißlungne Unternehmen auf ihre Rechnung geschrieben wurde.

Inmittelst giengen dem Volke über die völlige Fruchtlosigkeit dieses Krieges die Augen auf, und der allgemeine Unwille stieg aufs höchste. Man nahm seine Zuflucht zu einem neuen Reichstage, der im October 1760 eröfnet wurde. Weit entfernt, in dieser Zusammenkunft der Stände an eine Fortsetzung des Krieges zu denken, beschäftigte man sich nur mit der Untersuchung des Geschehenen, und mit den Mitteln, den Frieden wieder herzustellen. Das Beyspiel Rußlands kam diesem Wunsche und Werke zu Hülfe, und am 22sten May 1762 wurden zu Hamburg durch den preußischen Minister von Hecht und den schwedischen Regierungsrath von Olehoff die Friedenstractaten unterzeichnet. Dieser unnütze Krieg kostete übrigens dem Reiche gegen 55 Millionen Silbermünze und eine Menge Menschen, ohne dabey das mindeste gewonnen oder ausgerichtet zu haben. In militärischer Hinsicht hat er indeß die Merkwürdigkeit, daß man jetzt zum erstenmal schwedische Husaren- und Jägercorps sah.

Eben dieser Krieg und der Reichstag, den er veranlaßte, gab indeß den Freunden des Kö-

nigs den Nutzen, die willkommenste Gelegenheit, die Hutfaction zu stürzen. Die Reichsräthe und Grafen Höpken, Carl Scheffer, und Palmstierna wurden von den Ständen angeklagt, „daß sie zuerst zu diesem Kriege gerathen, und das Land in Unheil gebracht hätten.“ Sie verlohren ihre Stellen, einige ihrer Collegen traten freywillig ab, und machten Personen von der Gegenparthey, die sie 1739 gestürzt hatten, wieder Platz. Und was die Mützen zum vollständigen Siege ihrer Faction auf diesem Reichstage noch nicht bewirken konnten, bereiteten sie auf die nächste Ständeversammlung vor. Sie deckten daher der Nation in Schriften und Gesprächen den zerütteten Zustand des Landes auf, schoben die Schuld davon öffentlich und ausschließend auf die schlechte Staatsverwaltung der Hüte, und namentlich auf den unbesonnenen letzten Krieg. Das Vertrauen des Publikums gegen die bisher herrschende Parthey hatte überdem durch den drückenden Geldmangel, eine Folge der unrichtigen Berechnung der Kosten des Krieges mit Preußen, von selbst gänzlich abgenommen, und die Mützen wuchsen dagegen in

der Neigung des Volks. Dazu kam, daß Frankreich noch einen großen Subsidien-Rückstand schuldig, und in der Bezahlung nicht nur höchst nachläßig, sondern selbst auch schwierig war. Die Nation fieng nun an, die Verbindung mit diesem Reiche, wodurch Schweden kurz nacheinander in zwey unnöthige und kostbare Kriege verwickelt worden war, als verderblich anzusehen, und die übeln Rathgeber zu hassen, die das französische System empor gebracht hatten. Zugleich arbeiteten der englische Minister Goodrick (er kam nach dem Friedensschlusse mit Preußen nach Stockholm) in Verbindung mit dem russischen Gesandten, Grafen Ostermann, mit aller Anstrengung, dem französischen System den letzten Stoß zu geben.

Dies geschah auf dem Reichstage 1765. Gleich zu Anfang desselben hatte die Mützen-Parthey gänzlich die Oberhand, und der geheime Ausschuß erklärte, „daß die Verbindung mit Frankreich dem Staate durchaus nachtheilig, und es daher unnöthig sey, noch ferner einen Gesandten am französischen Hofe zu halten.“ Der nächste Schluß der Stände war, „daß

sieben Senatoren (die Hauptstützen des französischen Systems, das Vertrauen der Nation und ihre Stellen verwirkt hätten," mithin entlassen wurden. In ihre Plätze traten lauter eifrige Mützen, und unter den sechzehn Reichsräthen waren nunmehr zwölf declarirte Gegner des französischen Hofes.

So vollkommen auch dieser Sieg der Mützen war, so wenig war er von Dauer. Gleich bey Eröffnung des Reichstags, und noch mehr nach der Dimission der sieben Senatoren bemerkte man offenbar eine Aenderung in den Gesinnungen des Hofes. Gegen den unerträglichen Uebermuth der bisher herrschenden Parthey suchte der König, wie oben angeführt, Hülfe bey England. Er erhielt sie; aber in dem Augenblicke, da es ihm gelungen war, über seine Gegner zu triumphiren, schlug der Hof sich wieder zu ihrer Parthey und kehrte seinen bisherigen Freunden den Rücken. Der englische und russische Minister waren bisher bey Hofe mit vorzüglicher Auszeichnung, und der französische Ambassadeur und seine Freunde dagegen mit kalter Entfernung behandelt worden, und nun be-

gegnete man erstern auf einmal mit auffallender Gleichgültigkeit, und distinguirte die letzteren.

Dieser plötzliche und höchst auffallende Wandel in dem Benehmen der königlichen Familie wird erst dann begreiflich, wenn man erfährt, daß der französische Minister dem schwedischen Hofe versichert hatte: „sein Herr würde nicht abgeneigt seyn, dem Könige die Souverainität zu verschaffen, wenn man die französische Allianz beybehalten, und die widrigen Maaßregeln der Mützen vereiteln würde.“ Zu diesem verführerischen Versprechen kam, daß die Mützen, nachdem sie die Regierung an sich gebracht hatten, nicht mehr so eifrige Royalisten waren, wie vorher. Es schien einmal das Loos der königlichen Majestät in Schweden zu seyn, daß nur die schwächere Parthey ihr ergeben war. Die herrschende Faction schien immer den Grundsatz zu haben, die königliche Autorität zu unterdrücken, um ihre eigene desto mehr zu erheben. Statt also, wie es der erste Entwurf der Mützen war, die Macht des Königs zu vergrößern, suchte auch sie derselben neue Schranken zu setzen. Und dies that sie in einem sehr wesentlichen Stücke.

Nach der Regierungsverfassung stand es dem Könige frey, bey einer Senatorvacanz aus drey ihm vorgeschlagenen Subjecten Eines zu wählen. Auf diese Weise konnte ihm keine widrige Person aufgedrungen werden. Aber die Mützen machten jetzt das Gesetz, „daß, wenn ein Candidat der Senatur vom Könige dreymal verworfen worden, die Stände die Macht haben sollten, ihn zum viertenmale vorzuschlagen, in welchem Fall der König es nicht länger in seiner Gewalt haben sollte, denselben zu verwerfen.“ Man brachte dies neue Gesetz auch unverzüglich in Vollziehung, indem die Stände den Baron Duben, dessen Senatur-Competenz vom Könige schon dreymal abgewiesen war, ohne weitere Umstände zum Reichsrath ernannten. Der König weigerte sich standhaft, sein Patent zu unterzeichnen. Allein der Senat hatte in diesem Falle den königlichen Stempel. Kurz nachher that Adolph Friedrich noch einen entschlossenern Schritt, wozu er sich durch dies constitutionswidrige Verfahren der Stände berechtigt glaubte. Es wurden ihm nämlich drey Personen zum Staatssecretariate vorgeschlagen.

Er strich ihre Namen, und ernannte, gegen die Vorschrift der Constitution, aus eigner Autorität einen Vierten.

Solche Vorfälle mußten die Erbitterung zwischen der Hofparthey, zu der sich nunmehr die Hüte öffentlich geschlagen hatten, und zwischen den Mützen aufs höchste treiben. Die Folgen davon sah man auch gleich nach dem Schlusse des Reichstags. Der Hof und seine Anhänger ließen nichts unversucht, das neue Ministerium bey der Nation kreditlos zu machen. Die Hüte hatten die Finanzen zerrüttet hinterlassen; Frankreich weigerte sich jetzt, bey seiner gänzlichen Hintansetzung, die rückständigen Subsidien zu bezahlen; England und Rußland wollten sich auf solche Hülfsgelder nicht einlassen; die Circulation im Lande war im kläglichsten Zustande, und die Aussichten in die Zukunft waren höchst traurig und beunruhigend. Unter diesen mißlichen Umständen beschlossen die Mützen, zur Bestreitung der Ausgaben, eine Million in Genua zu leihen. Dieses erfuhr aber der Herzog von Choiseul, und erklärte dem Genuesischen Gesandten in Paris, „daß sein Hof es der Repu-

blik sehr übel deuten würde, wenn sie sich in dies Geld-Negoce einließe, da Frankreich die größte Ursache hätte, mit dem bisherigen Benehmen der Schweden unzufrieden zu seyn.“ Durch diesen Streich wurde auch diese Hülfsquelle, auf welche die herrschende Parthey so sicher gerechnet hatte, verstopft. Ueberdem boten die Hüte alle erfindliche Mittel auf, die öffentliche Noth, und dadurch die allgemeine Unzufriedenheit aufs höchste zu bringen, und eine neue Reichsversammlung nothwendig zu machen, auf der die Mützen gestürzt werden sollten. Die Statthalter in den Provinzen, die Freunde der Hüte und des französischen Systems waren, mußten von ihren Districten die traurigsten Schilderungen nach Stockholm schicken. Ein ähnliches Interesse bewog die ansehnlichsten Handlungshäuser, den Wechselcours immer tiefer zum Sinken und die Gewerbe in Stockung zu bringen. Zugleich bediente man sich der Preßfreyheit, welche die Mützen auf dem letzten Reichstage zu einem uneingeschränkten Civilgesetze gemacht hatten. Eine Menge Broschüren, worin alle Einrichtungen des neuen Ministeriums

auf die heftigste Art angegriffen, und die daraus entspringenden Uebel mit den grellsten Farben geschildert wurden, überschwemmte das Land. Man schrieb und sagte laut und öffentlich, „daß die Mützen von Rußland regiert würden, und daß Schweden Gefahr laufe, eine Provinz Rußlands zu werden.“ Die Mützen gaben, zufolge ihres Sparsamkeits-Systems, Verordnungen gegen den Luxus, und untersagten das Tragen sammtner und seidener Kleider. Und diesem Verbote gaben die Hüte die Auslegung, daß es darauf abzwecke, die schwedischen Manufacturisten aus dem Lande zu jagen, um sich England dadurch verbindlich zu machen. Ferner suchte man dem Volke einzureden, daß seine Steuern durchaus noch vergrößert werden müßten, da die französischen Subsidien aufhörten u. s. w. — Bey dem großen und auf alle Art beförderten baaren Mangel des Geldes, und bey der allgemeinen Lähmung der wichtigsten Gewerbe mußten solche Vorspiegelungen doppelt wirken. In kurzer Zeit war der Unwille und das Mißtrauen der Nation gegen die neue Staatsverwaltung auch allgemein.

Um in ihren Unternehmungen gegen die Mützen völlig sicher zu seyn, zogen die Hüte den König auf alle Art in ihren Plan. Sie machten ihm große Versprechungen und gaben ihm Hofnung, „daß alle Einschränkungen, welche die königliche Autorität seit 1720 hätte erfahren müssen, widerrufen und aufgehoben werden sollten, sobald sie wieder ans Ruder kämen.“ Die neuen Kränkungen, die Adolph Friedrich auf dem letzten Reichstage erfuhr, schienen tiefer auf ihn gewirkt zu haben, wie die vorhergehenden ähnlichen Verkümmerungen seiner Rechte. Zudem hatte der Kronprinz, nachmals Gustav der Dritte, damals schon ein Herr von 20 Jahren, voller Kopf und entschloßner Energie, auf die Beschlüsse seines Vaters grossen Einfluß. Und so wurde, durch Zureden und theilnehmendes Auffodern von einer, und durch glänzende Versprechungen von der andern Seite, Adolph Friedrich bewogen, bey dem Sturze einer Faction, die einst seinen Anhang ausmachte, nun aber sein heftigster Gegner war, die Hauptrolle zu übernehmen.

Das Schauspiel wurde damit eröfnet, daß der König im Senate durch den Kronprinzen ein Papier vorlesen und zu Protocoll bringen ließ, in dem er gegen die während seiner Regierung vorgefallenen Usurpationen der Stände und des Senats protestirte, und den Anordnungen des neuen Ministeriums seine Einwilligung versagte. Ausdrücklich standen in dieser Protestation die Worte: „daß der König jetzt zum ersten Sklaven der Nation erniedrigt worden.“

Nach dieser Erklärung schickte der Senat eine Deputation aus seiner Mitte zum Könige, um ihn zur Zurücknahme dieser Protestation, und zur Unterzeichnung der neuen Verordnungen zu bewegen. Aber Friedrich Adolph blieb standhaft, und verlangte, um seinen eigenen und den allgemeinen Beschwerden des Landes ein Ende zu machen, eine neue außerordentliche Zusammenberufung der Stände. Auf diesem Reichstage sollte, dem Plane der Hüte nach, die Unzufriedenheit der Nation zum völligen Ausbruche kommen; hier sollte das gährende Mißvergnügen seine eigentliche

Richtung erhalten, und der Herrschaft der Mützen ein eben so schnelles als schimpfliches Ende gemacht werden.

Die Mützen konnten diese Absicht und einen solchen Ausgang der vom Könige verlangten Reichsversammlung leicht voraussehen. Es war ihnen nicht unbekannt, daß die Hüte ihnen das Zutrauen der Nation schon entzogen hatten, und daß mithin der Sieg der Letztern eben so leicht, als sicher seyn würde. In die verlangte außerordentliche Ständeversammlung zu willigen, war daher eben so viel, als ihre eigne Absetzung und das Ende ihrer Staatsverwaltung zu befördern. Um dies abzuwehren, suchten sie jedes Mittel hervor. Noch war die Gewalt in ihren Händen, und noch glaubten sie durch eine bloße Negative den ganzen Plan des Königs und der Hüte vereiteln zu können. Sie wiesen deshalb den Vorschlag des Königs ab, und nur eine einzige Stimme im Senate unterstützte denselben. „Bevor man in eine „solche Proposition willige, hieß es, müsse erst „untersucht werden: ob dem Könige das Recht „zustehe, außerordentliche Reichsversammlun-

„gen anzusetzen?“ — Die Gesetze und die Constitution sagten hierüber nichts. Das Verlangen des Königs bot daher auf einer Seite eine neue Gelegenheit dar, seine Autorität in diesem Stücke durch ein bestimmtes Gesetz noch mehr einzuschränken; und wollte oder konnte man dies nicht, so gewann man doch auf der andern Seite durch die vorläufige Abweisung dieses Verlangens, und durch die über den strittigen Punct zu eröffnenden Discussionen wenigstens Zeit.

Was aber auch die Mützen hervorsuchen mochten, die Gefahr, die ihre Herrschaft bedrohte, abzuwenden, wurde durch einen einzigen entscheidenden Streich ihrer Gegner vereitelt. Am 12ten December 1768 weigerte sich der König, eine vom Senate ihm vorgelegte Akte zu unterzeichnen, und erklärte diesem Kollegio zugleich schriftlich, „daß, wenn der Senat sich dem von ihm schon einmal vorgeschlagenen Reichstage noch länger widersetze, er sich gezwungen fände, die Regierung niederzulegen. Als Gründe für die unumgängliche Nothwendigkeit einer

einer neuen Reichsversammlung führte er die immer größer werdende allgemeine Unzufriedenheit, die gänzliche Abnahme der Bergwerke, des Handels und der Manufakturen, die Unordnungen in der Circulation, den Druck der neuen Auflagen und das, aus diesem allen hervorgehende, immer größer werdende Elend des Volks, an." „Die Schuld davon schiebe er nicht auf den Senat; aber seine und des Senats Pflicht sey es, auf Mittel zu denken, die Quellen des bisherigen Elends zu stopfen, und dies könne nur durch eine Ständeversammlung geschehen."

Binnen 48 Stunden sollte Antwort auf diese Erklärung erfolgen. Sie erfolgte nicht; und nach Verlauf des bestimmten Termins ging der König in den Senat, um den Beschluß desselben persönlich zu hören. Man gab zur Antwort: „über einen so wichtigen Antrag könne nicht so schnell abgeschlossen werden, und was den Punkt der Niederlegung der Krone anbeträfe, so hoffe und erwarte man mit Zuversicht, daß es damit nicht ernstlich gemeint sey, und daß der König ein den Gesetzen und seinen eige-

nen Versicherungen so sehr zuwiderlaufendes Vorhaben nicht ausführen werde."

Adolph Friedrich sah diese Ausflucht des Senats als abschlägige Antwort auf seinen Antrag an. Er erklärte demnach, „daß er von diesem Augenblicke an nichts mehr mit der Regierung zu thun habe," und verließ mit Unwillen den Thron und den Reichssaal. Unmittelbar darauf ging der Kronprinz Gustav mit gehörigem Gefolge in alle Collegien der Stadt, machte den Entschluß seines Vaters bekannt, und notificirte zugleich, „daß künftig nichts mehr unter königlicher Unterschrift und Stempel ausgefertigt werden dürfte." Er forderte im Kanzley-Collegio die Auslieferung dieses Stempels; man schlug dies Verlangen aber ab, weil der Präsident nicht zugegen sey. Zugleich wurde überall eine Druckschrift ausgetheilt, worin die Gründe angeführt waren, die den König zu diesem Schritte vermogt hätten. Die Bestürzung war unter dem Volke allgemein. Alle Collegien, das Militär und die Bürgerschaft schlugen sich zur Parthey des Königs, ohne den man nicht seyn konnte,

und nicht seyn wollte. Vergebens versuchte der Senat, den Regenten von seinem Entschlusse abzubringen. Als er sah, daß seine Bemühungen fruchtlos waren, wandte er zuletzt noch alle Mittel der Interpretation und Spitzfündigkeit an, um die Schreckbilder des Volks zu verscheuchen. Er behauptete in dieser Absicht, „daß es einerley sey, ob der König die Regierung niedergelegt habe, oder nicht. Es falle dadurch bloß Eine Stimme im Reichsrathe weg, welches die Mehrheit der Stimmen nicht aufheben könne. Ueberdem sey seit 1755 festgesetzt gewesen, den königlichen Stempel zu Senatsbeschlüssen zu gebrauchen, wenn der König seine Einwilligung versagte. Also auch hierin mache die Niederlegung der Krone keinen Unterschied.“ Allein auf diese und andre Vorstellungen antworteten alle Collegien, „daß Schweden nach den Grundsätzen eben so wenig ohne einen König, als ohne Senat regiert werden könne, und daß alle Geschäfte daher stille stehen müßten, bis die Stände zusammen berufen würden.“

Diese Weigerung, dem Reichsrathe vor der Zusammenberufung der Stände zu ge-

horchen, und die Erklärung der Chefs der in Stockholm liegenden Regimenter, „daß sie unter den jetzigen Umständen für den Gehorsam der Soldaten nicht bürgen könnten," zwangen den Senat endlich, in den verlangten Reichstag zu willigen. Sobald dies geschehen war, nahm der König (am 19ten Decemb. 1768) die Regierung wieder an, und das bisherige Interregnum, das nicht volle sechs Tage dauerte, hatte ein Ende.

Nun war die Parthey der Mützen ihrem Untergange nahe. Indeß suchte sie den Hüten den Triumph durch alle Mittel, die noch in ihren Händen waren, zu erschweren. In dieser Absicht bestimmte sie Norkiöping (eine Stadt, die wegen ihrer Entfernung und localen Unbequemlichkeit durchaus kein passender Ort war) zum Sitz der neuen Reichsversammlung. Auch gingen nur fünf Senatoren mit dem Könige dorthin ab. Die übrigen blieben in Stockholm zurück, um einigermaßen eine vom Reichstage unabhängige Regierung fortzuerhalten. Zugleich strengten sich die Mützen unter russischer, englischer und selbst auch dänischer Unterstützung

und Mitwürkung auf alle Art an, solche Reichstags-Männer zur Wahl zu bringen, die ihrem Systeme und ihrer Parthey ergeben waren. Aber alle diese Kunstgriffe, Anstrengungen und Bemühungen waren vergebens. Der französische Minister hatte ungeheure Summen, die ihn und die Hüte in Stand setzten, den Gegnern des Versailler Hofes einen sichern Vorsprung abzugewinnen.

Bey Eröfnung des Reichstags (am 19ten April 1769) sah man auch bald, daß die französische Parthey unter dem Adel, der Geistlichkeit und der Bürgerschaft offenbar das Uebergewicht hatte. Nur unter den Bauern behaupteten die Mützen anfänglich noch die Oberhand. Nun streuete man unter diesem Stande aus, „daß die Mützen damit umgingen, den König abzusetzen," und sogleich trat er zu den Hüten über. General Ferſen, einer der eifrigsten und einsichtsvollsten Anhänger Frankreichs, ward zum Marschall des Reichstags erwählt. In den geheimen Ausschuß wurden bloß declarirte Hüte gezogen, und auch nicht ein Einziger von der Mützenparthey

in denselben aufgenommen. Die ganze Regierung war also wieder in den Händen der Hüte.

Das erste Geschäft des geheimen Ausschusses lief auf die Untersuchung des Verfahrens der bisher herrschenden Parthey. Die in Stockholm zurückgebliebenen Senatoren wurden aufgefodert, unverzüglich auf dem Reichstage zu erscheinen. Nach ihrer Ankunft legte man ihnen sechs Beschwerde-Puncte vor, worüber sie sich binnen wenig Tagen verantworten sollten. Diese Beschwerden waren vorzüglich: „ihre Widersetzung gegen den vom König verlangten Reichstag; ihre Aeußerung, daß das Reich ohne König durch den Reichsrath könne regiert werden, und endlich ihr geflissentliches Zurückbleiben von der Reichsversammlung.“ Die Angeklagten suchten sich zu rechtfertigen; allein die sichtbare Muthlosigkeit ihrer Vertheidigung schwächte auch die wenigen Gründe, die sie zum Vortheil ihrer Sache anführten. Das Resultat war, „daß alle Senatoren, die Herren von Wallwyck und Hiärne ausgenommen, ihrer Ehre und Güter für verlustig erklärt, jedoch aus schonender Milde

der Stände bloß mit der Einbuße ihrer Stellen bestraft wurden."

Ihre Absetzung ging sogleich vor sich. In ihre Stellen traten alle durch die vorige Reichsversammlung entsetzten Senatoren, von denen man überzeugt war, daß sie durchaus dem französischen System anhingen.

Nunmehr hatte die Sache des Königs die schönsten und hofnungsvollsten Aussichten. Der Versailler Hof hatte ihm versprochen, seine Gewalt vergrößern zu helfen, und gleiche Zusicherungen hatten ihm die Hüte gegeben. Der Anfang des Reichstags entsprach diesen Versprechungen, und den Wünschen des Königs vollkommen. Er sah seine Gegner gedemüthigt, und außer Stand gesetzt, ihm weiter offenbar schaden zu können. In allen vier Ständen war die Pluralität jetzt so königlich gesinnt, daß die gestürzte antiroyalistische Parthey laut sagte: „es wäre nunmehr um die Freiheit der Nation geschehen." Aber alle diese schönen Erwartungen des Hofes gingen zu Trümmern, als (im Junius 1769) auf eigenen Antrieb der Stände der Reichstag von Norkiöping nach Stockholm

verlegt wurde. Mit der Veränderung des bisherigen Aufenthalts schienen sich gleich nachher auch die Gesinnungen der meisten Reichstags-Deputirten geändert zu haben. Die Unterhandlungen wurden dadurch unterbrochen, und den Mützen ward neue Gelegenheit gegeben, gegen das Beste des Königs zu arbeiten. In Norkiöping war der Eifer der Nation für den König in der größten Glut, weil seine letzten Schritte so entscheidend und zum Theil so allarmirend und bestürzend gewesen waren. Diese Glut aber kühlte sich bald ab, und wurde je länger, je lauer. In der ersten Aufwallung hätte zu Norkiöping viel für den König ausgerichtet werden können. Man versäumte aber diese günstigen Augenblicke, und verlohr darüber nachdem fast alles.

Bey Eröffnung des Reichstags, und nach der Dimission des bisherigen Senats war ernsthaft die Rede davon, „den in die Staatsverwaltung vom Reichstag zu Reichstag eingeschlichenen Mißbräuchen ein Ende zu machen.“ In dieser Absicht wurde dem Ausschusse, und der Justiz- und geheimen Deputation aufgetragen;

„Mittel vorzuschlagen, wie der Regierungsverfassung mehr Festigkeit gegeben werden könnte?“ Diese Commissionen gaben einstimmig: „daß, wenn man die Wohlfarth des Landes wünsche, durchaus die Regierungsverfassung von 1720 in ihrer Reinigkeit wieder hergestellt, und mithin alle seitdem getroffene Verfügungen zu noch größerer Beschränkung der königlichen Gewalt aufgehoben und annullirt werden müßten.“ Bey dem Interesse, welches die Nation an den Vortheilen des Königs nahm, zweifelte Niemand, daß dieser Vorschlag ohne Widerrede würde angenommen, und dem Könige alles zurückgegeben werden, was Eigensinn und Ungerechtigkeit der Partheyen ihm von Zeit zu Zeit geraubt hatten. Man versicherte sogar, daß Frankreich diese vorgeschlagene Regierungsveränderung, mittelst einer Flotte, unterstützen würde.

Aber, was geschah? — Als der unterbrochene Reichstag zu Stockholm wieder angefangen wurde, war die Pluralität der Stände gegen die meisten Anträge des Ausschusses und der Deputation. Jener, anfänglich so sehr gepriesene Entwurf, wegen Wiederherstellung der

Constitution von 1720, hatte, als er der vollen Ständeversammlung zur Prüfung und Bekräftigung vorgelegt wurde, das Schicksal — durch die Stimmenmehrheit gänzlich verworfen zu werden.

Alles blieb also am Ende beym Alten. Der König hatte beym Auseinandergange des Reichstags, (am 30sten Januar 1770) von der ganzen Gährung und von den großen Auftritten und Vorfällen keinen weitern Vortheil, als daß ihm künftig die Ernennung eines Justiz-Kanzlers vorbehalten, und ihm von den Ständen versprochen wurde, die Bezahlung seiner Schulden, die sich auf 20 Tonnen Goldes beliefen, zu übernehmen.

Ohnstreitig wäre der Ausgang dieses Reichstags für den König entscheidender gewesen, wenn seine Parthey in ihren Grundsätzen sich mehr vereinigt oder genähert hätte. Aber so entstand unter den Royalisten wieder eine zweyfache Faction; eine, welche nach dem Entwurfe des französischen Hofes dem Könige die völlige Souverainität verschaffen wollte; und eine andere, die bloß das damalige Ministerium

vom Ruder entfernen, aber keine Aenderung in der bisherigen Regierungsverfassung zugeben wollte. Jene erstere Parthey hieß im besondern Verstande die Hofparthey, und diese letztere signalisirte sich durch den Namen der alten Hüte.

Die Extreme beyder Partheyen leuchten von selbst ein. Eine Nation, die schon gewohnt war, hinterm Pfluge und in der Tabagie eben so dreist Politik zu sprechen, (ein damals gewöhnlicher Ausdruck,) als es in der Antichambre und beym Super geschah, mußte schon das bloße Wort Souverainität — empören. Aber eben so empörend mußte es auch für die Freunde der Königswürde seyn, nach so großen Anstalten, nach so vielfältigen Anstrengungen und baaren Aufopferungen, den guten, wakkern Adolph Friedrich immer noch in seiner alten Ohnmacht zu sehen. Der stille Charakter des Königs trug vieles dazu bey, daß die Sache so ohne Vortheil für ihn ablief. Für häusliche Glückseligkeit mehr, als für den Thron geschaffen, wußte sein Herz nichts von dem Ehrgeitze, der nach Gewalt dürstet, und ihm fehlte auch der

Muth, der jenen zu begleiten pflegt! So äußerte sich seine Sinnesart bey der unglücklichen Conspiration 1756, und offenbarte sich sein Charakter auch bey diesem großen Auftritte. Sein kühner Entschluß, durch die Niederlegung der Krone die Sache des Königthums zu bessern, war nicht sein, sondern das Werk des Kronprinzen, und der Ueberredung durch die Häupter der französischen Parthey. Noch wenige Augenblicke vorher, ehe er diesen Schritt wagte, äußerte er gegen diese Letztern ängstliche Bedenklichkeiten, die man nur dadurch heben konnte, daß man ihm die Versicherung gab: „Er würde bey dieser Sache nichts riesquiren, und Frankreich und die Hutparthey würden heilig ihr Versprechen halten, ihm den Thron mächtiger wieder zu schaffen, als er ihn verlassen würde. „Daß es dem Versailler Hofe mit diesem Versprechen Ernst war, leidet keinen Zweifel. Es war ihm daran gelegen, durch eine Regierungsrevolution dem Einflusse des englischen und russischen Hofes in Schweden ein Ende zu machen. Bey dem Character und den Grundsätzen der Schwedischen Nation war es indeß nicht rath-

sam, eine solche Veränderung durch Gewalt zu Stande bringen zu wollen. Sie sollte durch die Stände selbst bewirkt werden. Eine Methode, die nicht sicherer erdacht werden konnte, die aber diesmal fehlschlug.

Eine Regierungsrevolution in Schweden war indeß jetzt zu Versailles schon fest beschlossen, und ihre Ausführung erfolgte früher, als man damals erwartete.

Adolph Friedrich gieng am 12ten Februar 1771, im 61sten Jahre seines Alters, plötzlich mit Tode ab. Am Morgen desselben Tages war er noch frisch und gesund, und am Abend heiter und vergnügt in einem festlichen Cirkel bey Hofe. Um 8 Uhr spürte er Beklemmung der Brust, und entfernte sich in ein Nebenzimmer. Die Königin folgte ihm voller Bestürzung, und sank sinnlos nieder, als ihr Gemahl sagte: „Er fühle den Tod, und wünsche seine Kinder zu sehen.“ Dies waren seine letzten Worte. Wenige Augenblicke darnach hatte ihn ein Schlagfluß schon getödtet. „Seit Gustav dem Ersten, sagt sein Sohn und Nach-

folger Gustav III.,*) war er in Schweden der einzige König, der seinen Thron von drey Prinzen umgeben sah. Dies Glück mag er mit mehr Königen gemein haben; aber die Tugenden, die ein fühlbares Herz und den Menschenfreund verrathen, theilt er nur mit Gustav Adolph und mit Heinrich dem Vierten. Diese Tugenden, die bloß im Verborgnen wirken, und sich wieder zu verbergen suchen, wenn sie unwillkührlich ans Tageslicht kommen, sagen der Nachwelt, was er gethan haben würde, wenn sein guter Wille weniger beschränkt gewesen wäre! Wie mußte jener Arme sich nicht gerührt fühlen, den Adolph Friedrich auf dem Wege nach Loka hülflos und ohnmächtig fand, ihn aufhob und selbst zum Arzte brachte, als er in seinem Erretter seinen König erkannte. Züge der Art sollten in den Herzen der Unterthanen unauslöschlich bleiben, und zum Besten der

*) In den Personalien K. Adolph Friedrichs, die Gustav selbst verfaßte, und die der Bischof von Linköping, V. Filenius, beym solennen Begräbnisse in der Ritterholms-Kirche ablas.

Menschheit sollten solche Regenten unsterblich seyn. Aber man schätzt sein Glück gewöhnlich nicht eher, als bis man es eingebüßt hat.“

II.

Revolution in Schweden 1772.

Gustav der Dritte hielt sich bey dem Tode seines Vaters zu Paris auf. Er hatte seine damalige Reise vorzüglich auf Veranlassung des Herzogs von Choiseul unternommen, der den Wunsch geäußert hatte, sich mit ihm über die Mittel einer Regierungsveränderung in Schweden näher besprechen zu können. Die Stände schienen einigermaaßen zu ahnden, daß diese Reise politische Zwecke haben könnte, und man machte daher auf dem letzten Reichstage dagegen starke Einwendungen. Man nahm sich selbst nicht einmal in Acht, in der Reichsversammlung laut zu sagen, „daß der Kronprinz durch eine solche Reise, und durch eine Bekanntschaft

schaft mit fremden Regierungsformen zu gefährlichen Gesinnungen könnte verleitet werden." Eine Besorgniß, die in mehrerer Hinsicht eigentlich höchst lächerlich war, die sich in den Erfolgen aber bald als gegründet bewies.

Gleich nach dem Hinscheiden Adolph Friedrichs versammelte sich der Reichsrath noch um Mitternacht, um wegen der Thronvacanz die nöthigen Verfügungen zu treffen. Man leistete dem künftigen Regenten im Senate sogleich den Huldigungseid, den Tags darauf auch alle Collegien, die Bürgerschaft und das Militair in Stockholm ablegten. Mit dieser Huldigungsacte kam der General-Lieutenant Baron Pehr Scheffer am 15ten May bey dem jungen Könige an, und nahm von diesem die gewöhnlichen Versicherungen entgegen. Gleich nach dem Empfang derselben wurde der Namensstempel Adolph Friedrichs zerschlagen, die Stücken davon versiegelt ins Reichsarchiv gelegt, und alle Beschlüsse des Senats wurden auf der Stelle unter Gustavs Namen ausgefertigt. Schon am zehnten Tage nach der Botschaft von dem Tode seines Vaters trat der neue Regent seine

Rückreise nach Stockholm an. Er besuchte auf diesem Wege den Braunschweigschen Hof, und auch seinen Onkel, Friedrich den Einzigen. *) „Der König von Schweden — schrieb dieser an Alembert — ist hier durchgereiset. Er hatte

*) Man hat hin und wieder geglaubt, daß Friedrich der Große an der schwedischen Regierungsveränderung (1772) vorzüglichen Antheil gehabt. Aber gerade das Gegentheil ist wahr. Als Gustav auf seiner Rückreise nach Stockholm zu Braunschweig war, schrieb er von da an den König von Preußen: »Er habe zwar die Absicht gehabt, zu Berlin einen Besuch abzustatten, aber dringende Angelegenheiten erfoderten seine schleunige Rückkehr nach Stockholm, so daß es ihm unmöglich werde, sich die Freude des Besuchs zu verschaffen.« — Als Friedrich diesen Brief erhielt, meldete er dem Prinzen Heinrich: »Er vermuthe, daß sein Neveu durch Frankreichs Einredungen davon abgebracht sey, ihn zu besuchen. In den Augen von ganz Europa müßte es aber außerordentlich scheinen, daß er zweymal in Braunschweig gewesen, ohne nach Berlin zu kommen.« Zugleich trug er dem Prinzen Heinrich, der den Charakter des jungen Königs besser, als er, kannte, auf, deshalb einen gehörigen Brief zu schreiben, der Sr. Majestät von Schweden eigenhändig übergeben werden sollte. — Dies geschah. Und gleich nach Empfang des Briefes reisete Gustav nach Potsdam.

viele Vorliebe für Frankreich; aber er verläßt es, um in seinem Vaterlande die erste Rolle zu übernehmen. Aber welch ein Land für die Künste ist sein Schweden!!! Einer seiner Landsleute behauptet, man müsse das verlohrne Paradies in Schonen suchen; ein andrer, (Linnäus) versichert ganz treuherzig, daß Pferde und Menschen in eine Classe gehören; ich weiß nicht, was vor ein dritter Narr (Swedenborg) Geister beschwört, und sich mit jedem Todten, den man verlangt, unterredet. Leute, welche über die Abdankung der Königin Christine einen Schleyer werfen wollen, versichern, daß sie, überdrüßig der rohen Sitten der damaligen Schweden, lieber als Privatperson im Schooße einer geistreichen und gebildeten Nation habe leben, als über ein Volk herrschen wollen, das sie verachtete. Für den neuen König wollt' ich wohl wetten, daß er dieser Ursachen halber nicht abdanken wird. Er wird vielmehr sich bemühen, den Norden aufzuklären, und an die Stelle gothischer Pedanterey und alberner Vorurtheile Geschmack für Künste und Wissenschaften zu pflanzen. Er ist liebenswürdig und voll Geist. Aber

welchen Stoff wird er finden, seine Geduld zu üben! „Es ist etwas Schreckliches, König in dem Lande zu seyn:“

Man wird von den übrigen, zum Theil höchst ungerechten, Sarkasmen dieses Briefes die letzte Aeußerung des gekrönten Weisen unterscheiden, und sie nicht übertrieben finden, wenn man sich erinnert, welche Demüthigungen sein Schwager als König sich hatte gefallen lassen müssen. Dieser hinterließ seinem Sohn den Thron noch ohnmächtiger und unsicherer, als Er ihn erhalten hatte. Die Intriguen der Höfe, die sich um die Regierung Schwedens zankten, die Erbitterung der Factionen, die das Reich trennten, waren bey dem Regierungsantritte Gustavs aufs höchste gestiegen; die Kräfte des Landes waren durchaus erschöpft! Handel und Gewerbe waren in Stockung, und unter allen diesen Umständen schien es fast unmöglich, das Land je wieder in Flor bringen zu können. Solche Aussichten und Verhältnisse hätten auch einen stärkern Geist niederschlagen können. Nur der Muth eines Gustav konnte dadurch nicht gebeugt, und ein Genie wie das seinige dadurch

nicht abgeschreckt werden, in sich selbst Mittel aufzusuchen, diese Verwirrungen zu seinem Vortheile zu benutzen.

Die Geschichte hat wenig Beyspiele von Regenten, die so vorbereitet und ausgerüstet und tüchtig den Thron bestiegen, als Gustav der Dritte. Mit Talenten gebohren, die in jedem Stande geglänzt haben würden, und die seiner künftigen Bestimmung vorzüglich angemessen waren, hatte er durch die treflichste Erziehung (die, wie wir oben gesehen haben, anfänglich sein Vater und nach der Zeit die Stände leiteten) diese natürlichen Fähigkeiten bis zum höchsten Grade ausgebildet. Die Leitung seiner ersten Kindheit übernahm eine Gräffn Strömfeld, aus dem Heldengeschlechte der Wrangel. Nach dem Geiste ihrer Ahnherren war ihre Erziehung mehr männlich, als nach dem Charakter ihres Geschlechts. In seinem dritten Jahre gab der junge Prinz unter ihrer Aufsicht einem Hofmann, der seinen lebhaften Witz bewunderte, und von der Wiederauflebung Gustav Adolphs in ihm sprach, zur Antwort: „Was sie jetzt als Schmeicheley sagen, könnte noch

wohl Wahrheit werden.“ Nach dem Tode dieser wackern Erzieherin (1751) lenkte der Graf Carl Gustav Tessin seine Bildung. Die Methode dieses großen Mannes, den alle Fürstenerzieher zum Muster nehmen sollten, wenn sie auch nicht allemal im Stande sind, ihn zu erreichen, ist selbst in Deutschland durch seine vertrauten Briefe an den Prinzen bekannt. Er trug seinem Zöglinge die Lehren der Lebensphilosophie und der Regentenpflichten in dem anmuthigsten Gewande, in Fabeln, Erzählungen und Fragen vor, die so abgefaßt und eingekleidet waren, daß der Lehrling ihre Resultate selbst heraus finden konnte, die daher auch einen desto bleibendern Eindruck auf ihn machen mußten. Auch die persönlichen Fehler des Prinzen rottete er auf eben diese Art aus, indem er ihre Lächerlichkeit, oder ihr Ungeziemendes und Schädliches an erdichteten Personen darstellte, und ihn dann unerwartet darauf führte, daß er eben diese Fehler selbst an sich habe. Unter der Führung dieses weisen Mentors machte der junge Gustav Fortschritte, die bey weitem sein Alter übertrafen. Aber er genoß dessen Bildung und Unter-

richt nur fünf Jahre. Teſſins Verdienſte wurden verkannt. Man beſchuldigte ihn, daß er eine zu große Ergebenheit gegen das königliche Haus habe, und er erfuhr dieſerhalb mancherlei Kränkungen. Dieſe bewogen ihn, ſeine Stelle als Oberhofmeiſter des Prinzen, und ſeine übrigen Würden aufzugeben, und die Ruhe des Privatlebens auf ſeinem Landgute Åkorð, bey Norkiöping, zu ſuchen, wo er auch 1770 im 76ſten Jahre ſeines ruhmvollen Alters, aber in dürftigen Umſtänden ſtarb, da ihm der Reichsrath den Gnadengehalt, den man ihm bey ſeinem Abtritte bewilligte, nachher wieder genommen hatte. In Teſſins Stelle folgte, nach dem Willen der Stände, der Reichsrath Baron Scheffer. Dieſer vollendete, was der erſtere ſo glücklich angefangen und gegründet hatte. Unter der Anleitung Scheffers gieng Guſtav nachdem zu den öffentlichen Geſchäften über, erhielt ſchon im 15ten Jahre Sitz im Reichsrathe, und nahm nun alſo ſelbſt ſchon Theil an den Regierungsgeſchäften.

Bey der Erziehung und Bildung Guſtav's durch ſo trefliche Lehrer wurde kein Theil des

menschlichen Wissens versäumt, der entweder nothwendiges Requisit eines tüchtigen Fürsten, oder auch im Stande ist, den Thron durch seinen Besitzer zu verschönern. Gustav der Dritte theilt daher mit Friedrich dem Einzigen den Ruhm, unter den gekrönten Häuptern aller Zeiten der feinste Kenner und geschmackvollste Bearbeiter der schönen Wissenschaften und Künste gewesen zu seyn. Er war der treflichste Redner, der geschmackvollste Tonkünstler, Dichter und Zeichner. Er sprach die meisten lebenden Sprachen, und wurde, wie Friedrich II., und wie Julius Cäsar, sein eigner Historiograph. Seine Schriften liegen noch in einem eisernen Kasten auf der Universitäts-Bibliothek zu Upsala, und sollen nach seinem eigenen Befehle, erst nach funfzig Jahren bekannt gemacht werden.

Gustav war ungefähr 25 Jahr alt, als er den Thron bestieg. Seit der Constitution 1720 hatten die Schweden nur Ausländer zu Regenten gehabt. Die Freude des Volks, die Krone wieder auf dem Haupte eines eingebohrnen Fürsten zu sehen, war daher unbeschreiblich. Diese

Freude wurde durch das leutselige Betragen, und durch die liebenswürdige Herablassung des neuen Regenten noch mehr erhöht. Noch ehe er das Reich betrat, erklärte er in einem Briefe an den Reichssenat, „daß er seine Regierung mit Verbesserung der Staatswirthschaft anfangen wolle, um die Lasten des Volks zu erleichtern.“ In dieser Absicht wurde die französische Schauspieler-Gesellschaft zu Stockholm gleich abgedankt, und in eben dieser Absicht untersagte er allen Aufwand und alle kostbaren Anstalten bey seinem Empfangen im Reiche. Statt sich mit dem Beschauen der Ehrenpforten und Illuminationen, und mit dem Empfange von Lobgedichten zu beschäftigen, wie sonst wohl geschieht, besah er auf seiner Reise in seinem Staate die öffentlichen Anstalten, erkundigte sich auf das genaueste nach dem Zustande seiner Unterthanen, und fesselte durch seine seltene Popularität ihre Herzen unwiderstehlich. In Carlskrona besuchte er unter andern die Casernen der Matrosen. Es war eben Mittag, und die Leute aßen ihre Erbsensuppe. Als sie beym Anblicke des Königs bestürzt und ehrfurchtsvoll aufstanden, be-

fahl Gustav ihnen, sich wieder zu setzen und fortzuessen. „Kinder, ich habe diese Stunde bestimmt, euch zu besuchen, weil ich euer Gast seyn, und eure Suppe versuchen will.“ Und damit ließ er sich von dem nächsten Matrosen einen Löffel geben, kostete die Suppe und gab den Löffel mit einem kleinen Geschenke zurück. Der Admiral, welcher den König begleitete, bot dem Matrosen für diesen Löffel nachher eine ansehnliche Summe, um ihn als ein ehrenvolles Denkmal für das Schiff aufzubewahren. Der gerührte Matrose kannte indeß keinen Preis für diesen Löffel, schnitt mit seinem Messer den Namen Gustav's und diesen Vorfall auf denselben, und verwahrte ihn als Heiligthum für seine Familie.

Gleich nach seiner Ankunft in Stockholm, und sobald er im Senate als König Sitz genommen hatte, ließ er bekannt machen, „daß an den drey ersten Tagen, jeder Woche, alle Personen, die ein erhebliches Anliegen hätten, ohne Ausnahme, bei ihm freyen Zutritt haben sollten. Sie sollten sich nur um die bestimmte Zeit im Vorgemache einfinden, wo sie von dem gegen-

wärtigen Kammerherrn aufgezeichnet, und nach der Ordnung, wie sie sich eingefunden, ohne Rücksicht auf Stand, bey ihm eingeführt werden sollten." Bey diesen Audienzen ließ er sich in die geringsten Angelegenheiten der Hülfesuchenden ein, und half, wo er helfen konnte. Ein Bauer aus dem Dallande, dem er seine Bitte gewährt hatte, sagte beym Weggehen: „Gott bewahre dich! Ich reise vergnügt von dir. Meine Landsleute würden meiner Erzählung nicht glauben, wenn sie dies von dir geschriebene Papier nicht sähen. Sie werden sagen, daß du ein guter Vater bist, und wenn du je deiner Kinder bedarfst, so werden wir alle, die in den drey Thälern wohnen, auf jeden Wink für dich bereit seyn." Schon als Kronprinzen hatte man Gustav III. als Freund des Volks und der Menschen kennen und verehren gelernt. *) Und wenn er

*) Aus mehrern schönen Anekdoten, die man davon hat, nur Eine. Gustav war auf einer Reise nach Grypsholm, wegen Zerbrechung des Wagens, einmal genöthigt, in eine arme Bauerhütte zu treten. Alles Elend, was die Armuth zu begleiten pflegt, schien sich unter diesem Dache vereinigt zu haben. Der Hauswirth lag krank auf

jetzt als König sich zu einer solchen Sorgfalt herabließ, so konnte es nicht fehlen, daß die Nation den neuen Regenten als Vater ansah. Im Feuer des Danks schrieb man sein Betragen bloß auf reines Wohlwollen, — welches dabey freylich auch zum Grunde lag — und man vergaß, daß Ehrgeiz und künftige Entwürfe auf dies Betragen vielen Einfluß hatten.

Noch ehe Gustav feyerlich gekrönt war, machte er sich auf solche Art zum Abgott der Nation. Nur die Mützenparthey und die Anhänger des russischen und englischen Hofes, und die Aristokraten, die sich bey dem bisherigen Consti-

einem Strohlager, auf dem Tische war nur ein kümmerliches Haberbrod, und um denselben standen ein Paar halb verhungerte Kinder. Die Hausfrau war indeß beschäftigt, für ihre Gäste Milch zuzubereiten, das beste und einzige was sie hatte. Der Anblick dieses Elends erschütterte den jungen gefühlvollen Prinzen, der nicht erkannt seyn wollte. Er gab dem Unglücklichen einen ansehnlichen Theil seines Taschengeldes, und schickte ihm gleich nach seiner Ankunft einen Arzt aus Gripsholm. Von einem Bedienten erfuhren die gerührten, armen und nun geretteten Leute nachher, daß ihr Wohlthäter der Kronprinz gewesen.

tutions- und Regierungs-Unwesen so wohl befunden hatten, scheueren ihn. Sie kannten aus alten Erfahrungen unter der vorigen Regierung die Energie und Unerschütterlichkeit seines Charakters; sie hatten Gelegenheit gehabt, sein Genie bewundern zu lernen; sie konnten nach den Auftritten des letzten Reichstags von seinem Aufenthalte in Paris nicht das beste erwarten; sie waren Zeugen von der Vorliebe und der Zuneigung des Volks gegen ihn — was blieb unter solchen Umständen übrig? — Kein andres Mittel, als unvermerkt dem gefährlichen jungen Löwen neue Fesseln umzuwerfen. — Wie man dies anfieng, und wie Gustav mit Muth und Klugheit die neugeschmiedeten, und auch die alten Ketten zerbrach, wollen wir jetzt sehen.

Nach der Constitution mußte innerhalb dreyßig Tagen nach dem Ableben des Königs ein Reichstag versammelt werden. Wegen Abwesenheit des Prinzen wurde er indeß auf drey Monate später hinaus gerückt, und erst auf den 13ten Junius berufen. Die Hüte hatten dabey die Absicht, daß Gustav dadurch Zeit gewinnen sollte, alles, was zwischen ihm und dem fran-

zösischen Hofe etwa noch unausgemacht seyn könnte, zu Stande zu bringen. Aber sie vergaßen bei diesem schlauen Plane, daß die Müzzenparthey durch eben diesen Verschub Gelegenheit bekam, alle ihre Kräfte anzustrengen, um auf dem nächsten Reichstage die Mehrheit der Stimmen zu haben. Goodrik und der Graf Ostermann unterstützten sie in diesem Geschäfte um so mehr, da sie gleich nach der Zurückkunft des Königs nur zu deutlich merkten, daß er ganz dem französischen Hofe, und dieser ihm ergeben sey. Bis dahin hatte der französische Hof nur Gesandten vom zweyten Range in Stockholm gehabt, jezt aber erschien ein Ambassadeur, und zwar in der Person des Grafen von Vergennes; eines Mannes, dessen politische Fertigkeit schon damals glänzte, und der nachdem in der Geschichte Frankreichs und Europa's geraume Jahre hindurch eine der ersten Rollen spielte. Ihm folgte gleich darauf auch ein Minister des spanischen Hofes, dessen bloße Ankunft schon verrieth, daß die französische Parthey und deren Interesse auf dem nächsten Reichstage auch Unterstützung vom Madrider Hofe

finden würde. Ueberdem konnte man deutlich bemerken, daß der junge König, ohngeachtet er jede Aeußerung einer Vorliebe für irgend eine Parthey sorgfältig zu vermeiden suchte, doch am häufigsten und liebsten mit solchen Personen umging, die dem französischen Interesse wohl wollten.

Alle diese Umstände und das Arbeiten der Partheien gaben hinreichend zu erkennen, daß der nächste Reichstag wichtige Erfolge hervorbringen würde. Der König eröffnete ihn am 25sten Junius mit einer Rede, durch die alle Anwesende gerührt, aber nur wenige gebessert wurden. Seit den Zeiten Carl Gustav's war es das erstemal, daß ein schwedischer König seine versammelten Stände selbst anredete. (Vorhin geschah es gewöhnlich durch den Präsidenten der Kanzley, oder durch einen andern Reichsrath.) Gustav empfahl in dieser Rede nachdrücklichst Eintracht, und betheuerte von seiner Seite die strengste Ehrfurcht für die Constitution. „Er halte es für sein schönstes Loos, sagte er am Schlusse, den Namen eines Schweden zu führen, und das stolzeste Ziel seines Ehrgeizes

sey: Erster Bürger einer freyen Nation zu seyn."

Es ist nicht zu vermuthen, daß der König die Uneinigkeit unter den Partheyen heimlich sollte unterhalten haben, wie man verschiedentlich hat behaupten wollen. Ob es aber mit seinem Wunsche, einer ruhigen Harmonie unter ihnen, wirklicher Ernst gewesen, läßt sich sehr bezweifeln. Gerade diese Uneinigkeiten und Zänkereien kamen seinem großen Plane, die bisherige Verfassung umzustoßen, hauptsächlich zu Hülfe. Indeß unterließ Gustav nichts, die Täuschung aufs höchste zu treiben. Er ließ die Häupter beyder Partheyen zu sich rufen, und that ihnen Vorschläge zur Ausgleichung. In diesen Vorschlägen suchte er nicht nur ihre politischen Systeme zu vereinbaren, sondern er ging in denselben auch selbst darauf aus, ihren Einfluß auf die Regierung, und ihre Gewalt gemeinschaftlich zu theilen. Aber die Systeme der Partheyen waren einander schnurstracks zuwider, und jede war bisher gewohnt, die Herrschaft, wenn sie in ihren Händen war, exclusiv zu besitzen. Der ganze Aussöhnungsplan des

Regen-

Regenten war also am Ende ein Glaukom, von dem er den großen Vortheil hatte, daß die Nation seine Bemühungen als den uneigennützigsten Patriotismus auslegte, und in ihrer Zuneigung gegen ihn noch wärmer und eifriger wurde. „Wenn, sagte er unter andern in einer seiner Reden bey dieser Gelegenheit, meine Absichten weniger lauter und aufrichtig, meine Liebe fürs Vaterland und dessen Freyheit weniger zärtlich wäre, so würde ich ruhig meinen Zeitpunct wahrnehmen, und nach dem Beispiele meiner Vorfahren mir seine Uneinigkeit auf Kosten der Freyheit zu Nutze machen.“ Bey solchem Scheine von Aufrichtigkeit und Uneigennützigkeit, mußte selbst das Mißtrauen hintergangen werden, und es war fast unmöglich, die wahren Absichten des jungen Regenten zu durchschauen. Doch wir wollen diesen Reichstag, der der zügellosen Freyheit das Siegel aufdrückte, und seine wichtigern Verhandlungen selbst näher kennen lernen.

Bey der Eröffnung desselben hatten die Mützen im Priester- Bürger- und Bauernstande eine entschiedene Mehrheit; eine schlimme Aus-

ſicht für die Plane des Königs. Im Ritterſtande hatten dagegen die Hüte das Uebergewicht, und auch der Reichstagsmarſchall, Baron Axel Leyonhufwud, war von dieſer Parthey. Indeß war der geheime Ausſchuß, der in Allem, was die auswärtigen Angelegenheiten anbetraf, freye Macht hatte, und der faſt durchgehends den Reichstag lenkte, faſt gänzlich den Mützen zugethan. Der König mußte unter ſolchen Umſtänden nur zu ſehr beſorgen, daß ſeine Parthey zur gänzlichen Ohnmacht herabſinken, und ſeine Lage noch trauriger werden würde, als die ſeines Vaters. Nur ein Betragen wie das ſeinige, und nur die ſchlaueſte Klugheit konnten ſeine Sache in dieſer gefährlichen Kriſe retten. Durch das erſtere täuſchte er, wie ſchon angeführt worden, auf die künſtlichſte Art, und die letztere kam ihm zu Hülfe, den Reichstag in eine vortheilhafte Unthätigkeit zu ſetzen, die Zwietracht zwiſchen dem Adel und den übrigen Ständen durch ſeine Anhänger aufs höchſte zu bringen, und die Unzufriedenheit des Volks zur unruhigſten Gährung zu treiben.

Die erste Sache, welche vorkam, betraf die Wiedereinsetzung der während der vorigen Ständeversammlung verabschiedeten Senatoren; mithin eine Abdankung des größten Theils der bisherigen Reichsräthe, die sämmtlich dem französischen Interesse ergeben waren. Konnte die Hofparthey diesen fatalen Streich auch nicht ganz abwenden, so mußte sie ihn wenigstens so viel möglich zu verzögern und zu mildern suchen. Vorläufig traten also nur zwey Ex-Senatoren, eifrige Mützen, wieder in den Reichsrath; doch ohne Verdrängung anderer, nur in vacante Plätze. In ihren Diplomen war der Veranlassung ihrer vormaligen Dimission auf eine Art erwähnt, welche die Ehre des verstorbenen Königs angriff, und die daher seinem Sohne nicht gleichgültig seyn konnte. Gustav verweigerte also die Unterschreibung ihrer Bestallung. Er ließ dem Senate und auch dem geheimen Ausschusse die Gründe dieser Weigerung in einer nachdrücklichen Schrift vorlegen, in welcher er erklärte, „daß er gegen die Wiedereinsetzung der neuen Senatoren Nichts, aber mit Recht Alles gegen die Ausdrücke, und die Aeußerungen,

mit denen sie geschehe, einzuwenden habe.“ Er würde, drückte er sich unter andern aus, nicht nur seine Ehre aufs Spiel setzen, sondern auch alle göttliche und menschliche Gesetze übertreten, wenn er sich dazu verstehen wollte, mit dem ersten Schritte zum Throne das Andenken seines Vaters zu schänden. Auf diese lebhafte Erklärung erwiederten die Stände, „daß es mit jenen Ausdrücken gar nicht übel und beleidigend für den verstorbenen König gemeynt sey.“ Und Gustav mußte die Diplome unverändert unterschreiben, weil nach den Grundgesetzen nichts geändert werden durfte, was die Stände einmal beschlossen hatten. Die Nation bewunderte übrigens bey diesem Vorfalle die liebenswürdigste Pietät, die muthige Entschlossenheit und zugleich auch die Biegsamkeit des Charakters ihres neuen Fürsten. Nur seine Gegner zogen daraus nicht so günstige Folgerungen. Sie fanden darin neuen Anlaß zum Mißtrauen, und eine neue Auffoderung, sich gegen den Ehrgeiz des jungen Königs noch sorgfältiger zu verwahren. Und das sollte jetzt geschehen.

Gustav hatte schon von Paris aus seine königlichen Versicherungen gegeben, nach der Norm, wie sie Adolph Friedrich vor seiner Krönung gab, und wie sie damals unter dem Titel einer Versicherung schwedischer Könige, unter Mit-Autorität der Stände öffentlich, mithin als gültiges und feststehendes Grundgesetz bekannt gemacht wurden. Damit war man jetzt nicht zufrieden. Man verlangte vor der Krönung eine neue königliche Versicherung.

Ein besonderer Ausschuß der Stände, der selbige entwarf, machte folgende Zusätze: a) der König solle künftig nicht mehr das Recht und die Freyheit haben, die Krone eigenmächtig und in Abwesenheit der Reichsstände niederzulegen, wie es Adolph Friedrich gethan hätte, um seine Plane (eine außerordentliche Zusammenberufung der Stände, oder dergleichen) durchzusetzen. Die Beamte und Officiere, die in solchen Fällen des Königs Absichten befördern würden, sollten unfähig seyn, der Krone und dem Reiche weiter zu dienen. b) Künftig sollten auch unadliche Beamte und Officiere die Stellen be-

kleiden können, und darauf Anspruch haben, die bisher nur mit Adlichen besetzt worden."

Letztere Condition empörte den Adel. Er hatte seit 1723 vor den übrigen drey Ständen ungemäßigte Vorrechte; z. E. Freyheit zum in- und ausländischen Handel; Recht, confiscirte Güter wieder einzulösen; nach gehöriger Decimirung seine Einkünfte zu verzehren, wo er wollte, und — die Hauptsache — die ersten und selbst ausschließenden Ansprüche auf die vornehmsten Bedienungen im Staate.

Natürlich widersprach der Adel solchen Neuerungen aufs heftigste. Er verlangte eine königliche Versicherung auf den vorigen Fuß, während die unadlichen Stände auf ihrem Willen bestanden. Diese erfuhren das Unangenehme, daß der König auf die Seite des Adels trat, und die vorgeschlagenen neuen Versicherungen nicht ohne Beystimmung des Ritterhauses unterschreiben wollte. Ein Schritt des Königs, der damals unerklärlich schien, dessen schlauer Zweck aber war, die Reichsverhandlungen in die Länge zu ziehen, die Erbitterung der Stände

aufs höchste zu treiben, und — dadurch das Glück seiner Entwürfe zu befördern.

Dieser Zweck wurde auch nicht verfehlt. Der Reichstag, der ohne allen wichtigen Erfolg schon so manchen Monat gesessen hatte, gieng der Weyhnachtsferien halber auf vier Wochen auseinander, und versammelte sich wieder am 15ten Januar 1772. Man fieng den Streit wieder an, die Unadlichen mit gestärktem, der Adel mit schwächerm Muthe. Letzterer sah endlich ein, daß ein längerer Widerstand gefährlich werden könnte, weil nach der Constitution der Beschluß dreyer Stände hinreichend war. Er willigte also nach mancherley Schwierigkeiten und Einwendungen in die neue Versicherungsacte des Königs, die aus 24 Artikeln bestand, deren ganzes Resume war, daß der König — durchaus allem Ehrgeize abschwören, und Namen- und Schatten-König wie sein Vater seyn, aber wie dieser sich nie unterstehen sollte, die Regierung niederzulegen. Diese Acte, ein Werk, um das man sich acht Monate gestritten hatte, und das keine sechs Monate dauerte, — wurde dem Regenten am

5ten May 1772 von einer großen Deputation in seinem Schlosse zur förmlichen Unterschrift überreicht. Gustav versprach, sie zu unterschreiben, ohne sie zu lesen. Und ohne sie durchzulesen, unterschrieb er, und sagte den Deputirten: „Ich hoffe, man hat das Beste des Reichs zum Zweck gehabt, und diesen Schwur hab' ich schon längst in meinem Herzen abgelegt."

Nun stand der feyerlichen Krönung nichts mehr im Wege. Sie erfolgte am 29sten May mit einem Pompe, und mit einer Pracht, die mit der politischen Bedeutenheit und Macht des Königs contrastirte. Das Fest dauerte bis zum 3ten Junius, und kostete nicht weniger, als 27 Tonnen Goldes. Zur Krönungsrede hatte der Bischof Filenius einen Text gewählt, der nicht passender, und in vieler Hinsicht nicht kühner seyn konnte. Es waren die Worte Josua 1, 9: „Siehe ich habe dir geboten, daß du getrost und freudig seyst. Laß dir nicht grauen, und entsetze dich nicht; denn der Herr dein Gott ist mit dir in Allem, was du thun wirst." Gustav verewigte übrigens das Andenken seines Krönungstages durch die

Stiftung des Wasa-Ordens, durch den von nun an die Verdienste um den Ackerbau und die Oekonomie auf eine ausgezeichnete Art belohnt werden sollten. Den Namen Wasa erhielt der Orden theils zum Andenken des Gustavs dieses Namens; theils und auf das passendste wegen seiner Bestimmung, indem Wasa im Schwedischen eine Korngarbe bedeutet, die auch das Symbol dieses Ordens ist.

Nach der Krönung schien Gustav mehr Privatmann als König zu seyn. Auf den Lustschlössern in Eckholmsund oder Ulrichsdahl schien er sich ganz der Ruhe und Philosophie des Landlebens und den Musen hinzugeben, und sich um das Getöse und den Lärmen des Reichstags gar nicht zu bekümmern. Seine scheinbare Gleichgültigkeit gegen die politischen Angelegenheiten des Landes gieng so weit, daß sie zugleich mit seinem häufigen Aufenthalte außer der Residenz ein Gegenstand des öffentlichen Tadels wurde. So sehr indeß Gustav um diese Zeit müßig zu seyn schien, so thätig und angestrengt arbeitete er an der Ausführung seines großen Plans.

Der Reichstag kam ihm darin zu Hülfe, ohne es zu ahnden. Man nahm jetzt mit Heftigkeit die Begebenheiten der letzten Ständeversammlung, und die Staatsverwaltung der bisherigen Senatoren vor. Die gerichtliche Untersuchung der letztern wurde einer besondern geheimen Deputation aufgetragen, und das Resultat war, „daß die bisherigen Reichsräthe, die Grafen Wallwyck, Schwerin und Sinklair ausgenommen, vor unfähig erklärt wurden, das Vertrauen der Stände länger zu besitzen, und ihre Stellen noch ferner zu bekleiden. Es half ihnen nichts, daß selbst der König ihr Betragen billigte. Der Bauernstand sprach ihnen sogar die Pensionen ab. Die Hüte waren nun gänzlich gestürzt, und es blieb ihnen kein Mittel, selbst keine Hoffnung übrig, sich unter den jetzigen Umständen je wieder erhohlen zu können. Die Mützen hatten nämlich unter andern Anomalien auf diesem Reichstage auch die besondere Freyheit eingeführt, Reichstagsmänner, die ihnen zuwider waren, aus ihren Ständen auszuvotiren. Ein Mittel, das nicht kräftiger

und sichrer seyn konnte, das Uebergewicht immer bey ihrer Parthey zu erhalten. Ueberdem stellten sie eine allgemeine Untersuchung derjenigen Amtspersonen an, die beschuldigt wurden, daß sie bey dem vorigen und jetzigen Reichstage sich unerlaubter Weise in die Wahl der Reichstagsmänner gemischt hätten. Das war bey allen vorigen Reichstägen geschehen, und man hatte diesen unvermeidlichen Mißbrauch stillschweigend geduldet. Nur jetzt sollte er geahndet werden, um das Reich der Mützen desto fester zu gründen. Mehreren Amtspersonen wurden daher große Strafgelder zuerkannt, andere wurden auf immer aus dem Dienste gewiesen, und noch andere wurden auf kürzere oder längere Zeit suspendiret.

Selbst die angesehensten Männer von der herrschenden Parthey waren mit allen diesen Vorgängen nicht zufrieden, und sahen und sagten voraus, daß die Sachen sich so unmöglich halten könnten. Auch der englische und russische Minister riethen den Mützen Mäßigung an. Allein ihr Glück berauschte sie, und sie waren unfähig, guten Rath anzunehmen.

Dem Könige konnten die groben Fehler der Mützen nicht anders, als willkommen seyn, und er wußte sie auf das beste zu benutzen. Auf sein Anstiften wurde der gestürzten Hutparthey von Seiten der Macht, die sie bis dahin unterstützt hatte, unter der Hand bekannt gemacht, daß künftig aller Beystand mit Gelde aufhören würde. Die Bestürzung und das Mißvergnügen der Hüte über diese Erklärung konnte nicht größer seyn. Mit der Aufkündigung der französischen Hülfe erlosch der letzte Funken ihrer Hoffnung. Und überdem waren mehrere unter ihnen bloß durch die französischen Gelder bisher im Stande gewesen, dem Reichstage beyzuwohnen. Das Einzige, was die Hüte unter diesen Umständen beruhigen konnte, war die heimliche Versicherung, daß — der König auf alle Art bemüht seyn würde, für sie zu sorgen. Eine Versicherung, deren Zweck man nicht gleich, aber desto auffallender und deutlicher bald nachher in ihren Folgen bemerkte.

In der Verzweiflung, gegen die despotischen Machinationen der Mützen je wieder empor kommen zu können; bey der Besorgniß, in den jez-

zigen Gewalthabern selbst strenge und blutdürstige Richter zu finden, bey dem schmerzhaften Verluste der bisherigen Vortheile, und bey der Hofnung, vielleicht in dem Könige noch einen Retter zu finden, vergaß ein großer Theil der Hüte jetzt mit Freuden Constitution und alte Verfassung, und entschloß sich, dem Regenten in allem, was er unternehmen würde, behülflich zu seyn. Diejenigen unter ihnen, die noch eifrige Anhänger der Constitution waren, und die zugleich auch andere Ursachen hatten, auf jeden Fall den Ausgang der jetzigen Verwirrungen ruhig abzuwarten, begnügten sich damit, auf ihre Landgüter zu gehen, und den Staat seinem Schicksale zu überlassen. Unter diesen letztern war besonders der Graf Axel Fersen, Feldmarschall, einer der geschicktesten Anführer der Hutparthey. Bey seinem Abschiede vom Reichstage sagte er der Versammlung mit eben so entschlossenem Muthe, als mit prophetischem Geiste: „Kein vernünftiger Mann und kein Freund des Vaterlandes könne ihre Maaßregeln billigen. Die Dinge würden sich ohne Zweifel sehr ge-

ändert haben, wenn sie ihn wiedersähen, aber dann hätten sie sich auch nur deshalb selbst anzuklagen.“ Da Fersen zugleich Obrist der Garde und der feurigste Anhänger der Constitution war, so war seine Entfernung für die Absichten des Königs ein sehr günstiger Umstand.

Inzwischen stieg das Mißvergnügen und die Unzufriedenheit über das jetzige Regierungswesen unter dem Volke hie und da immer höher. In den Provinzen giengen Emissarien der Hofparthey umher, die schon dadurch allein aufwiegeln konnten, daß sie die neuesten Vorgänge, die Gewaltthätigkeiten, und den Eigennutz der herrschenden Parthey, und die bedauernswerthe Lage des Königs ohne Rückhalt und ohne allen Schein von Absichten offenherzig erzählten. Da erfuhr man, daß ihre Häupter nichts weniger als große und bedeutende Männer, sondern höchst mittelmäßige und selbst schwache Köpfe wären, die weiter keine Kunst besäßen, als sich zu Orakeln einer wenig oder gar nicht denkenden Pluralität aufzuwerfen, und deren Genie sich vorzüglich nur da wirksam und erfinderisch bewiese,

wo es darauf ankäme, sich auf Kosten der Nation zu bereichern. Zu den Unordnungen, die aus dieser traurigen Veranlassung der jetzigen Regierung entsprangen, kam noch ein anderes Uebel, wodurch die Nation für den Augenblick noch mehr gedrückt, und zum Murren gereizt wurde. Dies war ein schrecklicher Getraide-Mangel, und in mehrern Gegenden eine drückende Hungersnoth, die, von Seuchen und Krankheiten begleitet, damals einen großen Theil von Europa heimsuchte. Man schob die Schuld davon auf die Nachläßigkeit und die verkehrten Maaßregeln der jetzigen Gewalthaber. Diese waren aber allerdings nicht daran Schuld, indem sie große Vorräthe von Getraide zur Vertheilung an die Statthalter verschiedener Provinzen geschickt hatten. Aber mehrere dieser Statthalter wurden von der Hofparthey und den Emissarien des Königs vermogt, die Vorräthe zurückzuhalten. Man hätte kein besseres Mittel wählen können, den Unwillen des Volks gegen die jetzige Regierung aufs höchste zu treiben. Der Erfolg bewies auch, daß die Politik, die dieses Mittel ausfand, sich nicht irre.

Der König hatte inzwischen einen Haufen von 150 Officieren unter den Befehlen des Obersten Magnus Sprengtporten, eines eben so unternehmenden als verschlagenen Mannes, und seines eifrigsten Freundes, versammelt. Der Vorwand war, sie in den Kunstgriffen der Taktik zu üben; die eigentliche Absicht aber, ihre Gesinnungen auszuforschen. Der König war bey ihren Maneuvres beständig zugegen. Sein Betragen fesselte diese Männer bald. Sie waren in Kurzem seine eifrigsten Anhänger, zum Theil auch Vertraute seines Entwurfs, und entschlossen, für ihn alles zu wagen. Durch ihre Bemühungen wurden die Garden und der größte Theil der übrigen Besatzung in Stockholm bald für den König gewonnen. Wo ihre schlaue und scheinbar absichtslose Ueberredung nicht ganz hinreichte, da wurde französisches Geld gebraucht, das Vergennes, der Mitschöpfer der nahen Revolution, in Menge hergab. Mit diesem Zaubermittel reichlich versehen, gieng Sprengtporten auch nach Finnland, um dort zur gehörigen Zeit einige Tausend Mann zum Uebersetzen nach Stockholm,

holm, und zur Unterstützung des Königs in Bereitschaft zu haben. Mit eben diesem Mittel reiseten die Brüder des Königs in die Provinzen; Prinz Carl nach Schonen, unter dem Vorwande, seine von Berlin zurückkehrende Mutter zu empfangen, und Friedrich nach Ostgothland, unter dem Prätexte, das Mineral-Wasser zu Medwi zu gebrauchen, beyde aber in der Absicht, sich der Truppen zu versichern, und auf alle Fälle thätigen Beistand zu leisten.

Während diese drey unverdächtigen Emissarien in den Provinzen an dem Sturze der Mützen, und an dem Untergange der Constitution arbeiteten, entwarf Gustav die Grundgesetze einer neuen Regierungsform. Die Grafen Hermanßon und Scheffer, sein Erzieher, theilten ihm zu diesem Behufe ihre Gedanken und Plane mit. Und von allen dem wurden bis jetzt die Mützen in ihrer übermüthigen Sicherheit nichts gewahr. Im Gegentheile dachten sie, deren Reich binnen kurzen zerstöhrt war, auf den Entwurf, eine neue Verfassung zu gründen, die ihnen die ganze Regierung, unabhän-

gig von den Ständen und dem Könige, in die Hände spielen sollte.

Inmittelst circulirte im Lande eine Broschüre, unter dem Titel: „Das Reich der Finsterniß und der Gewalt; zum Andenken des Hungers im Jahre 1772," die offenbar Empörung predigte. Zu gleicher Zeit wurde an den öffentlichen Plätzen in Stockholm ein Papier angeschlagen, worin die Einwohner zum Aufstande aufgefodert wurden. In mehrern Provinzen war ein solcher Aufstand seinem Ausbruche schon nahe. Nun giengen den Mützen die Augen auf. Man versammelte den geheimen Ausschuß, und General Rudbeck, Gouverneur in Stockholm, erhielt den Auftrag, nach Schonen zu gehen, um die Gemüther des Volks, bey dem er viel galt, zu besänftigen. Zugleich gab man Sprengtporten, der jetzt in Stockholm wieder zurück, aber schon höchst verdächtig war, Befehl, unverzüglich die Residenz zu verlassen, und zu seinem Regimente in Finnland zurück zu kehren. Auch beobachtete und bewachte man den König auf das sorgfältigste, und suchte sich durch heimliche Aufpasser

von jedem seiner Schritte zu unterrichten. Zugleich entwarf man die neue Regierungsform, die dem Reichsrathe von nun an eine unumschränkte Gewalt verschaffen sollte. Man erwartete zu ihrer Einführung nur noch das Upländische Infanterie-Regiment, dem desfalls schon Ordres zugeschickt waren.

Aber Gustav kam der Vollendung dieses Entwurfs zuvor. Unter den Officieren, welche er seit seiner Zurückkunft in seine Gesellschaft gezogen hatte, befand sich ein Capitain Abraham Hellichius, Sohn eines Geistlichen aus Schonen, voller Ehrgeiz und Muth. Er hatte lange, aber vergebens nach dem Adel gestrebt, und wartete mit Ungeduld auf eine Gelegenheit, sich hervorzuthun. Der König bemerkte diese und andre, seinem Vorhaben angemessene Stimmungen seines Charakters bald, gab ihm sein Vertrauen, und wählte ihn zum Hauptwerkzeuge bey der Ausführung seiner Absichten. Hellichius war damals Interims-Commendant von Christianstadt, einer der wichtigsten Festungen in Schweden. Nach dem verabredeten Plane sollte er an einem bestimmten Tage einen Auf-

ruhr unter der Garnison in Christianstadt veranstalten, die Thore schließen, sich der Festungswerke bemächtigten, und zugleich ein Manifest gegen die Stände bekannt machen, in welchem das Elend des Volks, die drückende Theurung und die ganze Zerrüttung des Landes bloß dem fremden Einflusse und den bestochenen Gesinnungen der Reichsversammlung zugeschrieben würde. Zu gleicher Zeit sollte er einen Officier an den Prinzen Carl abschicken, der diesem, unter dem Vorwande, daß er entflohen sey, den Vorfall berichten, und ihm dadurch Gelegenheit schaffen sollte, die Officiere der benachbarten Regimenter zu bewegen, ihre Truppen unter des Prinzen Commando zu versammeln, um — die ausgebrochene Rebellion zu dämpfen.

Hellichius führte seine Rolle aufs Beste aus. Er gab durch einige eigenmächtige Handlungen, die ihm Verantwortung zuziehen konnten, Gelegenheit, daß man ihm Verdruß machte. Dieser Verdruß mußte ihm Anlaß geben, nun ohne Rückhalt zu sprechen und den Empörer ohne Larve zu spielen. Die Garnison — freylich nur 300 Mann — war gleich auf seiner

Seite. Er bemächtigte sich des Zeughauses, ließ Kanonen auf die Wälle fahren, setzte den Stadtmagistrat ab, sperrte die Stadt, bereitete sich zur hartnäckigsten Gegenwehr, und ließ in Christianstadt und in der umliegenden Gegend ein Manifest vertheilen, worin er mit seiner Garnison „den sogenannten Reichsständen alle Achtung und Gehorsam aufkündigte, weil sie alle Bande des Rechts und der Billigkeit zerrissen, — der drückenden Hungersnoth nicht vorgebeugt, — Nahrung, Handel und Geldumlauf in Verfall gebracht, — die allgemeine und besondre Sicherheit verletzt, und die gesetzmäßige Gewalt des Königs geschändet hätten.“ „Brave Schweden, hieß es am Schlusse, die Bahn ist jetzt gebrochen. So lange der König und das Vaterland nicht erhalten was ihnen gebührt, wird jeder von uns lieber sterben, als die Waffen niederlegen. Kommt zu uns; überzeugt euch von der Redlichkeit unsrer Absichten, und dann macht gemeine Sache mit uns.“ Nicht nur die Bürgerschaft in Christianstadt, sondern auch die Landleute in der umliegenden Gegend traten gleich auf die Seite der Mißvergnügten.

Der Bruder des Königs, Prinz Carl, hielt sich damals in Landscrona, etwa acht Meilen von dem Orte des ausgebrochenen Tumults, auf. Viele von dem vornehmsten Adel aus Schonen waren um und bey ihm, um ihre Aufwartung zu machen. Begreiflicher Weise war er über die Nachricht von diesem Aufruhre äusserst bestürzt. Er hielt mit dem Feldmarschall Grafen Hamilton und andern anwesenden Officieren sogleich Kriegsrath, weil er keine gesetzmäßige Gewalt über die Truppen hatte. Nach den Reichsgesetzen war es überdem nicht erlaubt, während eines Reichstags Truppen in Marsch zu setzen. Aber der versammelte Kriegsrath war doch der Meynung, daß es unter solchen Umständen unumgänglich nothwendig sey, die Regimenter schleunigst zusammen zu ziehen, und nach Christianstadt zu gehen, um den Aufruhr in seinem Keime zu ersticken. Carl rückte also mit zwey Regimentern Reuterey und mit einem Regimente Infanterie gegen Christianstadt an. Die Festung wurde ohne Blutvergießen berennt, und auf eben diese Art vertheidigt. Niemanden geschah etwas zu Leide, weder in der Stadt noch

auf dem Land, und man merkte nicht, daß Feindseligkeiten vorhanden waren. Dem ungeachtet ließ der Prinz ein Manifest publiciren, in welchem er den bittersten Unwillen gegen die Rebellen ausließ. Aber mit diesem Manifeste wurde unter seiner Armee und in der ganzen Gegend zugleich das Gerücht verbreitet, daß eine geheime Verschwörung gegen den König entdeckt worden, und daß die Constitution und Sicherheit des Landes in der äußersten Gefahr sey; alles durch russische Intrigue.

Carl schickte, wie er auf Christianstadt losrückte, einen Courier nach Stockholm, um dem Senate und seinem Bruder von den dortigen Ereignissen, und seinen dagegen getroffenen Anstalten Nachricht zu geben. Bey der Ankunft dieses Couriers war in der Residenz aber schon alles in der größten Unruhe. Der Reichsrath von Funk war schon in Bereitschaft, ohne Vorwissen des Königs und bloß nach dem Auftrage des Senats und des geheimen Ausschusses, mit uneingeschränkter Vollmacht nach Schonen abzugehen, um den Aufruhr mit gewaffneter Hand und nach seinen besten Einsichten zu unterdrücken.

Man faßte nämlich Verdacht gegen die Absichten des Prinzen, und fürchtete sich, das militairische Commando dort in seinen Händen zu lassen. Die erste Nachricht von dieser Empörung überbrachte der General Rudbeck, der, wie oben angeführt worden, auf besondern Auftrag des Senats nach Schonen gereiset war. Er kam an demselben Tage, als der Aufruhr in Christianstadt ausgebrochen war, von Gothenburg vor die Thore dieser Stadt. Man weigerte sich, ihn einzulassen. Er rief dem wachthabenden Officier im Namen der Stände zu, ihm das Thor zu öffnen, erhielt aber zur Antwort, daß man keinen weitern Befehl annehme, als von dem Capitain Hellichius. Rudbeck gieng dann um die Stadt, und sah alles in kriegerischer Gestalt. Er fragte die Ingenieurs, die Risse zu neuen Festungswerken entwarfen: „Was sie da machten?“ und man antwortete: „sie hätten Befehl, das zu thun, was sie eben thäten.“ Rudbeck eilte in größter Geschwindigkeit nach Stockholm. Er kam dort in später Nachtzeit an, und den andern Morgen wurde der geheime Ausschuß in aller Frühe versammelt. Man be-

schloß, daß unverzüglich ein Bataillon des Upländischen und ein anderes vom Südermannländischen Regimente nach Stockholm befehligt werden, und daß die Bürger-Reuterey in den Straßen patrouilliren sollte. Der Reichsrath ersuchte zugleich den König, die Stadt nicht zu verlassen, und fertigte dessen Brüdern Befehl zu, sogleich nach Stockholm zurückzukommen. Dem Reichsrathe Funk wurde, wie schon erwähnt, uneingeschränkter Oberbefehl in den Provinzen, und dem Reichsrathe Grafen Kalling eine gleiche Macht in der Residenz, beydes ohne Wissen und Genehmigung des Königs, übertragen. Diese beyden Männer hatten also jetzt die höchste Gewalt in den Händen. Der König war Nichts mehr. Man gab an den Thoren Befehl, ihn unter keinem Vorwande aus der Stadt zu lassen; man ließ auf Castenhof Zimmer zubereiten, wo er als Gefangner verwahrt werden sollte, und man erwartete nur die Ankunft der beorderten Truppen, um die beschlossene Arretirung auszuführen und Gustav zu zwingen, eine neue Regierungsform zu beschwören.

Die Sache des Königs schwebte in der äussersten Gefahr. Seine völlige Sklaverey oder seine größere Gewalt hing fast nur noch von Augenblicken ab. Nur seine Entschlossenheit und seine List konnten ihn retten.

Nichts gleicht der schlauen, gefaßten Verstellung, mit welcher der König sich jetzt betrug, und wodurch er das Glück seiner Sache vorzüglich beförderte. Als Baron Rudbeck ihm die Nachricht von den Vorfällen in Christianstadt überbrachte, fiel ihm Gustav um den Hals, und dankte ihm für seine, bey dieser Gelegenheit bewiesene Sorgfalt mit so vieler Innigkeit, daß der alte Krieger ihn mit der vollsten Ueberzeugung verließ, daß er um den Aufstand des Hellichius durchaus nichts wisse, und daß alle die Gerüchte, die man von ehrgeizigen Planen des Königs gegen die Constitution ausgesprengt habe, ohne den mindesten Grund wären. Denselben Abend speiseten unter mehrern Hofleuten der Fürst Hessenstein und der Graf Ribbing beym Könige. Hessenstein zog die große Tagesneuigkeit umständlich ins Gespräch. Der König rief, noch immer voll Erstaunen, und

selbst mit erkünsteltem Unwillen, ein paarmal aus: „Wahrlich höchst sonderbar!“ Und — fiel Ribbing ihm mit dreister und forschender Miene ins Wort — „was das Sonderbarste ist, ist, daß der wachthabende Officier zu Christianstadt dem Baron Rudbeck gesagt hat, daß dort alles auf Ewr. Majestät Befehl geschehe.“ — „Sie irren sich, erwiederte Gustav mit unveränderter Fassung, „Rudbeck sagte im Reichs-Senate, die Schildwache habe ihm das gesagt, und nicht der Officier; der hätte es wahrlich denn auch wohl besser wissen müssen.“ Den andern Morgen ließ Gustav den General Rudbeck wieder zu sich rufen, um über denselben Gegenstand zu sprechen. Rudbeck traf den Regenten aufs ämsigste mit der Zeichnung eines Muster zum Sticken für eine Hofdame beschäftigt.“ Der gute Mann, sagte er bey der Zurückkunft vom Schlosse zu seinen Freunden, ist keinem Menschen auf Gottes Erdboden gefährlich! Diese Aeußerung Rudbecks rettete einen jungen Officier, der im Verdachte eines Einverständnisses mit Sprengtporten und Hellichius war, von der Marterbank, die man ihm schon bereitet hatte,

Während der König mit allen Maaßregeln, die der Senat zur Dämpfung des Aufruhrs und zur Erhaltung der Ruhe in der Residenz ergriff, sich vollkommen zufrieden stellte, gieng er, um die Täuschung aufs höchste zu treiben, noch weiter. Er patrouillirte häufig selbst mit der Bürger-Reuterey, die Befehl hatte, von Stunde zu Stunde die Straßen zu durchstreifen. Sein Betragen entzückte diese Leute und die ganze Bürgerschaft. Auf diesen Zauber konnte sich Gustav verlassen. Eben diejenigen, welche die Stände für sich bewaffnet hatten, waren gleich darauf die Ersten, die sich für den König erklärten, und seine Sache mit Gut und Blut vertheidigt hätten.

Der entscheidende Tag rückte indeß heran. Unter der Miene der Fröhlichkeit sind Geheimnisse am sichersten verborgen. Gustav stellte den 18ten August Concert und großes Souper auf seinem Schlosse an. Man hatte die Oper Thetis und Peleus, die erste in schwedischer Sprache, aufgeführt. Gustav sprach fast nur von Gegenständen, die Bezug auf diese Oper hatten, und schien nichts als Heiterkeit zu athmen. Nach

Tische traf ihn das Loos, mit der Gemahlin des Generals Pechlin, seines gefährlichsten Gegners, zu spielen. Der König gewann stark, und steckte eine Banknote der Generalin mit dem Complimente in die Tasche: „Er werde sie zum Andenken an diesen Abend aufbewahren, und bedaure nur, daß er nicht sogleich etwas habe, das werth sey, von ihr angenommen, und als Erinnerung an ihn aufbewahrt zu werden.“ — „Ewr. Majestät Worte, war die Antwort, werden als das schönste Denkmal auf ewig in mein dankbares Herz eingegraben seyn.“ „Das werd' ich bald sehen,“ erwiederte Gustav, und brach das Gespräch ab.

Sobald es bey Hofe stille war, nützte er diese Nacht, die letzte, die zwischen dem Wollen und Vollbringen seines großen Unternehmens lag, nach ihrer ganzen Wichtigkeit. Er schrieb mehrere Briefe, und unter diesen einen an seinen Bruder Carl. Er benachrichtigte diesen von den Ursachen, die ihn nöthigten, sein Vorhaben nicht weiter aufzuschieben. „Zwar bin ich, hieß es, keiner andern Hülfsmittel gewiß, als die ich in mir selbst, und in der Liebe des

Volks finde. Aber ich hoffe, die Vorsehung wird meine gute Absicht nicht ohne glücklichen Erfolg lassen. Sollte ich indeß als Opfer meines Eifers für den Staat fallen, so beschwöre ich Sie, nie Rache meines Todes an einem Schweden zu nehmen, weil ich gewiß bin, daß ich nicht durch die Hand eines Schweden fallen werde." — Als diese Briefe versiegelt waren, verließ Gustav das Schloß, um noch in der Nacht die Wachen zu visitiren, wie er es schon seit einigen Nächten gethan hatte. Bey diesem Geschäfte hatte er eine Unannehmlichkeit, die ihn hätte niederschlagen können. Als er zum Zeughofe kam, wollte ihn die Schildwache nicht einlassen. — „Kennst du auch den, der mit dir spricht?" sagte er zu dem Soldaten. — „O ja! aber ich kenne auch meine Pflicht!"

Den folgenden Morgen versammelte sich der Senat, wie gewöhnlich, auf dem Schlosse, und der geheime Ausschuß im Ritterhause, um ihre für den König so gefährlichen Berathschlagungen fortzusetzen. Gustav machte vorher in der Frühe einen Spazierritt, und begab sich um

10 Uhr in den sitzenden Rath. Bey dem Austritte aus seinem Zimmer bemerkte man an ihm eine Erschütterung und ein feuchtes Auge. Gleich nach seinem Eintritte in die Senatsversammlung begann die Revolution. Man verlangte, daß er den Brief, den er in verwichener Nacht von seinem Bruder erhalten habe, in ihrer Versammlung herlesen sollte. Gustav schlug das Begehren ab, zog den Brief aus der Tasche, hielt ihn in die Höhe, und betheuerte, daß er denselben dem Senate nicht vorenthalten haben würde, wenn man ihn nicht auf eine so ungebührliche und widerrechtliche Art gefodert hätte. Es entstand der lebhafteste Wortwechsel, und *) — — —

— — — — — — —

*) Ob einige Reichsräthe in diesem Augenblicke wirklich gerufen: „Es sey hohe Zeit, sich der Person des Königs zu versichern;" ob einige von ihnen selbst Hand angelegt, ihm den Degen zu nehmen; ob der König seinen Degen wirklich gezogen, und durch sein aufgebrachtes Wesen die Versammlung so außer Fassung gebracht, daß er den Saal ohne Widerstand verlassen können? — Diese Fragen läßt man am sichersten unbeantwortet.

Gustav verließ im höchsten Unwillen den Reichssaal, und gieng auf den Zeughof, wo die Garde eben zur Parade stand. Er ließ einige Manoevres vornehmen, bezeugte seine Zufriedenheit in den schmeichelhaftesten Ausdrücken, gieng durch alle Glieder, und schien nur darauf bedacht zu seyn, bey den Soldaten Liebe und Beyfall zu haben. Mittlerweile hatte sich eine große Anzahl von Officieren, auf die er rechnen konnte, und mit denen er schon den verwichenen Abend Abrede genommen, sich diesen Morgen bey ihm einzufinden, um ihn her versammelt. In ihrem Gefolge zog er mit der Wache auf das königliche Schloß zurück. Hier ließ er die auf- und abziehende Wache unterm Gewehr bleiben, und berief die anwesenden Ober- und Unterofficiere in die Wachstube. An diese hielt er eine kurze, aber rührende Rede, stellte ihnen die Ungerechtigkeit der jetzigen Regierung vor, bey der das Volk und Er selbst seiner Freyheit und Ehre nicht mehr sicher wären; entdeckte ihnen sein Vorhaben, das Joch der Tyranney abzuschütteln, betheuerte, daß er nicht nach der Souverainität strebe, sondern dem Reiche seine

uralte, gesetzmäßige Freyheit wieder geben wolle, wie sie zu Gustav Adolphs Zeiten gewesen, und fragte am Ende: „Ob sie sein Unternehmen unterstützen wollten?“ — „Ist das, schloß er, so sey mein Leben für Ihr und des Vaterlands Wohl gewagt!“ — Die Officiere, meist junge Männer, antworteten mit Ja! Der König band darauf ein weißes Taschentuch um den Arm, und verlangte, daß jeder, der ihm beystehen wolle, ein Gleiches thun solle, damit dies bey entstehender Verwirrung zum Wahrzeichen diene. Alle thaten es, bis auf den Major Cederström und einen Capitain. „Bedenken Sie wohl, was Sie thun, sagte Gustav mit scharfem Blicke zu Cederström.“ „Ich habe es bedacht, antwortete dieser entschlossen, und wie ich heute gesinnt bin, werde ich es auch morgen seyn. Wäre ich feig genug, den Eid zu brechen, den ich den Ständen geschworen habe, so würde mir auch der nicht heiliger seyn, den ich Ewr. Majestät leisten soll.“ „Der König befahl, Cederströmen den Degen abzunehmen, besann sich aber bald wieder, und sagte mit sanftem Tone zu ihm: „Hier, zum Beweise meines Zu-

trauens und meiner guten Meynung von Ihnen, Ihren Degen wieder! Ich fordre keinen Eid von Ihnen; nur folgen Sie mir heute." „Unmöglich, Sire, können Sie mir trauen; ich bitte, mich für heute des Dienstes zu entlassen;" war die gewissenhafte, entschlossene Antwort. Die übrigen Anwesenden schworen dem König sogleich den Eid der Treue. Während dem erschien der Oberstatthalter Graf Kalling einigemal auf dem Schlosse. Seine Absicht war, zur Vorbereitung auf gewaltthätige Ereignisse, Scharfschüsse unter die Wache austheilen zu lassen. Aber er unterließ es, weil ihm hier alles verdächtig vorkam. Er suchte indeß näher hinter die Sache zu kommen, und wollte in die Wachstube. Man wies ihn ab. Er bestand mit Heftigkeit darauf, und schützte vor, daß er dem Könige wichtige Nachrichten zu hinterbringen habe. Die Antwort war: „Er solle sich in den Reichsrath begeben, da werde ihn der König sprechen.

Bald darauf trat der König mit den Officieren aus der Wachstube, um nach dem Parade-Platz zu gehen, wo das Garde- und Artil-

lerie-Regiment schon versammlet war. Er befahl vorher, das Schloß mit Ketten zu sperren, und Niemand weder aus- noch einzulassen. Auf dem innern Hofe blieb ein Theil der Wache unterm Gewehr. Der General Graf Friedrich Horn übernahm die Bewachung des Schlosses, und schickte den Hauptmann Aminoff nebst zehn andern Officieren ab, dem Reichssenate im Namen des Königs die Degen abzufodern, und ihm Arest anzukündigen. Noch vor der Thüre des Saals wollten einige von diesem Commando aus scheuer Furcht sich trennen, in dem Augenblicke rissen aber andere die Thüre auf. Von den Fenstern ihres Versammlungszimmers hatten die Senatoren gesehen, was auf dem Schloßplatze vorgefallen war, ohne einen solchen Erfolg zu ahnden. Ein Theil von ihnen schien sich erst der Wache widersetzen zu wollen, allein sie ergaben sich endlich der Gewalt. Sie wurden in ihrem Zimmer verschlossen, und alle Zu- und Ausgänge desselben wurden besetzt. Der geheime Ausschuß erfuhr das Schicksal des Senats bald. Der Oberstatthalter Baron Rudbeck überbrachte ihm mit wildem Ungestüm die

erschütternde Nachricht davon. Alle Mitglieder flüchteten sich voller Schreck aus einander, und jeder dachte nur auf seine Sicherheit.

Immittelst ritt Gustav, im Geleite der Officiere und an der Spitze der übrigen Schloßwache, zum Paradeplatz, nach dem Zeughofe und in andre Theile der Stadt, wo die Truppen standen, die er zu versammeln befohlen hatte. Das Glück seines Unternehmens hieng zu Anfang dieses Zuges noch einmal an einem schwachen Faden. Als man sich eine kurze Strecke vom Schlosse entfernt hatte, wurden einige Officiere ängstlich. Sie äußerten gegen den König die Besorgniß, daß sein Unternehmen schwerlich gelingen würde, wenn nicht auch noch Männer von größerem Gewichte und Einflusse, als sie hätten, Theil daran nähmen. Der König hielt einen Augenblick still, und — schien zu wanken. Auf einmal rief ein Sergeant, der das Gespräch gehört hatte, „Es soll wahrhaftig gut gehen Ewr. Majestät! Lange lebe Gustav III.“ — „Nun, so will ichs wagen, rief der König laut, und redete die Soldaten nun fast eben so, und mit gleichem

Erfolge, wie vorher die Officiere an. Unter das allgemeine Ja!, das sich für den König erklärte, mischte sich nur ein Einziges Nein! auf das aber nicht geachtet wurde.“ „Sollte es aufs Aeußerste kommen, sagte Gustav darauf zu dem Baron Lieven, der bey dieser Gelegenheit ein Commando Grenadiere anführte, so vergessen Sie nicht, daß sie mit Brüdern zuthun haben.“ Und einem Kammerherrn hatte er vor dem Wegzuge vom Schlosse aufgetragen, im Falle er so unglücklich seyn sollte, ein Opfer seines Unternehmens zu werden, dem Prinzen Carl zu melden, „daß er nicht durch die Hand eines Schweden gefallen sey.“

Alle Truppen in Stockholm folgten dem Beyspiele der Garde. Man huldigte dem Könige mit Freuden. So wie er mit bloßem Degen unter einem fast unabsehbaren Gefolge durch die Straßen ritt, wiederholte er von Strecke zu Strecke seine Anreden an das Volk, worin er betheuerte, daß er nur die Absicht habe, sie zu vertheidigen, und sein Reich zu retten, und daß, wenn sie kein Zutrauen zu ihm hätten, er sein Scepter niederlegen, und sein Königreich abtre-

ten wolle.“ Bey diesen Aeußerungen bat das Volk den König mit Thränen, einige sogar auf den Knieen, seine Unterthanen nicht zu verlassen.

In weniger als einer Stunde war Gustav Herr der ganzen Kriegsmacht in Stockholm. Man führte Kanonen auf den Schloßplatz und auf die Märkte, die zum Theil zwar ungeladen waren, bey denen doch aber Soldaten mit brennenden Lunten standen. An allen nöthigen Orten wurden Wachen mit scharfen Patronen ausgestellt, sowohl zur Sicherheit der Privatpersonen, als der Bank. Der König selbst nahm eine Art von Hauptquartier auf dem Zeughofe. Von hier fertigte er die nöthigen Befehle und Publicationen aus. Die wichtigste unter den letztern war die neue königliche Versicherung, die auf verschiedenen Plätzen dem versammelten Volke vorgelesen wurde, und welche also lautete:

„Ich versichere hiemit, daß mein einziger Vorsatz ist, meinem lieben Vaterlande wieder Ruhe zu verschaffen, durch Unterdrückung des Frevels, Abschaffung der aristokratischen Gewalt, und durch Wiederherstellung der alten Schwedischen Freyheit, auch der alten Schwedi-

schen Gesetze, wie sie vor 1680 waren. Ich entsage hiebey, wie ich bereits gethan habe, der zu verabscheuenden königlichen souverainen Macht, oder der sogenannten Souverainität, und halte es jetzt, wie immer, für meine größte Ehre, der erste Mitbürger unter einem freyen und rechtschaffenen Volke zu seyn. So wahr mir Gott helfe an Leib und Seele! Stockholm den 19ten August 1772.

Gustav."

Um 4 Uhr Nachmittags begab der König sich unter starkem Gedränge und unter militärischer Bedeckung auf das Schloß zurück. Wo er durchritt, dankte er dem Volke für seine Theilnahme, und versicherte wiederholt, daß er seiner Noth abhelfen, und es wieder frey machen wolle. Der Enthusiasmus des Volks für einen solchen König kannte in diesem Augenblicke keine Gränzen. Tausende küßten ihm die Stiefeln, und unter der unabsehbaren Menge sah man nur weiße Schnupftücher, und wo diese fehlten, sogar weiße Lappen um den Armen. Selbst Weibspersonen schwenkten dies Symbol der Revolution und des Royalismus in ihren Händen.

Auf dem Schlosse befanden sich die Gesandten der auswärtigen Höfe, die der König unter dem Vorwande, sie vor möglichen Gewaltthätigkeiten zu sichern, zum Mittagsessen hatte einladen lassen. Dies geschah indeß wohl hauptsächlich in der Absicht, um ihre Wirksamkeit bey der Sache auf alle Fälle zu verhindern. Einige von ihnen schlugen anfänglich die Einladung aus; allein als Gustav ihnen durch den Hofkanzler Wache vor ihren Häusern anbieten ließ, so warteten sie die Vollstreckung dieses zweydeutigen Vorschlags nicht ab, sondern verfügten sich ebenfalls aufs Schloß. Jetzt, da die Revolution bewerkstelligt war, gab Gustav ihnen sogleich Audienz, versicherte sie seiner besondern Aufmerksamkeit für ihre persönliche Sicherheit, und insbesondere seiner unwandelbaren Freundschaft gegen ihre Höfe. Er stellte ihnen zugleich frey, ob sie noch länger auf dem Schlosse verweilen, oder sich in ihre Hotels begeben wollten. Man zog das letztere vor. Nach Entlassung der Gesandten gieng der König in die bewachte Versammlung der Reichsräthe, und kündigte ihnen ihre Entlassung und die Fortdauer ihres Arestes

an. Alsdann wurde den Einwohnern von Stockholm unter Trompeten- und Pauken-Schall durch Herolde verkündigt: „daß jedermann ruhig in seinem Hause bleiben, und die Thüren verschlossen halten, und daß niemand andere Befehle, als von ihm annehmen solle.“ Alle Wirthshäuser und Keller wurden verschlossen, und der König sorgte selbst für die Erfrischung derer, die er in seinem Dienste gebrauchte. Die Communication mit dem benachbarten Lande wurde unterbrochen, und niemand wurde ohne einen vom Könige selbst unterzeichneten Paß aus der Stadt gelassen.

Mitten unter diesen Auftritten erfuhr der König auch, daß die Regimenter Upland und Südermannland, die der Senat zur Beförderung seiner Plane nach Stockholm beordert hatte, nur noch wenige Stunden von der Residenz entfernt wären. Er sandte ihnen deshalb eiligst einen Staabsofficier mit dem Befehle entgegen, in ihre Quartiere zurückzukehren, doch aber solle der commandirende Officier, Obristlieutenant von Cederström, eine eifrige Mütze, unverzüglich

nach Stockholm kommen. Cederström und sein Corps wußten von dem, was in Stockholm vorgefallen war, noch nichts; der Befehl war in der gewöhnlichen Form abgefaßt, und man befolgte ihn also ohne Anstand und Aufschub.

Mit dem Einbruche der Nacht wurden mehrere Gegner des Königs, unter andern der Baron Rudbeck,*) die Pröbste Wichmann und Kröger, die Bürgermeister Sundbladt und Munthe; der Sekretair des Bauernstandes Odhelius und der Districtsrichter Engeström, in Verhaft genommen. Der Graf (nachmals Fürst) Hessenstein hatte beym Ausbruche der Revolution, weil er das vom Könige ihm angetragene Commando auf dem Zeughofe ausschlug, seinen Degen abliefern, und sich aufs Schloß begeben müssen, erhielt aber jetzt Erlaubniß, es nach Willkühr wieder verlassen zu dürfen. Der General-Major Pechlin war denselben Morgen von Stockholm ge-

*) Rudbeck lief zu Anfang der Revolution mit bloßem Degen durch die Straßen, und schrie in einem fort: „Zu den Waffen, Schweden, zu den Waffen! Die Freyheit ist in Gefahr.“

reiſet, um ſein und zwey andre Regimenter eiligſt zuſammen zu bringen. Er wurde zu Jönköping eingeholt, und gefänglich zurückgebracht. Den Familien der Verhafteten ließ der König durch Vertraute ſagen, „ſie könnten ohne Bekümmerniß ſeyn, die Ihrigen würden ihre Freyheit bald wieder erhalten.“ An die Kinder des einen arretirten Geiſtlichen ſchickte er ſelbſt einen Boten, um ihnen dieſelbe Beruhigung zu überbringen.

Dieſer große merkwürdige Tag, an dem die außerordentlichſte Begebenheit mit der wunderbarſten Ordnung geſchehen war, endigte ſich mit der ruhigſten Nacht. Schweigende Stille herrſchte auf den Straßen, und die Einwohner ſchienen in dem ungeſtörteſten Schlafe vergeſſen zu haben, was am Tage vorgegangen war. Nur Guſtav ſchlief nicht. Die Soldaten mußten unterm Gewehr bleiben, und er patrouillirte mit etwa 50 Gardiſten und einigen freywilligen Officieren faſt die ganze Nacht hindurch. Wenn auch keine augenſcheinliche Gefahr zu beſorgen war, ſo erfoderte ſein Unternehmen doch Wachſamkeit. Der folgende Tag war eine Fortſetzung

des vorigen. Gestern hatte sich der König vom Militär huldigen lassen, heute geschah es von der Bürgerschaft und allen Gerichtshöfen auf die feyerlichste Art. Der König war dabey in Uniform, zu Pferde, mit entblößtem Degen, hinter ihm ein großes Gefolge von Kriegsbedienten. Die Bürgerschaft stand unter Waffen in zwey Reihen, alle Fenster waren voll Zuschauer, der König ritt einige Schritte von seinem Gefolge hervor, allgemeines Schweigen herrschte, und mit lauter, lebhafter Stimme hielt Gustav eine lange wirksame Rede, die das Volk um so begieriger verschlang, da es seit Gustav Adolph keinen seiner Könige öffentlich, und seit Carl XII. keinen schwedisch hatte reden hören. Alsdann wurde die königliche Versicherung abgelesen, und das Volk beeidigte ohne Widerrede, daß es den Ständen nicht mehr gehorchen wolle, und beschloß die Handlung mit hohem Freudengeschrey. Nachmittags wurde den Ständen durch Herolde bekannt gemacht, sich den folgenden Tag um 12 Uhr auf dem Reichssaale einzufinden, mit der Drohung, im Fall des Ausbleibens für Feinde der Ma-

jestät und des Vaterlandes angesehen zu werden.“

Auch der zweyte Tag der Revolution gieng auf diese Art glücklich und günstig vorüber. Er zeichnete sich vor dem ersten noch dadurch aus, daß von dem Prinzen Carl aus Schonen die frohe Nachricht eintraf, daß Christianstadt sich dem Könige ergeben habe. Sobald der Prinz den letzten Brief seines Bruders erhalten hatte, worin ihm dieser meldete, daß er seinen Entwurf in Stockholm ohne Verzug auszuführen gezwungen sey, las er denselben den Truppen, mit denen er vor Christianstadt stand, vor, und diese huldigten dem Könige ohne Widerrede. Zu gleicher Zeit fand sich bey Carln auch ein Officier von dem Hauptmann Hellichius mit der Versicherung ein, daß sich die Festung an den König ergeben wolle. Ein zerbrochener Speciesthaler, wovon Hellichius die eine Hälfte behielt, die andere aber mit diesem vertrauten Officier absandte, sollte das Signal seyn, wenn die Auffoderung im Namen des Königs geschähe. Der Officier übergab seine Hälfte dem Prinzen. Dieser ließ darauf Christianstadt im Namen des

Königs auffordern, und bekräftigte seine Aufforderung mit diesem Merkzeichen. Sogleich wurden die Thore geöffnet, und die Besatzung unterwarf sich. In der Antwort an seinen Bruder erklärte der König das Regiment Friedrich, zu welchem die Garnison von Christianstadt gehörte, für ein königliches Leibregiment, und den Capitain Hellichius ernannte er zum Obristen, unter dem neuen und ehrenvollen Namen Gustavskiold (Gustavsschild.) Auch von dem Prinzen Friedrich traf an eben diesem Abende aus Ostgothland der Bericht ein, daß die Truppen in jener Gegend ganz dem Könige ergeben wären, und bereits ihm und dem General und Landeshauptmann Duriez gehuldigt hätten.

Wie ein schnelles Gerücht durchlief die neue Veränderung bald alle Provinzen, und überall fiel man derselben einstimmig und mit Freuden bey. Gustav hatte jetzt alle Mittel in Händen, die bisherigen Schranken seiner und seiner Vorgänger Majestät gänzlich über den Haufen zu werfen, die bisherige Constitution völlig zu vernichten, und seinen Willen zur Regel der Gesez-

ze zu machen. Um so viel bewundrswerther ist die weise Mäßigung, mit der er in einem Alter, das den Ehrgeiz liebt und das nicht gerne Fesseln duldet, und nach den bittern Kränkungen, die sein Vater und auch er auf dem Throne erfahren hatte, von seinem jetzigen Glücke Gebrauch machte.

Der 21ste August, jener Tag, welcher der ganzen Revolution das Siegel aufdrücken, an dem die alte Constitution feyerlich abgeschaft, und eine neue eingeführt werden sollte, brach an. Mit Fleiß hatte man vorher in der Stadt verbreitet, daß ein starkes Corps Truppen, welches der König aus Finnland beordert, schon vor den Thoren sey. Man hatte für sie sogar Quartier bestellt, obgleich noch kein Mann da war. Des Morgens früh mußte ein starkes Detaschement von der Garde den Ritterholm besezzen. Auch das Schloß wurde von allen Seiten mit Truppen umgeben, und gegen das Versammlungszimmer der Stände pflanzte man geladene Kanonen auf, bey denen Soldaten mit brennenden Lunten standen. Die Reichsstände durften sich bey dieser Gelegenheit nicht in ihren

abgesonderten Zimmern versammeln, und sich von da unter Voraufgehung ihrer Sprecher, in Processiön in das plenum plenorum begeben, wie sonst gewöhnlich war; sondern jeder Reichstagsmann konnte für sich und ohne alle Ceremonie seinen eigenen Weg zum Schlosse gehen. Selbst der Reichstagsmarschall kam ohne sein gewöhnliches Amtszeichen, ohne Stab, in die Versammlung der Stände.

Wie alles versammelt war, trat der König, von seinen Leibtrabanten und einer Menge von Officieren begleitet, in voller Pracht der Majestät, in den Saal. Sobald er auf dem Thron Sitz genommen hatte, gab er durch einen dreymaligen Schlag mit dem silbernen Hammer Gustav Adolphs das Zeichen zum Stillschweigen, und hielt dann folgende Rede:

„Durchdrungen von Schmerz über die Lage des Vaterlandes, und gezwungen, euch die Wahrheit in ihrem völligen Lichte zu zeigen, da das Reich sich so sehr seinem Sturze naht, müßt Ihr Euch nicht wundern, wenn ich heute Euch nicht mit den frohen Regungen aufnehme, die sonst mein Herz erfüllten, wenn Ihr vor dem Tho-

Throne versammelt waret. Ich darf mir nicht vorwerfen, Euch etwas verhehlt zu haben. Ich redete zweymal zu Euch mit aller Wahrheit, die mein Beruf erforderte, und mit aller der Aufrichtigkeit, die ächte Ehre heischt. Eben diese Aufrichtigkeit soll mich auch jetzt leiten, da das Vergangene gerügt werden muß, um das Gegenwärtige zu bessern.

„Es ist eine traurige, aber allgemein bekannte Wahrheit, daß Haß und Zwierracht das Reich zerrissen haben. Durch zwo Partheyen bereits lange getrennt, sonderte sich die Nation gewissermaaßen in eben so viel Völkerschaften, die nur daran arbeiten, das Vaterland zu zerfleischen. Verborgen ist Euch nicht, wie diese Trennung Groll erzeugte, der Groll Rache, die Rache Verfolgungen, diese Verfolgungen immer neue Revolutionen, die unsern Staatskörper wie eine periodische Krankheit überfielen, und ihn aller Lebenskraft beraubten. Alle diese Ereignisse erschütterten das Reich bloß darum, weil gewisse Personen nach Ehre dürsteten. Es flossen Ströme Bluts, bald von der einen Parthey, bald von der andern vergossen, und das

Opfer dieser Mißhelligkeiten war stets das Volk. Die herrschende Parthey suchte nichts, als die Befestigung ihrer Gewalt. Alles, was sie that, zweckte bloß hierauf ab; oft auf Kosten einzelner Mitbürger, zugleich aber immer auf Kosten des Reichs. Wo das Gesetz deutlich war, wurde der Buchstabe verdreht; und man brach es, wo es mit den Absichten stritt. Nichts war zu heilig für Aristokraten, die Eigennutz, Haß und Rachbegier leiteten. Endlich verirrte man sich selbst so weit, daß man öffentlich dafür hielt, die Pluralität sey übers Gesetz erhaben, und brauche keine andre Richtschnur, als Gutdünken und eigenen Willen."

„In den Händen der siegenden Parthey, die, oft selbst zu Boden geworfen, immer nur von der Willkühr einiger Wenigen aus ihr abhieng, verwandelte sich nachher das edelste der menschlichen Vorrechte, die Freyheit, in unleidlichen aristokratischen Despotismus. Bey der Ankündigung eines neuen Reichstags zitterte man; und weit entfernt, darauf bedacht zu zu seyn, wie der Angelegenheiten des Staats am zuträglichsten gewartet werden könnte, be-

schäftigte man sich bloß damit, seiner Parthey die Pluralität zu erringen, um gegen die gesetzwidrige Dreistigkeit, und gegen die Machtsprüche der Gegenparthey sich zu schützen. Sah es solchergestalt mit dem Innern des Reichs gefährlich aus, um wie demüthigender war dann nicht ebenfalls dessen äußere Lage! Ich schäme mich, ihrer zu erwähnen. Als einem gebohrnen Schweden, und als Könige des Reichs sollte es mir beynahe unglaublich seyn, daß fremde Absichten, und, was noch mehr ist, daß die Anwendung der niedrigsten Mittel je etwas über schwedische Männer vermogt hätten. Ihr fühlt schon, wohin ich ziele, und mein Erröthen ist genug, Euch darzuthun, wie sehr das Reich durch Eure Spaltungen geschändet worden."

In diesem Zustande traf ich das Reich, als durch des Höchsten Fügung mir Schwedens Scepter wurde. Ihr wisset selbst, daß ich nichts versäumte, und weder Mühe noch Verdruß achtete, Euch zu vereinigen. Sowohl in meinen Reden vom Throne, als sonst drang ich auf Gehorsam gegen das Gesetz, und auf Einmüthigkeit,

Gern opferte ich alles auf, was als Mensch, oder als König mir werth seyn konnte; keinen Versuch, keinen Schritt fand ich zu mühsam, um zu einer für die Nation so heilsamen Absicht zu gelangen. Oder — hier erhob Gustav die Stimme, und sah mit forschendem, scharfem Blicke in der Versammlung umher, — ist jemand unter Euch, der das zu leugnen vermag; so trete er dreist hervor, und rede!"

(Der königliche Redner, schreibt Micheliſſi in seinem bekannten Briefe an Visconti, hielt hier wirklich einige Augenblicke inne. Er wartete, ob sich jemand regen würde. Aber alles schwieg, und er fuhr folgendermaaßen fort:)

„Ich hoffte, durch mein Bemühen Euch den Fesseln zu entreißen, in die ausländisches Gold, und einheimischer Haß und Muthwille Euch zu werfen suchten. Auch zweifelte ich nicht, das schreckliche Beyspiel andrer Staaten würde Euch eine Warnung seyn. Aber dieß alles war vergebens. Theils Eure Anführer, theils Eure eigene Rachbegier verblendeten Euch. Alle Schranken wurden einge-

rissen, alle Verträge gebrochen. Der Frevel durfte ohne Scheu rasen, und zeigte sich nur desto zügelloser, je mehr man bemüht war, ihn zu bändigen. Die tugendhaftesten, würdigsten, edelsten Mitbürger wurden aufgeopfert; alte, durch Diensteifer und vieljährige Treue ausgezeichnete Amtspersonen wurden entehrt; ganze Collegien abgesetzt; ja selbst das Volk blieb nicht einmal unangetastet. Man nannte seine Klagen Aufruhr, und verwandelte zuletzt die Freyheit in ein unerträgliches Joch der Aristokraten. Die Gottheit selbst schien erzürnt über den Frevel derer, die am Ruder saßen. Die Erde verschloß ihren Schooß. Theurung, Hunger und jede Art von Noth drückten das Land. Als ich Euch damals beschwor, das Vaterland zu retten, was thatet Ihr? Erbitterter, als jemals, Eure Rachlust unter einander zu befriedigen, achtetet Ihr kaum des Elendes derer, deren Stellvertreter ihr seyd. Zuletzt erwachtet ihr freylich, aber da war die Hülfe fast zu spät. Auf solche Art verstrich über einem das Land eben so belastenden, als durchaus unnützen Reichstage, ein völliges Jahr.“

„Da alle meine Vorstellungen fruchtlos, und alle meine Mühe vergebens war, so harrte ich, gegen das Schicksal meines theuren Vaterlandes zwar nicht gleichgültig, aber doch schweigend. Ich wollte sehen, wie die Nation selbst das Betragen aufnehmen würde, das ihre Gevollmächtigten, sowohl gegen mich, als gegen sie selbst äußerten. Ein Theil trug das Joch, freylich nicht ohne Seufzen, jedoch ohne Murren; weil er nicht absah, wo man Hülfe finden sollte, um das Vaterland zu retten. In einem Winkel des Reichs aber verzweifelte man, und griff zu den Waffen.“

„In dieser Lage, da — um von meinem Leben nicht zu sprechen — der Staat, wahre Freyheit und Sicherheit in der äußersten Gefahr schwebten, blieb mir weiter nichts übrig, als unter des Höchsten Beystande zu den Mitteln zu greifen, wodurch andere muthige Völker, und unter Gustav Wasa's Fahne auch Schweden einst selbst, sich von unerträglicher Gewalt und Bedrückungen losmachten. Gott segnete mein Werk, und plötzlich habe ich bey meinem Volke den Biedermuth wiederum aufleben sehen, der

vormals im Herzen Engelbrechts und Gustav Erichsons loderte. Alles ist glücklich abgelaufen, und ohne daß ein Tropfen Bluts geflossen, habe ich mich und das Reich gerettet."

„Ihr irrt Euch sehr, wenn Ihr glaubt, daß es hier etwas anders, als Freyheit und Gesetz gelte. Ich habe geschworen, über ein freyes Volk zu herrschen. Glaubt nicht, daß der jetzige Augenblick mich hinreißen wird, eines Schwurs zu vergessen, der nicht auf Zwang, sondern auf meine eigene Ueberzeugung sich gründete. Weit davon entfernt, die Freyheit anzutasten, ists bloß der Frevel, den ich wegschaffen will, und jene Willkühr, nach der bisher das Reich regiert wurde. Diese soll sich in ein gehörig bestimmtes Regiment verwandeln, wie unser uraltes Gesetz es vorschreibt, und wie Schweden zur Zeit des Größten meiner Vorweser verwaltet wurde."

„Der Zweck, den ich bey Allem, was jetzt vorgenommen werden wird, habe, ist kein andrer, als wahre Freyheit, die meine geliebten Unterthanen allein beglücken kann, wieder einzuführen. Durch Sicherheit unter und nach

dem Gesetze, durch Schutz des Eigenthums, durch Zwanglosigkeit in jeder erlaubten Gewerbsart, durch unpartheyische Handhabung des Rechts, durch Erhaltung der guten Ordnung in Städten und auf dem Lande, durch sorgsames Bemühen, die allgemeine Wohlfahrt zu befördern und jedem insbesondere Ruhe und Frieden zu sichern, und durch Erhaltung der reinen, von Heucheley und Aberglauben entfernten Gottesfurcht, sollt Ihr mich als König erkennen."

„Dies alles ist aber nicht zu erlangen, wenn nicht das Reich nach einem unumstößlichen Gesetze regiert wird, dessen Buchstabe sich nicht verdrehen läßt; das nicht bloß den König, sondern auch die Stände verpflichtet; das ohne beyder völlige freye Zustimmung weder aufgehoben, noch geändert werden darf; das einem für's Vaterland eifrigen Könige vergönnt, mit den Ständen Rath zu pflegen, ohne daß sie ihn für ein furchtbares Schreckbild ansehen, und endlich ein Gesetz, das beyde zusammen zu einem Interesse, nämlich dem Besten des Reichs, verbindet."

„Ein solches Gesetz, für mich sowohl, als für Euch verpflichtend, ist dasjenige, welches ich Euch sogleich werde vorlesen lassen.“

„Aus allem, was ich bisher gesagt habe, werdet Ihr leicht erachten, daß das, was geschehen ist, ohne Nebenabsichten, und bloß des Reichs halber geschah. Und wenn ich gezwungen war, die Wahrheit Euch ohne Hehl zu sagen, so that ich es ohne Bitterkeit, und lediglich aus Liebe zu Eurem Wohl. Ich zweifle daher nicht, Ihr werdet es mit Dank aufnehmen, und dadurch mit mir einen sichern und unumstößlichen Grund zu Eurer wahren Freyheit und Glückseligkeit legen.“

„Große und unsterbliche Könige führten das Scepter, das ich nun in Händen habe. Es würde mehr als kühn von mir seyn, mich mit ihnen vergleichen zu wollen; aber im Eifer und in der Liebe für Euch wetteifere ich mit ihnen. Hegt Ihr für das Vaterland gleiche Gesinnungen, so hoffe ich, der schwedische Name soll den Ruhm und die Achtung noch wieder erlangen, welche er sich zu unsrer Väter Zeiten erwarb.“

„Der Gott, dem nichts verborgen ist, sieht mein Innerstes in diesem Augenblicke. Er gebe zu Eurem Beschlusse seine Gnade und Seegen!“

Nach geendigter Rede mußte der Staatssecretair die Constitution vorlesen, welche Gustav darnach zuerst unterschrieb. Er fragte darauf die Stände: „Ob sie sich mit ihm dieser Verfassung in allen Stücken forthin unterwerfen wollten?“ Alle antworteten einstimmig Ja! Der Landmarschall und die Sprecher der Stände unterzeichneten sie dann, und die übrigen Anwesenden schworen den Eid, den Gustav ihnen vorsagte. Sobald die neue Regierungsform angenommen und beschworen war, sagte der König mit emporgehobenen Händen: „Nun laßt uns Gott danken, daß er eine so glückliche Begebenheit hat geschehen lassen!“ Er zog darauf ein Gesangbuch aus der Tasche, legte die Krone ab, und stimmte das Te Deum an, welches die ganze Versammlung auf das andächtigste mit sang. Nach Endigung dieser Andacht — die auf das Volk, das in Schweden noch einen sehr religiösen Hang hat, unter den damaligen Umständen einen sehr starken, und für den Kö-

nig sehr vortheilhaften Eindruck machte — wurde jedem Reichstagsmanne erlaubt, dem Könige die Hand zu küssen. Dann verließ der König den Saal, und jeder konnte seines Weges gehn.

Gustav hatte nun die Freude, seinen großen Plan ohne alle Gewaltthätigkeit, und ohne daß ein Tropfen Bluts dabey vergossen worden, ausgeführt zu haben. Indeß ruhte seine Thätigkeit nicht. Er arbeitete unermüdet fort, um die alten Uebel auszurotten, und um seine neue Schöpfung weiter auszubilden, und sie fester zu gründen. Alle kriegerischen Anstalten in Stockholm wurden zwar aufgehoben, die Kanonen wieder in den Zeughof gefahren; aber bey unvermeidlicher schwerer Strafe wurde verboten, sich künftig des gefährlichen Parthey-Namens, Hut oder Mütze zu bedienen. Den folgenden Tag wurden alle Reichsräthe ihres Arrestes entlassen, und Gustav bildete sich nun einen Senat nach seinem Gutbefinden. In diesen wurden jedoch selbst einige von den so eben oder auf dem vorigen Reichstage verabschiedeten Senatoren und unter ihnen sogar Widriggesinnte ge-

zogen. Am 23sten August (einem Sonntage) wurde in den Kirchen von Stockholm ein Dankfest gefeyert. Der König war bey dieser Andacht in der Hauptkirche, stimmte auch hier selbst den Ambrosianischen Lobgesang an, und legte während des Gesanges seine Krone vom Haupte. Am 25sten August fanden sich, nach seinem Befehle, die Stände wieder im Reichssaale ein, und hier kündigte er ihnen in einer kurzen Rede den nahen Schluß des Reichstags an. „Dieser sey um so nöthiger, sagte er, da die Versammlung schon eine Zeit von 14 Monaten gedauert habe. Nach so vielen Erschütterungen und Spaltungen finde jetzt nur Ein Zweck Statt: das Wohl des Vaterlandes. Dies sey aber so bedrängt, daß man nicht sowohl langwierige Berathschlagungen darüber pflegen, als vielmehr ihm schnelle Hülfe schaffen müsse.“ Dann legte er den Ständen drey Propositionen vor, und gab ihnen 14 Tage Zeit, ihre Beschlüsse darüber zu fassen. Diese Beschlüsse genehmigten die königlichen Vorschläge in ihrem ganzen Umfange, und am 9ten September entließ Gustav diesen unvergeßlichen Reichstag mit folgender Rede:

„Indem ich heute eine Reichsversammlung schließe, die in unsern Jahrbüchern gewiß unter den merkwürdigsten einst wird verzeichnet stehen; so geschieht es mit wiederholter Erkenntlichkeit gegen die Hand des Höchsten, die auf eine so sichtbare Art das Vaterland beschützt, und Wolken zerstreuet hat, die mit gänzlichem Untergange die Freyheit sowohl, als meine Mitbürger bedrohten. Dieser Reichstag begann mitten unter Trauern und dem zärtlichsten Schmerz über die Einbuße eines theuern Königs und geliebten Vaters. Eure Berathschlagungen wurden hierauf unter Zwiespalt und Partheyhaß fortgesetzt, und es schien, als wenn die Vorsehung jedes Ungemach, das unsre Väter drückte, aufs Aeußerste kommen lassen wollte, um bey der so wichtigen Veränderung, die sich unlängst begab, ihre Hand desto stärker zu zeigen.“

„Die glücklichste Revolution; lediglich vom Höchsten geführt, heilte auf einmal die Risse, wodurch seit mehr als hundert Jahren der Staatskörper verwundet worden war, und machte aus einem getrennten Volke wieder ein ganzes, gleichgesinnt, frey, mächtig, unabhängig, neu be-

eifert fürs Vaterland und dessen wahres Gedeihen. In dieser Verfassung kömmt die Pflege des Reichs jetzt aus Euren Händen in die meinigen. Die Freyheit ist gegründet, das Gesetz bestätigt und die Eintracht hergestellt."

„Ihr könnt leicht denken, mit welchen frohen Empfindungen ich Euch heute vor dem Thron erblicke! Von Eurer Liebe und der Gerechtigkeit des in Euch gesetzten, uneingeschränkten Vertrauens geben die wenigen Tage, die seit dieser auffallenden Veränderung verflossen sind, mir die rührendsten und sichersten Beweise. Auch sah ich jene Tugenden und die großen Eigenschaften, wodurch einst Eure Väter ihr Zeitalter berühmt machten, und die bis dahin in Euren Herzen schlummerten, durch die Zeitläufte wieder zum Keim getrieben, von neuem in Euch aufleben, und sich durch Thaten auszeichnen."

„Muth und rasches Anhangen an den König und das Vaterland, wodurch einst die schwedische Ritterschaft sich so sehr hervorthat, unterstützten, neu beseelt, mich auf das kräftigste. Ergebung in den Willen des Höchsten, Eifer für seine Ehre, Gehorsam gegen die Obrigkeit, Liebe

zum Frieden und zur allgemeinen Wohlfahrt beseelte den Priesterstand. Pflanzt doch diese Regungen sorgfältig unter Euren Mitbrüdern fort! Emsiges Streben, den Handel und Credit des Reichs aufrecht zu erhalten, zeigte sich bey der Bürgerschaft, sobald ihr eigener Vortheil und ihr Glück wieder auf sie wirkte. Auch zeigte sich, daß der Bauernstand immer noch Gott und seinen Oberherrn ehrte, seitdem er, sich selbst gelassen, nichts zu Rathe zog, als jene Vaterlandsliebe, die stets die Schweden auszeichnete."

„Sonach trenne ich mich heute mit dem dankbarsten und frohesten Herzen von Euch, da Ihr, mit mir, Schwedens uralte Freyheit erweckt, sie auf dauernden Grund gestellt, ihr zum Besten die neue Regierungsform bestätigt, und, durch die stärksten Bande mit mir vereinigt, die reizendste Zukunft Euch zu verheißen habt. Meine Mühe und Fleiß Eurem Vertrauen zu entsprechen, sollen, ich versichere es, ohne Grenzen seyn, und wenn Ihr durch Eintracht, Ersparung und Gehorsam meinem Eifer für das Wohl des Reichs beytretet: so wird sein Wachsthum gewiß, mein Hoffen aber erfüllt

werden, Euch nach sechs Jahren in Ruhe und Eintracht zu sehen, als ein getreues, glückliches, einmüthiges, selbstständiges und edles Volk."

Der Marschall des Reichstags und die Sprecher der Stände begnügten sich nicht damit, dem Könige für seine That die größten Lobeserhebungen zu ertheilen, sondern der ganze Reichstag verurtheilte sich in dem gewöhnlichen Reichstags-Beschlusse auf eine Art, die mit der vorigen Sprache der Stände auffallend contrastirte, und wodurch er sich, genau genommen, wahrhaftig lächerlich machte. „Eine alte Zwie„tracht, heißt es unter andern darin, hatte die „Bande des Vertrauens und der gegenseitigen „Liebe aufgelöset. Der König gab sich wieder„holte Mühe, diese Zwistigkeiten aufzuheben, „aber er mußte mit Kummer gewahr werden, „daß seine Bemühungen fehlschlagen würden, so „lange die Gesetze nicht bestimmt, die Gewalt „der Regierung nicht im Gleichgewichte wäre, „und so lange die Freyheit täglich gemißbraucht „würde. Mitten im Sturme habe er ihnen end„lich einen Augenblick der Ruhe verschafft, um

„über

„über die Lage des Landes kühler nachzudenken.
„Auf immer wolle man jene fatale Veränderung
„in der schwedischen Regierungsform vergessen,
„bey der das Volk das Königthum für zu gefähr-
„lich angesehen, und von nun an seine Regen-
„ten mehr gefürchtet als geliebt habe.
„Durch eine lange und traurige Erfahrung habe
„man nun die Folgen davon kennen gelernt, und
„sich nur zu sehr überzeugt: daß die Grundge-
„setze durch erzwungene Deutungen, Verände-
„rungen und unschickliche Einschränkungen öftrer
„unter die Füße getreten, und Eingriffe in die
„königliche Gewalt vorgenommen worden, die
„unzählige Unordnungen zur Folge gehabt; daß
„die Vollstreckung der Gesetze öftrer gerade ih-
„ren Urhebern überlassen worden; daß bey dem
„allgemeinen Verderbniß die Gesetze ihre Ach-
„tung, und die Richter ihre Autorität verlohren;
„daß fremder Einfluß die Berathschlagungen der
„Nation gelenkt; daß Haß und Rache, Ehr-
„geiz und Neid sich in öffentlichen Verfolgun-
„gen, und selbst in Blutvergießen geäußert,
„und daß nach allem diesen endlich eine Staats-
„veränderung unumgänglich nothwendig gewe-

„sen, wenn das wankende Gebäude des Vater„landes nicht gänzlich einstürzen sollte. Dies „große Werk sey dem großmüthigen Gustav III. „aufbehalten gewesen. In der neuen Regie„rungsform habe er die uralte Freyheit der „Schweden ganz wieder hergestellt. Bey dieser „Gelegenheit könne man seinen Muth und seine „Milde, und besonders seine Großmuth nicht „genug verehren, da er unter den obwaltenden „für ihn so günstigen Umständen aus freyen „Stücken dem Despotismus und der Souverainis„tät von neuem abgeschworen. Jetzt habe man „wieder einen wahren König auf dem Thro„ne, dem man die Staatsverwaltung ganz un„besorgt überlassen könne, da er selbst erkläre, „er finde seinen größten Ruhm darin, Erster „Mitbürger einer freyen Societät zu „seyn.“

Gustav hatte bey dieser Revolution allerdings jedes Mittel in Händen, sich eine vollkommene Souverainität zu verschaffen. Aber er wollte nicht sowohl verändern, als verbessern. Er gab in der neuen Regierungsform dem Reiche seine Rechte wieder, und eignete sich nur seinen

gehörigen und billigen Antheil an der Regierung zu. Die neue Constitution selbst bestand aus 57 Artikeln, unter denen folgende die wichtigsten sind: §. 2. Der König soll sein Reich regieren, Er und kein andrer Gerechtigkeit und Wahrheit schützen. §. 4. Zunächst nach dem König sind die Reichsräthe, die er allein aus dem eingebohrnen schwedischen Adel wählt. Ihre Zahl ist nicht bestimmt, doch sind ihrer gewöhnlich 17. Sie rathen dem Könige, wenn er ihren Rath begehrt, und sind dem Könige allein für ihren gegebenen Rath verantwortlich. Ihre Stimmen sollen (§. 8.) nur zur Berathung und nicht zur Entscheidung dienen. §. 6. Der König schließt Frieden, Waffenstillstand und Allianzen. Er berathschlagt sich darüber mit seinen Räthen, thut aber, was ihm am besten dünkt. Nur in dem Falle, wenn alle Räthe einstimmig gegen die Meynung des Königs sind, muß er ihnen folgen. Vertheidigungskriege kann er (§. 45.) nach Gutdünken, aber (§ 48.) keinen Offensiv-Krieg ohne Einwilligung der Stände führen. §. 7. Wenn der König ein Frem-

der ist, kann er ohne Wissen und Willen der Stände nicht aus dem Reiche gehen; ist er aber ein Eingebohrner, so hat er seinen Entschluß bloß dem Senate anzuzeigen. §. 10. Der König besetzt alle höhern Militär- und Civilstellen. Der Senat schlägt drey Subjecte vor, und der König wählt. §. 11. Der König ertheilt den Adel, doch soll er nicht über 150 neue Edelleute machen, da ihre Anzahl schon so groß ist. §. 16. Alle außerordentliche Tribunale und gerichtliche Commissionen hören künftig auf, und jeder Schwede wird von der Gerichtsstelle gerichtet, zu der er gehört. §. 19. Dem Könige allein kömmt das General-Commando über die ganze Kriegsmacht zu Wasser und zu Lande zu. §. 30. Der König kann seine Haushaltung so einrichten, wie es ihm beliebt. §. 37. Ist er krank oder auf Reisen, so wird das Reich von jenen Senatoren verwaltet, die er selbst dazu ernennt. Kann er dies letztere wegen plötzlicher Krankheit nicht, so regieren indeß der Präsident und die vier ältesten Reichsräthe. §. 38. Die Reichsstände müssen erscheinen, wenn und wo der König sie zusammen beruft. Außer dem Könige hat Niemand

die Macht, Reichstage anzusetzen. Auch sollen die Stände (§. 49.) über nichts anders berathschlagen, als was ihnen der König vorlegt, und kein Reichstag soll (§. 46.) länger dauern, als drey Monate. §. 52. Alle Reichsstände werden bey ihren alten Freyheiten und Gerechtsamen erhalten, und keinem Stande sollen ohne Einwilligung der übrigen neue Freyheiten verliehen werden u. s. w.

Die neue Constitution warf also, wie man sieht, in vielen Stücken die bisherigen Grundgesetze gänzlich über den Haufen, ohne die vorige Regierungsform förmlich aufzuheben. Nach dieser hatte der König keine Macht, und bloß eine unwirksame Hoheit; der Senat hatte die Mündigkeit und die Stände hatten Recht und Freyheit. Jetzt wurde der Senat, der bisher eigentlich die Herrschaft geübt hatte, wieder in seine Schranken zurückgewiesen. Er sollte, nach seiner ursprünglichen Bestimmung, künftig bloß Rathgeber seyn. Dagegen trat die Majestät wieder in ihre Rechte. In allen Reichsangelegenheiten hieng nun die Entscheidung, welche sonst auf der Mehrheit der Stimmen im Senate beruhte, bloß vom Könige ab. Jetzt nahm der König auch An-

theil an der gesetzgebenden Gewalt, welche vormals die Stände ausschliessend ausübten. Auch die Stände hatten in den neuen Gesetzen schärfere Zügel. Sie konnten keine Reichsräthe mehr wählen, und sie auch nicht mehr zur Verantwortung ziehn. Sie waren enger mit dem Könige verbunden, und allein auf ihn gewiesen. Die Reichsgeschäfte wurden nicht mehr durch den langwierigen Canal des Senats zwischen den Ständen und dem Könige verzögert, sondern eine unmittelbare Verbindung vereinigte beyde Theile zu gemeinschaftlichen Berathschlagungen. Die Reichstage erhielten ebenfalls eine andre Gestalt. Während derselben führten vormals die Stände die Regierung, und der König war alsdann gewissermaaßen ganz außer Macht und Thätigkeit gesetzt. Jetzt aber herrschte der König in solchen Zeitpuncten mit den Ständen gemeinschaftlich, und außer den Reichstagen herrschte er allein.

Einen großen Theil des Adels ausgenommen, der durch diese Veränderung seinen ehemaligen großen Einfluß und die Aristokratie auf immer vernichtet sah, gefiel die neue Constitution der ganzen Nation außerordentlich. Gegen die

Regierungsveränderung von 1720 liefen damals mehrere Protestationen ein; gegen diese auch nicht eine Einzige! Und wie wäre das auch möglich gewesen, sagt Lagerbring, da jedem die Greuel unsrer bisherigen Verfassung vor Augen lagen. Nach ihr bestanden die königlichen Hoheitsrechte zuletzt bloß nur noch in Dingen, wozu jeder Mensch Freyheit hat. Die vornehmsten Reichsbeamten waren in Verachtung, und mußten bey jedem Reichstage ungewiß seyn, ob sie ihre Aemter behalten würden, oder nicht. Ein Senator brauchte nur einem auswärtigen Minister zu mißfallen, und sein Sturz war unvermeidlich. Kein ausländischer Hof konnte sich mit Schweden in Bündnisse mehr einlassen; denn alle Traktaten wurden bisweilen über den Haufen geworfen. Wenn die Stände versammelt waren, so waren diejenigen, welche Rechenschaft foderten, und die, welche sie ablegen sollten, einerley Personen. Das Bancowesen war oft in den Händen solcher Personen, die der Bank am meisten schuldig waren. Allianzen, Friede, Krieg u. s. w. hingen oft von Leuten ab, die nur aus dem Staatskalender wußten, daß Cathari-

na in Rußland, und Ludwig in Frankreich regierten, Es war oft schon viel, wenn mancher wußte, daß Frankreich und England gegen Westen außerhalb dem Kattegat lägen. Ein Bevollmächtigter eines unbedeutenden Orts regierte oft einen ganzen Stand mit dem Ansehen eines ehemaligen Drotten, und ein Unterofficier gab manchmal einer ganzen Versammlung den Ton. Es war vergebens, gegen solche Uebel ein Hülfsmittel zu hoffen, da das Uebel in den Hülfsmitteln selbst lag, und die Cur ärger war, als die Krankheit selbst."

Die Revolution, die in Stockholm in wenigen Stunden zu Stande kam, war in dem ganzen großen Königreiche in wenig Tagen vollendet; überall ohne Blutvergießen und Lärmen. Die Prinzen Carl und Friedrich nahmen die Huldigung für den König und die neue Constitution in Schonen, Gothland u. s. w. ein, und der Obrist Sprengtporten that es in Finnland. In Pommern geschah es von der verwittweten Königin, die damals von Berlin zurück kam, und welcher der General Ramsay mit der Nachricht von der Revolution und mit

dem Auftrage, die Huldigung jener Provinz im Namen ihres Sohnes einzunehmen, nach Stralsund entgegen geschickt war.

Gustav bewies sich gegen alle, die ihm bey der Ausführung dieses großen Unternehmens behülflich gewesen waren, auf eine ausgezeichnete Art erkenntlich. Seine beyden Brüder erhob er zu Herzogen, den ältern von Südermannland, den jüngern von Ostgothland, erhöhte ihre Jahresgelder, und kaufte für sie die Güter Tullgarn und Rosersberg. Sprengtporten, der durch widrige Winde aufgehalten, erst am 7ten September mit einem finnischen Hülfskorps zu Stockholm ankam, wurde auf der Stelle zum General-Lieutenant und Commandeur des Schwerdt-Ordens, und wenige Tage darauf zum Chef des Leibregiments, und der General-Lieutenant von Lieven zum französischen Obristlieutenant ernannt. Alle Officiere der Garde wurden um einen Grad erhöht, und sollten zum Andenken, daß der König und sein Gefolge an jenem entscheidenden Tage weiße Tücher um den linken Arm getragen, an Gallatagen mit einem weißen Bande um den Arm erscheinen.

Zwölf Unterofficiere, die damals die Wache auf dem Schlosse hatten, erhielten, jeder hundert Thaler Silberm. Pension, und eine silberne Medaille mit der Erlaubniß, sie an einem blauen Bande zu tragen. Auch die Stockholmer Bürgerschaft wurde nicht vergessen. Für ihren Eifer für den König und für ihre bereitwillige Geneigtheit bekam sie das Vorrecht, daß ihre Officiere künftig die schwedische blaue militärische Uniform und Coccarde nebst einem Tressenhute tragen durften. Auch wurden funfzehn goldene und funfzehn silberne Medaillen unter sie ausgetheilt. *)

Nichts übertrifft außerdem die Großmuth, mit der sich Gustav gegen seine vormaligen Gegner betrug. Offenbar hatten sich verschiedene Reichs-

*) Diese Schaumünze zeigt auf der einen Seite das Bildniß einer Frauensperson, die in der linken Hand einen Stab mit einem Hute auf demselben hält, und den Arm auf einen Pfeiler stützt, worauf die Grundgesetze liegen, die rechte Hand aber gegen den Himmel hebt. Die Ueberschrift ist: Libertas Manens, und die Unterschrift: Proscripta Licentia. Auf der andern Seite stehen die Worte: Gustavo III. Sv. G. V. Z. Regi Forma Regiminis quae antiqua fuerat ab. Ordd. R. reddita A. 1772. d. 21 Aug. et iisdem rogantibus fundatae quietis nummo inscripta Memoria.

tagsmänner auf mancherley Art an ihm vergriffen, und nichts wäre leichter gewesen, als sie jetzt der Wuth des Pöbels oder der Soldaten Preis zu geben, und hier die bekannte de Witsche Tragödie zu wiederhohlen. Aber Gustav vergab, wie einst August, und vergaß alle Beleidigungen, die er vor dem 19ten August von dem Uebermuthe der Widriggesinnten hatte erfahren müssen. Mit Ausnahme des Generals Pechlin, der erst nach fünf Monaten losgelassen wurde, (weil er den neuen Eid nicht leisten wollte, wozu er sich aber doch zuletzt verstand,) wurden alle Verhaftete sogleich wieder in Freyheit gesetzt; viele Mützen behielten ihre Stellen, mit denen eben so hohes Zutrauen, als Einkommen verbunden war, und sogar wurden einige der bedeutendsten Staatsämter an Männer vergeben, die 1756 mit dazu beygewirkt hatten, das Ansehen seines Vaters unter die Füße zu treten, und dessen Freunde aufs Schaffot zu bringen.

Außer den im zweyten Bande schon citirten historischen Werken müssen hier noch angeführt werden: Handlingar om Baron Görz. Stock-

holm 1772. 8. (Documente.) Gjorwell Handlingar uti Swenska Historien I. 59-62. — Materialien zur Geschichte und Statistik der nordischen Staaten, besonders Schwedens. (Vom Prof. Gadebusch.) 1stes Stück, 1791. — Historiska Uplysningar i tillståndet i Swerige under Konung Frederic den I. Regering, Stockh. 1779. 8. (Auch deutsch im Neuen Magazin für die neuere Geschichte, Erd- und Völkerkunde 2c. von D. F. G. Canzler, Leipzig 1790 1ster Theil. (Verfasser ist der Graf Boude.) — Histoire des pricipaux evenemens de l'Europe de 1733 — 1756. 3 Vol. 12. 1786. — Histoire des Revolutions de Suede par l'Abbé de Vertot, 2 Vol. 12. 1772. — Staatsschriften des Grafen Rochus von Lynar, 1ster Theil, Hamb. bey Hoffmann 1793. (Zum Theil auch schon in dem Büschingschen Magazin abgedruckt.) Anecdotes de la Revolution de Stockholm 1738 — 1739. (von Köppen, damals Mecklenburgischen Minister am schwedischen Hofe) in Büschings Magazin Theil XV. — Suea-Rikes Konunga-Längd upsatt af Friherre Shering Rosenhane &c. Stockholm 1789. 159. 4. — Suea-

Rikes Rads-Langd, forfattad af Carl Hillebransson Uggla. (Stockh. 1791. 4.) — Lonboms Anecdoter om namkunnige och marckwardige Swanske Man. Stockh. (1770-75. — Sammendrag af Swea-Rikes Hiſtoria; ifran de Aldſtatil de Nyaſte Tider, forfatted af Swen Lagerbring, Stockh. 1775. (deutſch Greifswald 1776. von Möller. — Kort Utkaſt til Konung Adolph Frederik, och desſ Gemals Lefvernes Belkrifning, in Anledning af de ofver dem ſlagna Skade penningar, Stockh. 1791. 8. (von Roſenhane. Enthält auch eine kurze und bündige Geſchichte der Reichstage.) — Büſchings Lebensgeſchichte denkwürdiger Perſonen, 4ter Theil. — Characters and Anecdotes of the Court of Sweden, II. Vol. Lond. 1790. (Auch deutſch mit Anmerkungen vom Prof. Lueder, Braunſchweig 1790.) — Charles Francis Sheridan Hiſtory of the late Revolution in Sweden, Lond. 1778. 8. Deſſelben Account of the revolution in Sweden in the Year 1773 Lond. 1783 12. — Jacques le Scéne Desmaiſons Hiſtoire de la dernière revolution de Suède &c. A Paris 1781. (Faſt nur Copie von Sheri-

dan.) — Lübbeck's schwedisches Archiv Theil I. (1772.) S. 90. — Scheffer Handlingar rörande K. Gust. III. Upfostran &c. Stockh. 1773. — Canzlers Nachrichten vom Königreiche Schweden. — Radcliffe Reise durch Schweden. (Aus dem Englischen,) Leipzig 1790. — Michelessis Bref til Hr. Visconti i Wien &c. Stockh. 1771. — Suea-Rikes Regerings Form af d. 21. August. 1772. (englisch und schwedisch.) Stockh. 1772. (Ein Auszug davon auch als Beylage in Corens Reisen 2ter B.) Häberlin Vergleich der neuesten schwedischen Regierungsform mit der von 1720 im Hannöverschen Magaz. 1772. S. 1569. — Hamburgischer unpartheyischer Correspondent. Jahrg. 1772. — Geschichte Gustav's III. ꝛc. von D. E. L. Posselt. Straßburg 1793. — Gustav III. König von Schweden, 2 Theile, Chemnitz 1793. u. s. w. u. s. w.

III.

Länder-Einnahme ohne Krieg und Blutvergießen, so wie sie noch kein Jahrhundert sah.

Erste Theilung von Polen.

Schwache und kleine Staaten verdanken mehrentheils ihre Selbstständigkeit und Sicherheit der Eifersucht ihrer mächtigern Nachbarn. Harmonie zwischen diesen läßt sich nur dann denken, wenn das gegenseitige Interesse durch besondere Umstände ein gemeinschaftliches wird. Und in diesem Falle ist das Aufhören der Uneintracht und Widersetzung mehrentheils das Unglück des benachbarten Schwachen.

Reiche und Staaten haben ihre Schicksale, ihre Epochen des Steigens und Fallens, wie

einzelne Menschen und Familien. Rom gab einst der Welt Gesetze; jetzt verschickt es Bullen. Wo Sokrates und Demosthenes einst lehrten, erklärt jetzt ein Iman den Koran. Polen war einst der mächtigste, der herrschendste Staat des Europäischen Nordens, über seine Nachbarn erhaben und furchtbar. Preußen war ein Vasall von demselben, Rußland hatte Polen zu seinen Beherrschern, und noch am Ende des vorigen Jahrhunderts verdankte Oesterreich einem Polnischen König, dem tapfern Sobieski, seine Befreyung und die Erhaltung seiner Hauptstadt. Aber mit dem Anfange des jetzigen Jahrhunderts fieng auch das Ansehen der Republik an immer mehr zu sinken.

Ihre mangelhafte Constitution wurde eine fruchtbare Mutter von innern Unruhen, von anarchischen Zerrüttungen. Bey diesen war es der benachbarten Politik nicht schwer, Einfluß und Herrschaft zu bekommen. Rußland gab Polen seinen jetzigen König. Bey der Thronbesteigung desselben waren selbst von den angrenzenden Mächten die polnischen Besitzungen garantirt, und die Ansprüche und Rechte an dieselben

selben aufgegeben worden. Allem Tractate und Garantien sind dermalen nur so lange verbindend, als man es für gut findet.

Ueber die Theilung von Polen, besonders über die erste Entwerfung des Plans derselben, ist vieles unrichtig behauptet und gemuthmaßet worden; Friedrich der Große, dessen unternehmendem Geiste die Ausführung des Projects so besonders zuzuschreiben ist, hat darüber selbst in seinen hinterlassenen unsterblichen Werken die actenmäßigen Aufschlüsse und Berichte gegeben. Man ersieht aus denselben, daß, wie so manche andere Begebenheiten, auch dieses große Unternehmen kleinen Vorfällen seinen Ursprung, und der geschickten Benutzung von günstigen Nebenumständen seine Ausführung zu verdanken hatte.

Daß Friedrich der Große bey seiner allesumfassenden Aufmerksamkeit sich längst vorher wegen Polnisch-Preußen Projecte gebildet, ist wohl mehr als wahrscheinlich. Die Lage dieses Landes, das sein Königreich von den Churländern trennte, war ihm in vieler Hinsicht unangenehm und nachtheilig. Er hatte im siebenjäh-

rigen Kriege die üblen Folgen erfahren, die mit der Zerstreuung der Länder verknüpft sind.

Der Türkenkrieg, der im Jahre 1768 ausbrach, verschaffte den Russen bald Siege und Eroberungen. Oesterreich sah diese ungern. Friedrich war alliirt mit Rußland. Die Kaiserin Catharina wünschte also am liebsten seine Vermittelung zum Frieden. Es wurden ihm die Bedingungen mitgetheilt, unter welchen sie ihn zu schließen geneigt war. Diese aber waren von der Art, daß Friedrich ihre Nichtbewilligung voraus sah. Rußland verlangte unter andern den Besitz der Moldau und Wallachey, die seine Truppen eingenommen hatten. Die Einnahme dieser Provinzen machte die Russen zu Nachbaren von Siebenbürgen und Ungarn. Eine so furchtbare und bedenkliche Nachbarschaft gab das Haus Oesterreich auf keinen Fall zu. Es wurden daher bereits in Ungarn eine Menge Truppen zusammengezogen, und die lebhaftesten Anstalten gemacht, um den Russen zu drohen, und nöthigenfalls den Türken thätige Hülfe zu leisten.

Während dieser kritischen Aussicht wurde die anfängliche Lustreise eines Fürsten ent-

scheidend für das halbe Europa. Der Bruder des Königs von Preußen, Prinz Heinrich, war nach Stockholm gereiset, um seine Schwester, die Königin, zu besuchen. Die Kaiserin von Rußland hatte in ihrer Jugend diesen Prinzen zu Berlin kennen gelernt. Sie lud ihn, da er jetzt so nahe war, nach Petersburg ein. Er gieng noch im Jahre 1770 dahin. Seine erhabenen Eigenschaften und Talente erwarben ihm das besondere freundschaftliche Zutrauen und Einverständniß der Kaiserin. Während seiner Anwesenheit zu Petersburg langte die Nachricht an, daß die Herrschaft Zips in Polen wegen einiger Ansprüche und Foderungen von Oesterreichischen Truppen wäre besetzt worden. Dieser Schritt war der Kaiserin unerwartend und auffallend. Ein Corps ihrer Armee hatte bis dahin in Polen allein gestanden und ihre Absichten soutenirt; ein fremdes Militär kam mit ihrem Systeme zu sehr in Collision. Mit der Miene des Unwillens sagte sie deshalb einstens bey einem Besuche zum Prinzen Heinrich: „Wenn der Wiener Hof Polen zerstückeln will, so haben die andern

Nachbarn das Recht, daſſelbe zu thun."

Dieſe Aeußerung wurde Friedrich gemeldet. Seine Abſichten und Erwägungen vereinigten ſich zu ſehr mit derſelben, als daß ſie ihm nicht wichtig ſeyn ſollte. Sein Geſandter zu Petersburg, der Graf von Solms, erhielt daher den Auftrag, näher auszuforſchen, ob jene Worte der Kaiſerin Abſicht und Grund hätten, oder ob ſie bloß von derſelben in einem Augenblicke unwilliger Laune und vorübergehender Aufwallung geäußert wären. Der erſte Staatsminiſter des ruſſiſchen Hofes, Graf von Panin, hatte beym Ausbruche der Unruhen erklären laſſen, daß Rußland die Länder der Republik ungetheilt erhalten und beſchützen wolle. Das Theilungs-Project war dieſer Erklärung zuwider. Graf Panin war alſo aus Schonung ſeiner Achtung und Ehre zu demſelben eben nicht geneigt. Allein die Kaiſerin reizte die Idee einer ſo leichten als anſehnlichen Vergrößerung. Die Staatsminiſter traten bald ihrem Plan bey, und ermunterten ſie zur Ausführung deſſelben. Graf von Panin theilte dem Preußiſchen Geſandten

den Entschluß mit. Er stellte die Theilung als ein Mittel vor, durch welches Preußen für die Subsidien-Gelder entschädigt werden könnte, die es an Rußland bezahlt hatte.

Die beyden alliirten Höfe waren demnach vorläufig über den Entwurf eins. Nun fehlte noch der Beytritt der Kaiserin Maria Theresia. Friedrich übernahm es, diese dahin zu bewegen. Er erklärte also dem Oesterreichischen Gesandten zu Berlin, Baron von Swieten, daß Rußland nicht die geringste Unzufriedenheit über die Besitznehmung der Herrschaft Zips bezeige. Er riethe selbst freundschaftlich dem Oesterreichischen Hofe, sich nach Belieben in Polen weiter auszubreiten. Die benachbarten Höfe würden dagegen keine Hindernisse in den Weg legen. Sie würden in friedlichem Einverständnisse dem Beyspiele Oesterreichs folgen.

Diese vortheilhafte Erklärung ließ eine bereitwillige Annahme erwarten; allein sie fand eine unerwartete Widersetzung. Das System des Wiener Hofes war ganz antirussisch. Fürst Kaunitz hofte mehr Vortheile von seinem Allianz-Projecte mit den Türken. Er antwortete

daher dem Berliner Hofe ganz trocken: „Wenn die Kaiserin einen kleinen Grenz-District hätte einnehmen lassen, so wäre es nicht ihre Absicht, denselben zu behalten, sondern sich bloß wegen einiger Summen, die von der Republik noch rückständig wären, zu entschädigen. Man hätte nicht erwartet, daß ein Unternehmen von so geringer Bedeutung, den Gedanken eines Theilungs-Entwurfs würde veranlaßt haben; ein Entwurf, der unübersteigliche Schwierigkeiten finden und die Lage von Europa noch verwirrter und kritischer machen würde. Uebrigens wäre die Kaiserin bereit, ihre Truppen aus Polen zu ziehen, wenn der Preußische und Russische Hof dasselbe thun wollten.“

Friedrich ließ sich durch diese Weigerung nicht abschrecken. Was eine überraschende Eröffnung nicht bewirkte, hoffte er von einer bündigen Ueberredung und einer reifern Erwägung. Der Wiener Hof setzte indeß seine Rüstung in Ungarn aufs eifrigste fort. Die Abtretung der Moldau und Wallachey, worauf Rußland bestand, war die Ursache seiner fortdauernden heftigen Widersetzung und unwilligen Entschlos-

senheit. Diese gieng so weit, daß Fürst Kaunitz dem Berliner Hofe erklärte: „daß, wenn Rußland seine unmäßigen Friedensbedingungen, die das ganze Gleichgewicht des Orients aufzuheben drohten, nicht mäßigen würde, die Kaiserin genöthigt wäre, an dem Türkenkriege Theil zu nehmen. Man hoffe, daß Preußen, dessen Verbindung mit Rußland sich nur auf Polen erstrecke, eine vollkommne Neutralität dabey beobachten würde.“

Allein diese Neutralität stimmte nicht mit den eingegangenen Verbindungen und mit dem Systeme Friedrichs überein. Er hatte ausgemacht, es bey jeder Gelegenheit, wo es von der Kaiserin Königin angegriffen würde, zu unterstützen. Seine Ehre sowohl, als sein Interesse riethen ihm, seiner Verpflichtung treu zu bleiben. Führten Oesterreich und Rußland Kriege mit einander, so konnten sie nachmals auf Kosten Preußens Frieden schließen. Friedrich fand also für gut, ein Vorspiel seines Nachdrucks zu geben. Er ließ die ganze Cavallerie remontiren und vermehren, und kriegerische An-

Anstalten zeigen. Diese machten, wie er hoffte, auf die Kaiser-Höfe Eindruck.

Inzwischen hatte man schon zu Petersburg über das Arrangement der Theilung mit Preußen unterhandelt. Friedrich bekam den desfalsigen Entwurf. Er enthielt aber unmäßige Bedingungen. Alle Vortheile der Theilung blieben nach demselben für Rußland, alle Gefahren für Preußen. Friedrich machte dagegen Vorstellungen, schlug Modificationen auch in Rücksicht des Türkenfriedens vor — und nach längern Unterhandlungen und Schwierigkeiten erklärte sich Catharina II. geneigt, ihre Eroberungen zwischen dem Dnieſter und der Donau, mithin den Besitz — der Moldau und Wallachey aufzugeben.

So war denn also ein Hauptstein des Anstoßes gehoben, ohne dessen Wegräumung sich auch keine Systems-Veränderung, keine Bereitwilligkeit des Wiener Hofes erwarten ließ. Man eilte preußischer Seits, demselben den Entschluß der russischen Monarchin bekannt zu machen. Und nun erschien, wie sich Friedrich der Große ausdrückt, der Fürst von Kaunitz zum

erstenmal mit heitrer Miene. Das Aufhören der Besorgnisse wegen der Nachbarschaft Rußlands ließ jetzt günstigere Neigungen erwarten.

Catharina und Friedrich waren nach längern Unterhandlungen über ihre Antheile bey der Theilung bereits übereingekommen. Der geheime Tractat darüber war im Februar 1772 unterzeichnet worden. Sie garantirten sich ihre neuen Besitzungen, verbanden sich genauer mit einander, und beschlossen so, die Kaiserin Königin zur Theilnahme an den Besitznehmungen in Polen einzuladen.

Am Wiener Hofe herrschten damals drey Partheyen. Die Kaiserin Theresia besaß, wie sich Friedrich der Große ausdrückt, nicht mehr die Energie und Standhaftigkeit, wovon sie in ihrer Jugend so viele Beweise gegeben hatte; sie fing an, sich einer mystischen Frömmigkeit zu ergeben, bereuete das Blut, das in den Kriegen während ihrer Regierung vergossen war, haßte daher den Krieg und wollte eifrigst die Fortdauer des Friedens. Ihr Sohn, der Kaiser Joseph, dachte in seinem raschen Alter entgegengesetzt. Er wünschte die ungarischen Pro-

vinzen wieder zu erlangen, die durch den letzten Türken-Frieden abgetreten worden. Der Fürst von Kaunitz schwebte zwischen beyden Systemen. Er wünschte das Interesse seiner Souveraine, und auch zugleich ihre Friedensneigung zu befördern. Er mußte also Krieg oder die Theilung von Polen wählen. Letztre ließ ihn den Unwillen des französischen Hofes, und folglich eine Trennung der bourbonischen Allianz, die sein Lieblingswerk war, besorgen. Und entschloß er sich nicht zur Theilung, widersetzte er sich ihr, so drohte die Verbindung Preußens mit Rußland den bedenklichsten Krieg.

Während man so zu Wien in unschlüssiger Verlegenheit war, erklärte der König von Preußen dem österreichischen Gesandten zu Berlin, Baron von Swieten: „daß seine Monarchin, die Kaiserin, nunmehr das Schicksal von Europa in ihren Händen habe. Denn Krieg oder Frieden hienge von der Parthey ab, die sie ergreifen würde. Unter diesen Umständen habe der König ein zu großes Vertrauen zu der Weisheit jener erhabnen Prinzessin, als daß er nicht erwarten sollte, sie werde die Ruhe von Europa

den Unruhen vorziehen, die sonst entstehen, und deren Folgen unübersehbar seyn würden.“ Diese Erklärung hatte die gehoffte Wirkung. Der Wiener Hof mußte wählen. Er wurde jetzt gleichsam gezwungen, neue Länder anzunehmen.

Seinem Entschlusse zufolge wurde nunmehr bestimmt, daß bey der Theilung eine vollkommne Gleichheit beobachtet werden sollte. Der Wiener Hof theilte darauf seinen Besitznehmungs-Entwurf mit. Die Prätensionen desselben schienen den beyden andern Höfen zu groß und unverhältnißmäßig. Unter andern bestand er auf die wichtigen Salzwerke von Wieliczka. Man protestirte dagegen. Das Haus Oesterreich leistete dafür auf einige andere Districte Verzicht. Zu große Genauigkeit im Theilen konnte Schwierigkeiten ohne Ende veranlassen, andre Höfe aufbringen und das ganze Unternehmen vernichten. Man eilte deshalb. Am 5ten August 1772 wurde die Theilungs-Convention der drey Höfe — diese denkwürdige Acte unsers Jahrhunderts — von den gegenseitigen bevollmächtigten Ministern unterzeichnet.

Der König von Preußen erhielt dadurch Polnisch-Preußen, oder das jetzt sogenannte Westpreußen. In Vergleich mit den Besitzungen, die die beyden andern Mächte bekamen, war dies Land das kleinste und am wenigsten bevölkert, indem es ungefähr anderthalb Millionen Einwohner enthält. Aber für Polen wurde diese Abtretung ein sehr empfindlicher Verlust. Sie machte den König von Preußen zum Herrn der Weichsel, und zum willkührlichen Gebieter der polnischen Ostseehandlung. Die Unterzeichnung des Theilungs-Tractats war zugleich der Zeitpunkt der Handlungsabnahme und des sinkenden Flors von Danzig. Friedrich hatte selbst diese wichtige Stadt zu seinem Antheile verlangt. Allein seine Absicht fand zu viele Schwierigkeiten. Rußland wand vor, die Freyheit dieser kleinen Republik garantirt zu haben. Im Grunde wars die Eifersucht der Engländer, die Friedrich im Wege stand. Diese sahen natürlich Danzig lieber frey, als im Besitze von Preußen, daß dadurch über den Polnischen und Ostseehandel herrschend wurde. Sie bewegten daher die Kaiserin, Danzig zu schützen

und die Schwierigkeiten wurden so groß, daß Friedrich, um die Theilung nicht aufzuhalten, auf die Besitznehmung dieser Stadt einstweilen Verzicht that. Er wurde Meister der Weichsel, sein neues Gebiet umgab ganz die Stadt Danzig, und so hoffte er, daß sich diese mit der Zeit schon von selbst würde ergeben müssen. Daß er sich hierin nicht irrte, hat jetzt der Erfolg bewiesen.

Das Haus Oesterreich trat der Theilung zu einer Zeit bey, wo dieselbe keinen Aufschub mehr litt. Es erhielt den schönen südlichen Theil von Polen, der jetzt die Königreiche Gallizien und Lodomirien in sich faßt. Gegen die Besitznehmungen der andern Mächte gehalten, sind diese Provinzen die volkreichsten, indem sie gegen drittehalb Millionen Menschen enthalten. Preußischer Seits scheint man bey Berechnung der gegenseitigen Vortheile, den Eigennutz bey Seite gesetzt, oder sich vielmehr etwas übereilt zu haben. Rußland bekam zuletzt die größten Landdistricte, denjenigen weitläuftigen Theil vom östlichen Polen, der jetzt

die beyden russischen Gouvernements, das Polockische und Mohilewsche ausmacht.

Nachdem die drey Höfe am 5ten August 1772 so über die Theile ihrer neuen Besitzungen übereingekommen waren, garantirten sie sich selbige, und verbanden sich, die Republik Polen selbst zu einer feyerlichen Abtretung zu nöthigen. Die Polen vermutheten und argwöhnten nichts weniger, als solche Unterhandlungen und solche Beschlüsse. Sie sahen vielmehr ganz andern Scenen entgegen, und erwarteten zum Theil, daß die eingerückten Preußen bestimmt wären, die Oesterreicher zu beobachten, und sie aus dem Lande zu vertreiben. Ganz Europa sah nicht voraus, was da kommen würde.

Im Anfange des Septembers rückten darauf die Truppen der drey Mächte vor, und nahmen die bestimmten polnischen Provinzen in Besitz. Schon vorher war dem Könige von Polen aufgetragen worden, einen außerordentlichen Reichstag zu versammlen. Dies geschah im April 1773. Die Höfe eröffneten darauf ihre Prätensionen, die mit vielen Gründen und diplomatischen Argumenten prangten. Sie ver-

langten von dem Könige und der Republik die Unterzeichnung: 1) der Abtretungsacte für die drey Mächte, 2) die Herstellung der Ruhe in Polen, 3) die Bestimmung einer Summe zum Unterhalt des Königs, 4) die Errichtung eines immerwährenden Raths, 5) einen sichern Fonds zur Unterhaltung von 30,0000 Mann Truppen in der Republik. Zugleich schickte jeder der drey Höfe einen General nach Warschau, Oesterreich den General Richecourt, Rußland den General Bilkow und Preußen den General Lentulus. Alle diese hatten den Auftrag, gemeinschaftlich zu Werke zu gehen, und mit Heftigkeit gegen die Magnaten zu verfahren, die Cabalen unternehmen, oder den neuen Einrichtungen Hindernisse in den Weg legen wollten, die in Polen sollten eingeführt werden.

Die Polen sahen nun die Folgen ihrer Uneinigkeiten und innern Zerrüttungen. Zwar sträubte sich ihr Patriotismus auf eine edle Weise gegen die Anträge der Uebermacht. Viele Landboten erschienen nicht zum Reichstage, man widersprach nachdrücklich. Allein eine solche Widersetzung war fruchtlos. Der Wiener Hof

erklärte, daß man einen Tag zur Versammlung des Reichstags festsetzen solle, mit der Drohung, daß, wenn sich die Landboten nicht auf demselben einstellten, die drey Höfe unverzüglich das ganze Königreich unter sich theilen würden. Bezeigte man indeß Willfährigkeit, so würden diese, nach der Unterzeichnung der Cessionsacte, ihre Truppen aus Polen zurück ziehen. Diese Erklärung erzwang die gehoffte Wirkung. Die Mehrheit einer einzigen Stimme decidirte auf dem Reichstage die Abtretung. Fünf und funfzig Mitglieder stimmten für dieselbe, und vier und funfzig hatten die Entschlossenheit, ihr muthig, wenn gleich vergebens, zu widersprechen. Die Cessionsacte wurde darauf am 21 August mit Oesterreich, am 13ten September mit Rußland, und am 18ten desselben Monats mit Preußen von den beyden Marschällen des Conföderations-Reichstags, von dem Präsidenten der Delegation und den Ministern der drey Höfe unterzeichnet. Erst am 19ten October erfolgte auch die Unterzeichnung des Königs und der beyden Kronkanzler. Die Republik mußte darauf Emissarien ernennen, um

die

die unglückliche Trennung ihrer Provinzen selbst zu bestimmen, und die Grenzen zu reguliren.

Vergrößerungsbegierde und Eifersucht brachten bey dieser Grenzbestimmung im folgenden Jahre 1774 unter den vereinten Höfen selbst kritische Uneinigkeiten hervor. Die Oesterreicher bedienten sich einer sehr unrichtigen Charte von Polen, und alle Charten, die man gebrauchte, waren wohl nicht besser — verwechselten dabey den Namen zweyer Flüsse, und dehnten demnach ihre Grenzen viel weiter aus, als in dem Theilungstractate bestimmt worden war. Die Polen beschwerten sich darüber bitterlich. Da ausgemacht war, daß die vollkommenste Gleichheit beym Theilen beobachtet werden sollte, Oesterreich aber diese Bedingung nicht hielt, so glaubte sich auch Friedrich nicht durch dieselbe gebunden. Er folgte dem österreichischen Beyspiele, und nahm zu dem Theile von Pommerellen, den er schon besaß, noch das alte und neue Netz. Der russische Hof war mit diesem Verfahren übel zufrieden. Friedrich aber erklärte, daß er seine Grenzen wieder nach der

ersten Bestimmung einschränken würde, wenn das Haus Oesterreich ein gleiches thäte.

Diese Mißhelligkeiten erregten die Aufmerksamkeit der patriotischen Polen. Sie glaubten, durch sie die Höfe selbst gegen einander zu Feinden machen, und die Theilung dadurch vielleicht wieder zerstöhren zu können. Der Krongroßfeldherr Graf Branicky wurde deshalb nach Petersburg geschickt. Er sollte die Beschwerden der Republik wegen der neuen Theilungsschritte vortragen, und besonders die Kaiserin gegen Preußen und Oesterreich zu erbittern suchen. Dies wenigstens gelang ihm einigermaaßen. Es wurden von Petersburg sogleich Abmahnungsschreiben an den König von Preußen, und an die Kaiserin Königin erlassen. Ersterer antwortete in einem höflichen Tone, daß er bereit wäre, sogleich seine Grenzerweiterung wieder aufzugeben, wenn Oesterreich ein gleiches thäte. Kein Interesse wäre ihm zu groß, daß er nicht der Fortdauer der Freundschaft der Kaiserin aufopfern sollte. Die Antwort des Wiener Hofes war hingegen trocken und stolz. Er er-

klärte, daß man fest entschlossen wäre, das zu behalten, was man einmal in Besitz genommen hätte.

Die Polen unterließen nicht, das Mißvergnügen Catharinens zu reitzen. Eine Verstärkung der Disharmonie ließ üble Folgeu besorgen. Um die Sache gütlich beyzulegen, bewog Friedrich seinen Bruder, den Prinzen Heinrich, abermals eine Reise nach Petersburg zu machen. Der Prinz reisete dahin ab, unter dem öffentlichen Vorwande, der Kaiserin, ihrer Einladung zufolge, einen Besuch abzustatten. Inzwischen waren der Preußische und Wiener Hof untereinander übereingekommen, sich ihre neuen Erwerbungen ungeschmälert zu erhalten, die Polen klagen zu lassen, und den russischen Hof zu besänftigen zu suchen. Allein das österreichische Ministerium gieng von diesem Beschlusse ab. Es erklärte dem Petersburger Cabinette, daß die Kaiserin Königin bereit sey, einen Theil der eingenommenen Districte an Polen wieder zurück zu geben. Bey dieser Wendung der Politik konnte auch Prinz Heinrich mit seinen Nego-

ciationen nicht wohl durchdringen. Um diesen, und dem Streite ein Ende zu machen, entschloß sich auch Friedrich, einige kleine Gegenden an die Republik wieder abzutreten.

Diese geringen Zurückgaben von dem genommenen großen Ganzen waren mithin das Einzige, was die Polen durch ihre Klagen erhielten. Ihr patriotischer Zorn war ohne Kraft. Sie selbst konnten sich nicht helfen, und auch andre nicht. Das übrige Europa blieb ein friedlicher Zuschauer der friedlichen Eroberung. Die Höfe von London, Paris, Stockholm und Kopenhagen protestirten zwar gegen die Abtretungsacte. Allein es blieb auch bey der Protestation. Ihr Interesse, ihre Lage, Verhältnisse, und Rücksicht auf die mächtige Allianz, die Polen theilte, hielt sie ab von weitern Schritten. So sehr kommt alles, wie der unsterbliche Friedrich bey dieser Gelegenheit selbst bemerkt, auf die Umstände, auf den Augenblick an, in welchem eine Sache geschieht!

„Wir wollen hier nicht, sagt dieser Königliche Geschichtschreiber selbst, die Rechte der drey

Höfe — auf die polnischen Besitzungen — aus einander setzen. Es bedurfte ein Zusammentreffen besonderer Umstände, um die Gemüther zu einer Theilung zu bewegen und zu vereinigen, durch die allein ein allgemeiner Krieg vermieden werden konnte.“

IV.

Mörderisches Unternehmen gegen den König Stanislaus August von Polen; wundergleiche Erhaltung desselben, in der Nacht vom 3ten November 1771.

Nach dem Tode des Königs August des III., (1763) der zugleich Churfürst von Sachsen war, und im siebenjährigen Kriege so widrige Schicksale erfuhr, machten sich viele polnische Große Hoffnung zur Krone, die bekanntlich in diesem Königreiche allein noch durch die Wahl, durch die Mehrheit der Stimmen unter den Ständen, vergeben wird. Allein, die Hoffnungen und Bemühungen dieser Magnaten waren vergebens. Der Graf Poniatowski, ein Herr, den andere inländische Große an Macht, Anse-

hen und Reichthümern weit übertrafen, wurde am 7ten September 1764 unter dem Namen Stanislaus Augustus zum Könige erwählt. Die Kaiserin von Rußland, an deren Hofe er einige Zeit Gesandter gewesen war, unterstützte ihn vornehmlich dabey. Ein Corps russischer Truppen hielt an dem Wahltage die Ebene Wola bey Warschau, wo seit langer Zeit die Könige von Polen erwählt wurden, besetzt.

So würdig Stanislaus Augustus wegen seiner Einsichten und seiner vortreflichen, liebenswürdigen Eigenschaften der Krone war, so mißvergnügt waren doch mehrere Große über seine Erwählung, und über die Art derselben. Zu dieser Eifersucht und Abneigung kamen noch andre Gegenstände des Mißvergnügens. Die protestantischen Einwohner von Polen, die Dissidenten, wurden von den Katholiken, die bey weitem den größten Theil der Einwohner ausmachen, auf mancherley Weise bedrückt, und ihrer Rechte beraubt. Sie ersuchten, da die Regierung in Polen, bey aller Güte und Zuneigung des Königs, ihnen keinen nachdrücklichen Schutz zu ertheilen im Stande war, fremde Mächte um Beystand.

Diesen erhielten sie auch, besonders von Rußland. Ihre Rechte wurden ihnen größtentheils wieder hergestellt.

Diese Begünstigung erregte aber von neuem die Erbitterung der mißvergnügten Katholiken. Sie versammelten sich in bewaffneten Haufen, machten Conföderationen, und es entstand ein schrecklicher bürgerlicher Krieg. Man war zum Theil selbst gegen den König erbittert, glaubte, daß er den Dissidenten zu geneigt wäre, daß durch seine Erwählung alle die Unruhen, die Einrückungen von russischen Truppen und andre starke Maaßregeln des Petersburgischen Hofes in Polen veranlaßt würden. Kurz die Erbitterung gieng so weit, daß man den schrecklichen Anschlag entwarf, den König Stanislaus ums Leben zu bringen.

Ein polnischer Edelmann, Namens Pulawski, General bey der Armee der katholischen Conföderirten, faßte zuerst diesen ruchlosen Entschluß. Zur Ausführung desselben brachte er noch drey Mißvergnügte auf seine Seite, Namens Lukawski, Strawenski, und Kosinski. Diese mußten ihm aufs feyerlichste

zuschwören, entweder den König lebendig in seine Hände zu liefern, oder, wenn das nicht möglich wäre, ihn zu ermorden. Sie übernahmen dies teuflische Geschäft, und wählten sich zur Ausführung desselben 37 niedrige Menschen zu Gehülfen.

Am 2ten November 1771 begab sich diese schändliche Rotte nach Warschau. Um von der Policey nicht bemerkt zu werden und unentdeckt zu bleiben, verkleideten sie sich in Bauern, die mit Heuwagen in die Stadt kamen. Unter dem Heu hatten sie ihre Waffen und Sattel u. s. w. verborgen.

Gleich am folgenden Tage den 3ten November fanden sie Gelegenheit, ihren boshaften Entwurf in Ausführung zu bringen. Der König war des Nachmittags zu einem Besuch bey seinem Oheim, dem Fürsten Czartoryski, ausgefahren. Dies wußten sie. Sie versammelten sich also des Abends an einem Orte, wo der König passiren mußte. Zwischen 9 und 10 Uhr verließ er seinen Oheim, von 15 Soldaten seiner Garde und von einem Flügeladjutanten begleitet, der mit ihm im Wagen saß. Kaum

war er 200 Schritte gefahren, so sprengten die Verschwornen heran, befahlen dem Kutscher stille zu halten, mit der Drohung, daß man ihn sonst auf der Stelle tödten würde. Ehe sie noch so nahe waren, feuerten sie auf die Kutsche. Ein Heyducke, der den König gegen die Mörder vertheidigen wollte, wurde getödtet. Alle übrigen Personen, die den König begleiteten, verlohren bey dem plötzlichen Ueberfall, bey der Menge der Mörder den Muth, und liefen davon, am sich selbst zu retten. Ein Betragen, das einer königlichen Garde wenig Ehre machte. Selbst der Adjutant vergaß Treue und Entschlossenheit, und entsprang aus dem Wagen.

Der König allein, der nun von allen verlassen war, den alle Gefahr traf, behielt noch Gegenwart des Geistes. Die Nacht war außerordentlich dunkel. Er öffnete den Kutschenschlag, um zu entkommen. Kaum aber war er ausgestiegen, so ergriffen ihn die Mörder bey den Haaren, und riefen unter schrecklichem Fluchen auf polnisch: „Wart! jetzt haben wir dich! Deine Stunde ist gekommen!“ Einer derselben

feuerte eine Pistole so nahe bey dem Könige los, daß seine Haare von dem aufblitzenden Pulver versengt wurden. Ein andrer gab ihm einen Säbelhieb über den Kopf, der bis aufs Stirnbein drang. Darauf ergriffen sie den König bey der Halsbinde, und schleppten ihn zwischen ihren Pferden über 500 Schritte auf der Erde fort.

Und dies geschah mitten in den Straßen von Warschau! Wie eine solche Entführung, ein solcher lärmender Auftritt ohne Zusammenlaufen des Volks, selbst bey später Abendzeit, möglich war, scheint fast unbegreiflich. Allein die Mörder fanden, weil man alles eher, als ihre Frevelthat vermuthete, keine Hindernisse. Sie begegneten einer russischen Schildwache. Diese rief sie an. Sie antworteten auf russisch. Die Schildwache glaubte, daß es eine russische Patrouille sey, und ließ sie ungestört gehen.

Indeß war die Nachricht von dem mörderischen Anfalle auf den König durch die entflohenen Heyducken nach dem königlichen Pallaste gebracht. Die Bestürzung war außerordentlich. Die Garde zu Fuß wurde sogleich beordert, nach

dem Platze zu eilen, wo die Mörder ihre That unternommen. Der König war aber längst weggeschaft. Man fand bloß seinen Haarbeutel und seinen Hut, ganz mit Blute bespritzt.

Das Schrecken wurde nun noch größer. Ganz Warschau kam jetzt in Lärm. Die Mörder benutzten die Verwirrung, um ihre Beute in Sicherheit zu bringen. Der König war durch das Fortschleppen, und durch seine Wunden ermattet. Um ihn desto geschwinder fortzubringen, setzten sie ihn auf ein Pferd. Dies stürzte wie man über den Graben setzte, der um Warschau gezogen ist. Man warf den König ganz mit Koth bespritzt, wie er war, auf ein anderes Pferd.

Kaum waren die Verschwornen aus Warschau entkommen und etwas in Sicherheit, so fiengen sie an, den König zu plündern. Sie nahmen ihm den schwarzen Adlerorden und alles, bis auf sein Schnupftuch und Taschenbuch.

Mit dieser Beute eilte der größte Theil der Mörder davon; vermuthlich zu Pulawski und den übrigen Anstiftern, die in der Nähe waren, um sie durch Vorzeigung der geraubten Sachen

von der glücklichen Ausführung ihres Unternehmens zu überzeugen. Nur sieben der Verschwornen blieben bey dem Könige. Unter diesen war Kosinski der vornehmste. Die Nacht war außerordentlich finster, man wußte keinen Weg. Die Pferde waren ermüdet. Der König wurde genöthigt, zu Fuße und mit einem Schuh zu folgen; denn den andern hatte er bey dem eiligen Reiten verlohren.

Die Entkräftung des Königs machte aber ein langes Gehen unmöglich. Sie setzten ihn wieder auf ein Pferd, daß einer am Zaume führte, indeß zwey andre zur Seite ritten. Sie näherten sich einem Dorfe. Der König warnte sie, nicht dahin zu gehen, weil da russische Soldaten einquartirt wären, die gewiß ihn zu befreyen suchen würden. Dies war mit einer Vorsicht und Besinnung gesagt, die unter den Umständen zu bewundern war. Denn ehe die Russen den unglücklichen Fürsten gerettet hätten, wäre er gewiß von den Unmenschen in Stücken gehauen worden. Jene freywillige Warnung machte sie jetzt weichherziger und nachgiebiger. Sie gaben dem Könige einen Stiefel und eine

Mütze, um seine Kopfwunde zu bedecken, warum er schon mehrmals dringend, aber vergebens gebeten hatte. Unterdessen kam man in den Wald von Bielany, drey Viertelstunden von Warschau. Schon vorher hatten die andern Verschwornen den Kosinski öfters gefragt: „Ob es denn noch nicht Zeit wäre, den König zu ermorden.“ Dieser aber war so menschlich, dieses noch immer zu verweigern.

In Warschau veranlaßte indeß die Bestürzung Unentschlossenheit. Setzte die Leibwache den Verschwornen nach, so stand zu besorgen, daß sie den König eher umbrächten, als auslieferten; und auf der andern Seite gewannen die Mörder Zeit, ihre Beute in Sicherheit zu bringen, wenn man sie nicht einzuhohlen suchte. Endlich setzten sich verschiedene Herren vom ersten Adel zu Pferde. Sie kamen an den Ort, wo die Mörder über den Graben gesetzt waren. Man fand daselbst den Pelz des Königs, den er verlohren hatte. Er war blutig und von Kugeln und Säbelhieben durchlöchert, und schon glaubte man gewiß, daß der König ermordet sey.

Dieser befand sich aber noch in dem Walde von Bielany. Als die Verschwornen tiefer in denselben hineinkamen, wurden sie durch eine nahe russische Patrouille plötzlich in Schrecken gesetzt. Vier derselben entflohen. Es blieben noch drey beym Könige. Von diesen entflohen noch zwei, als sich abermals eine russische Patrouille hören ließ. Kosinski hatte die Entschlossenheit, allein beym Könige zu bleiben. Beyde waren ohne Pferde.

Das geschwinde Gehen hatte den König gänzlich erschöpft. Er bat Kosinski, ihn etwas ausruhen zu lassen. Vergebens. Kosinski drohte mit dem Säbel, und sagte, sie müßten erst durch den Wald seyn. Dann würden sie einen Wagen antreffen. Indeß nahm die Entkräftung des Königs so zu, daß er die Erlaubniß erhielt, sich etwas auszuruhen. Er benutzte diese Erhohlung, stellte seinem Begleiter die Schändlichkeit seiner That vor, und bat, ihn entfliehen zu lassen. Kosinski, schon selbst besorgt und bestürzt, wurde gerührt. „Aber, sagte er verlegen, wenn ich nun meinen Eid gegen meine Mitverschwornen breche, wenn ich Sie

in Freyheit lasse, was wird die Folge seyn? — Daß ich gefangen und hingerichtet werde."

„Ich gebe Euch mein Wort, erwiederte der König, daß Ihr nicht gestraft werden sollt. Zweifelt Ihr an diesem Versprechen, so entflieht, weils noch Zeit ist. „Keiner soll Euch verfolgen. Jetzt konnte sich Kosinski nicht länger halten. Er warf sich zu den Füßen des Königs, bat ihn um Vergebung seiner Frevelthat, versprach, ihn in Sicherheit zu bringen und gegen jeden Feind zu vertheidigen.

Man nahm nun den Weg nach einer Mühle, die in der Nähe war. Kosinski klopfte an die Hütte des Müllers. Man gab ihm keine Antwort. Er brach darauf eine Glasscheibe aus dem Fenster, und bat um Obdacht für einen Edelmann, der von Straßenräubern wäre angefallen worden. Der Müller, über einen solchen nächtlichen Zuspruch befremdet, hielt sie selbst für Räuber, und weigerte sich durchaus sie einzulassen. Der König trat darauf selbst ans Fenster, sprach durch die zerbrochne Glasscheibe, um den Müller zu bewegen, und sagte unter andern: „Wenn wir Räuber wären, wie

Ihr

Ihr meynt, die Euch anfallen und plündern wollten, so wäre es uns ja leicht, statt einer Glasscheibe das ganze Fenster einzuschlagen.“ Diese Vorstellung that die gewünschte Wirkung. Der Müller ließ sie ein. Der König schrieb sogleich ein französisches Billet an den Obersten seiner Garde, das wörtlich so lautete: „Durch eine Art von Wunder bin ich aus den Händen der Meuchelmörder errettet. Ich bin jetzt auf der kleinen Mühle zu Mariemont. Eilen Sie, mich von da abzuhohlen. Ich bin verwundet, aber nicht gefährlich.“

Die Freude, die dieses Billet in Warschau verursachte, war um so größer, je unerwarteter sie war. Ein Theil der Garde brach sogleich nach der Mühle auf. Vor derselben stand Kosinski mit gezognem Säbel. Der König war im Schlummer, und mit einem Mantel des Müllers bedeckt. Der Oberste warf sich sogleich zu den Füßen des Königs, und küßte seine Hand. Wie groß war das Erstaunen des Müllers, in dem zuerst vermeynten Räuber jetzt den Landesherrn

zu sehen. Bestürzt fiel er demselben mit seiner Familie zu Füßen.

Der König fuhr darauf in einem Wagen nach Warschau, wo er um fünf Uhr des Morgens ankam. Die Straßen wimmelten von Menschen; allenthalben ertönte der freudige Ausruf: „Der König lebt!“

Nachdem derselbe in seinem Pallaste abgestiegen war, wurde es Leuten von allen Ständen erlaubt, sich ihm zu nähern, und ihm zu seiner Rettung Glück zu wünschen. Der Zusammenfluß, die freudige Theilnahme, die sie bezeugten, gab die rührendsten Auftritte. Der König ließ seine Wunden verbinden, und wurde in einiger Zeit glücklich wieder hergestellt.

So criminel und strafwürdig das Unternehmen war, so groß war die Gelindigkeit, die Gnade des Königs. Der größte Theil der Meuchelmörder wurde eingehohlt und in Gefängnisse geworfen. Nur die beyden Hauptanführer, Lukawski und Strawenski wurden enthauptet, die übrigen strafwürdigsten zu lebenswierigem Festungsarreste verdammt. Kosinski, der Entführer und zugleich der Retter des Königs,

erhielt Begnadigung und selbst Belohnung. General Pulawski, der eigentliche Urheber des Mord-Entwurfs, entfloh aus Polen, und starb 8 Jahre darauf in einem fernen Welttheile, in Nordamerika, wo er Kriegsdienste übernommen hatte.

Dem guten Müller ließ der König eine bessere Mühle bauen, und bewilligte ihm eine jährliche Pension. Auch die Familie des tapfern, treuen Heyducken, der sein Leben für den König aufgeopfert hatte, wurde sehr wohl versorgt. Der Verstorbene wurde mit vieler Pracht begraben, und demselben ein schönes Denkmal errichtet, worauf der König eine Inschrift setzen ließ, die aus dem Lateinischen übersetzt also lautet: „Hier liegt G. H. Butzau, der den König Stanislaus Augustus am 3ten November 1771 mit seiner Brust vor dem Mordgewehre verrätherischer Königsmörder schützte, aber von vielen Wunden durchbohrt einen rühmlichen Tod starb. Der König, der die Aufopferung dieses getreuen Unterthanen beweint, hat ihm zum

Ruhme, andern zum Beyspiele dies Grabmal errichtet." — Ein Monument, das eben so sehr dem braven Butzau, als den dankbaren Gesinnungen des vortreflichen Stanislaus Ehre macht.

LIBRARY
MAR 25 1976
UNIVERSITY OF TORONTO

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

brief
D
0041967
v.3

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 09 08 01 01 022 0